Angriff
Angriff
Angriff
Angriff

Dr Joseph Goebbels

Joseph Goebbels / Der Angriff

Der Angriff

Aufsätze aus der Kampfzeit

von

Joseph Goebbels

1935

Zentralverlag der NSDAP. Franz Eher Nachf., München

Zusammengestellt und eingeleitet von
Hans Schwarz van Berk

Printed in Germany

Einbandentwurf von
Hella Koch-Zeuthen, Berlin

Umschlagentwurf von
Fritz Wittlinger, München

Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München

Inhalt:

Seite

Seite

Vorwort

Zeitungen zu schreiben, gehört zu den öffentlichen Künsten. Ein öffentlicher Beruf muß mit öffentlichen Maßen gemessen werden, und das sind immer politische Maße. Der Schriftleiter ist kein Plauderer, kein Dolmetscher der Kurzweil und auch kein Handlanger der Unterhaltung. Er ist mit anderen Vollmachten ausgestattet. Seine Sprache soll bestimmend wirken. Was er zu sagen hat, darf nicht nur unterrichten, es muß gewinnen und innerlich bewegen. Die Konterbande des Herzens muß überall durchblicken. Die Strenge einer Überzeugung soll hinter jeder Aussage stehen. Ein Gewissen soll schlagen.

Der politische Mensch allein kann in solchem Sinne Journalist sein.

Sucht man nach ihm, so findet man ihn am ehesten in Zeiten, die politisch fordernde Zeiten sind, die nichts an Sicherheiten bieten und die Menschen gemeinhin von einer Verlegenheit zur anderen treiben. In ihnen ist Raum für gebieterische Naturen, denn es öffnet sich ein Feld für den beherzten Mann, Worte zu sagen, die sich wie Gebote erheben und Taten beschwören.

Im nüchternen Berlin hat sich einmal vor uns einer gefunden, dessen journalistisches Wagnis wenig bekannt ist, weil man ihm, als dem Dichter nur, verspäteten Dank zollt: Heinrich von Kleist. Er nahm zum täglichen Wort seine Zuflucht, um auf seine Sache nicht zu verzichten, nachdem sich die Bühnen seiner Dichtung verschlossen hatten. Er wurde Journalist aus Not. Darum, und nicht nur um eines platten Vergleiches willen, muß von ihm die Rede sein, wenn man vom zweiten journalistischen Vorstoß gegen das aufgeklärte Berlin berichtet, den in unserer Zeit Goebbels mit dem „Angriff" unternahm. Denn auch er begann seine Zeitung zu schreiben, weil ihm die anderen Mittel öffentlicher Wirkung genommen waren, weil die Zeitung Stellvertreter der Fahnen und Uniformen, der Reden und Kundgebungen wurde.

Kleists verzweifelter Versuch mit den „Berliner Abendblättern" endete im völligen finanziellen und persönlichen Ruin. Der Dichter-Journalist erschoß sich am Wannsee. Was hatte er außer seinem preußischen Glauben hinter sich? Zeitungen für sich allein sind schließlich gar nichts, sind Blätter, die schneller welken als gemähtes Gras.

Immer muß etwas mehr als ein Kopf, als ein einzelner begabter herzhafter Mensch hinter einer Zeitung stehen, sie muß sich tragen, aber sie trägt sich nur, wenn der Glaube des Schreibenden zugleich der Glaube des Lesenden ist. Die Lesenden sind für eine Zeitung nicht eine unbekannte, nichtssagende Allgemeinheit, es ist immer ein bestimmter Schlag Menschen, auf den das gedruckte Wort wirkt, wie der Anruf eines Soldaten im Gelände: Freund oder Feind? Solcher Anruf verlangt Entscheidung, nicht Debatte, nicht Diskussion, und er wirkt nur auf Menschen, die nicht gerne mit Für und Wider Fangball spielen, sondern gewohnt sind, mit Ja oder Nein zu antworten.

Wußte Kleist solche Menschen hinter sich? Der preußische Dichter war tatsächlich einsamer, als er selber bis kurz vor seinem Ende glauben mochte. Es waren nur seine engsten Freunde, Adam Müller und Achim von Arnim, die wirklich mitmachten. Sie standen auf literarischem Vorposten für die preußischen Konservativen, von denen man immer achtungsvoll von der Marwitz und Finckenstein wird nennen müssen, da sie von ihrem König als Rebellen auf die Festung Spandau geschickt wurden und dabei erlebten, daß ihre übrige Standesgenossenschaft schmählich versagte.

Mit dem Kanzler Hardenberg, mit der Zensur und der sturen Bürokratie hatte sich Kleist, der Schriftleiter, ganz allein herumzuschlagen. Er hatte kein politisches Volk hinter sich, keine Gefolgschaft auf Hauen und Stechen. Darum konnte man ihn abwürgen. Darum ging er zugrunde.

卐

Zwischen 1811 und 1927 liegt ein Jahrhundert, das Menschen und Meinungen mit allen Verführungen des Liberalismus verwandelt hatte.

Goebbels traf in Berlin eine Masse an, aus der er sich erst einmal eine Gefolgschaft suchte. Es ging über Straßengefechte und Saalschlachten, aber es ging. Erst floß Blut, erst brannten Wunden, dann brach das Verbot herein, und dann erst wurde der Ausweg der Presse

gesucht, um das letzte Wort zu behalten. Das ist in seiner Reihenfolge so wichtig, wenn man den Ausgang verstehen will. Denn immer standen hinter diesem Blatt, dem „Angriff", Menschen, denen es mehr war als irgendeine Zeitung. Für sie war es ein Sinnbild, eine Fahne, um die man sich scharen mußte. Weil solche Scharen da waren und die Polizei auf Schritt und Tritt in Berlin spürte, daß sie nicht auseinanderzuprügeln waren, darum blieb auch das Blatt. Es war das Letzte, das man nicht zu verbieten wagte, weil man sonst Ausbrüche wilder Verzweiflung befürchten mußte. Man ließ diesem Blatt eine fast unglaubliche Freiheit, zu sagen, was es wollte, und diese Großzügigkeit war allein aus Angst, Unsicherheit und Feigheit der Zensur zu begreifen. Ein zerfallender Staat brachte keinen Schneid mehr auf. Erst nach mehr als drei Jahren erfolgte ein erstes Verbot.

Goebbels hatte ja den Mut, einen Feigling wirklich beim Namen zu nennen und auf einen Schelmen anderthalbe zu setzen. Er besaß einen Augenblick später, wenn die Luft brenzlicher roch, die Geschmeidigkeit, mit wohlverpackten Worten das gleiche anzudeuten und eine noch stärkere Wirkung zu erzielen, weil es noch immer unter Verschworenen besondere Freude macht, sich mit geschlüsselten, fingierten, verkleideten Worten zu ergötzen und den Gegner meuchlings lachend zu erledigen.

Goebbels beherrschte als Redner alle Register der Sprache, er brauchte sie nur auf seine Zeitung zu übertragen. Er diskutierte nicht etwa nur mit anonymen geistigen Gebilden oder politischen Glaubensgegnern, er mußte sich mit Kriminalbeamten, Staatsanwälten, Spitzeln, Parlamentariern und roten Stoßtrupps herumschlagen. Am Schreibtisch hat er in den revolutionären Jahren am wenigsten gesessen, der größte Teil seiner Zeitungsaufsätze ist unterwegs entstanden, oft in der Bahn, auf Versammlungsfahrten herunterdiktiert worden. Dabei kann man nicht jedes Gefühl und jeden Ausdruck fein poliert aus dem Futteral nehmen, da bleibt die Hauptsache, daß alles auf Anhieb sitzt und in der Gesamtwirkung einschlägt. Man spürt, daß ein Mann, der seine Stoßtrupps ansetzt, im nächsten Augenblick nicht mit umständlicher Gelehrsamkeit einen ausgeklügelten Artikel zurechttüfteln kann. Bei solchem geistigen Schrittmaß aber ist die Sicherheit dieser Zeitungskunst doppelt verblüffend: im Stil, in ihrer Vielseitigkeit, in ihrer Sprengkraft und Überzeugungswucht.

Der „Angriff" war etwas ganz Ungewöhnliches für das kaltschnäuzig-blasierte Berlin. Da gab es eine große bürgerliche Presse von nahezu siebzig Blättern, eine Domäne jüdischer Literaten. Massenblätter ohne politisches Gesicht befriedigten Millionen. Da war das kommunistische Boulevardblatt „Die Welt am Abend" zu einer Auflage von einer Viertelmillion angestiegen. Gegen diese kompakte Mehrheit trat das schmächtige Wochenblatt der Nationalsozialisten auf. Man kann es von Goebbels selber hören, wie bestürzt er war, als er die erste Ausgabe seiner Zeitung zu Gesicht bekam, so dürftig erschien sie ihm. Aus den Reihen der Parteigenossen rollte eine Welle der Enttäuschung dagegen an. Und trotzdem setzte das Blatt sich durch, weil in ihm Zeitungskunst geübt wurde.

Wo liegt das Geheimnis dieser Kunst? Ist es die Gnade einer bewegten Zeit, die ihr half, und müssen wir im beruhigten Raum uns heute sagen, daß solche Kampfzeitung nur in Unruhezeiten Lebensluft findet? Dann gehörte sie längst in ein Revolutionsmuseum. Aber liest man heute nur drei oder vier von diesen Aufsätzen, so ist man unmittelbar gepackt und bewegt. Sie haben ihre Farbe nicht eine Spur eingebüßt und wirken neben den Gang-und-Gäbe-Zeitungen unserer Tage wie frisches Grün vor einer blassen Tapete. Sie sind aktuell, weil die Überzeugung und das Gefühl, das sie geboren hat, immer gültig bleiben.

Immer gültig bleiben die echten Leidenschaften. Man soll die Geschichte eines Volkes nicht bieder in bewegte und ruhige Zeiten aufteilen wollen; für einen Menschen von Geist und Charakter hat das Leben immer die gleiche Alarmstufe, und er sieht das Leben seines Volkes nicht als einen Vorgang an, der durch regelmäßige Urlaubszeiten unterbrochen wird. Gerade da, wo die gedankenlose Mehrheit zu verweilen trachtet, spürt er jede geringste Unruhe auf, die auf künftige Handlungen abzielt. Der Journalist muß so denken, und seine Gesinnungszeitung kann sich nicht nach den Barometerständen richten, die vom Gewölk der tiefgehenden Gleichgültigkeit bestimmt werden. Der Schreibende des Tages hat nicht bloß Zustände zu schildern, sondern als Beauftragter der politischen Führung Kräfte mobil zu halten.

卐

Goebbels ist ein Lehrmeister dieser Zeitungskunde. Diese Sammlung seiner Aufsätze vom Sommer 1927 bis zum Herbst 1930 ist ein

Arsenal modernster Beispiele. Aus ihr lassen sich die Geheimnisse sicherer Massenführung ablesen.

Armselig ist ein Mensch, der weder Feind noch Freund hat; mit ihm zu sprechen lohnt sich nicht, denn er ist nichts weiter als das Echo seines jeweiligen Gegenübers. Trostlos ist eine Zeitung, die in einer Lauge von Objektivität alle Gefühle, Affekte und Forderungen ausgewaschen hat. Destilliertes Wasser wirkt tödlich, destillierte Meinung ist Gift für ein Volk. Das Volk will lebendig angesprochen sein, und wenn man es nicht zu großen Gefühlen und herzhaften Gedanken aufruft, verirrt es sich schließlich dahin, seine verdrängte Liebe und Anteilnahme nur noch Abenteurern zuzuwenden und aufgeputzten Theaterhelden, schließlich sogar den Verbrecher als „interessanten Fall" mit Anteilnahme zu studieren, wie wir es in den Jahren der dämmernden Demokratie erlebten, als auch der Salonbolschewist als interessantes Exemplar der Gesellschaft herumgereicht wurde.

Das Volk will immer an den Spannungen des Daseins selber teilhaben und nicht bloß als Zuschauer am Rande stehen. Von dieser Menschenerfahrung hat jede Zeitung auszugehen.

Die Zeitung ist das tägliche Buch des Volkes. Dieses Buch muß sich lesen wie das Leben selbst. Es muß den Menschen unverzüglich, ohne gelehrige Umschweife ansprechen. Das Schicksal macht keine Vorworte, es packt den Menschen beim Kragen und stößt ihn ins Glück oder schleudert ihn ins Unglück. Es läßt die Ereignisse hereinbrechen. Darum muß die Zeitung den Menschen mit einem einzigen Griff packen und an das Geschehnis heranführen. Goebbels ist Meister des Zugriffs. Mit dem ersten oder zweiten Satz seiner meisten Aufsätze hat er den Menschen fest in der Hand. Man bedenke, mit welchen feierlichen und abstrakten Titeln schon gewöhnlich die Zeitungen ihre Leitartikel anbieten. Sie stellen, was sie zu sagen haben, erst einmal möglichst hoch auf einen Sockel. Goebbels gibt seinen Aufsätzen Überschriften, die wie flüchtig hingeworfene Bemerkungen wirken, mitten aus einem Gespräch gerissen, in das nun der Leser unweigerlich und ohne Umschweife hineingezogen wird, wenn sie lauten:

Angenommen! — Ich meine es gut mit euch. — Eine Mücke hat gehustet. — Finden Sie, daß Isidor sich richtig verhält? —

So spricht das Volk selber, so redet man untereinander, wenn man sich nichts vormachen will. Es ist der Ton des einfachen Mannes, ohne Bügelfalte und Verbeugung, Arbeiterdeutsch, Soldatensprache. Sie kann die Dinge beim Namen nennen, auch wenn sie derb und saftig sind. Eine Dirne heißt nun einmal Dirne, ein Zuhälter bleibt ein Zuhälter, ein Feigling, ein Esel und Strohkopf können nicht verlangen, unter zarten Decknamen angesprochen zu werden. Das tat weder Luther noch Hans Sachs, noch irgendeiner, der das Herz des Volkes gewann. Man hat diesen Ton des „Angriffs" natürlich grobschlächtig, plump und ungebildet genannt und ihm das sublime Geschwätz der Intelligenzblätter entgegengehalten. Das Volk hat immerhin anders darüber gedacht und sich vom Nationalsozialismus in der Tiefe angesprochen gefühlt. Die Politik wurde ihm nicht als Kunst höherer Intelligenz vorexerziert, sondern am eigenen Leibe klargemacht. Diplomatische und wirtschaftliche Verträge, Locarno, Dawes, Young, Gesetze, Verordnungen, anonyme Gesellschaften, dies alles wurde so dargestellt, daß die Menschen in ihrer täglichen Umgebung die Bestätigung dafür fanden. Das Allgemeine wurde persönlich.

Die persönliche Note ist die eigentliche Sprache des politischen Blattes, denn der politische Mensch hält sich nie an die abstrakten Gegenstände oder Widerstände, er sucht hinter den Zuständen die Menschen, denen sie zu verdanken sind. So begreift man, warum in langer Reihenfolge jede Nummer des „Angriffs" auf der ersten Seite eine Glosse mit Karikatur brachte: „So sieht er aus!" Es war eine Steckbriefserie von Schiebern und Ministern, von Demagogen und harmlosen Irren, die ihrer Wichtigkeit entkleidet wurden. So versteht man auch den politischen Instinkt, mit dem der Kampf um Berlin immer verbissener auf eine Person konzentriert wurde, auf den Polizeipräsidenten Bernhard Isidor Weiß, der wie eine Zielscheibe durch fortgesetztes Punktfeuer buchstäblich zerlöchert wurde. Ihm ist eine ganze Serie von Aufsätzen und Karikaturen gewidmet und dazu noch das Buch „Isidor". Denn er war der Generalvertreter des Judentums, der Republik, der verkommenen Berliner Gesellschaft. Ihn treffen, hieß alle seine Hintermänner schlagen und damit das ganze System.

Wie überwältigt man politische Gegner? Darauf konnte Goebbels die Antwort geben: durch Witz und Beharrlichkeit. Am Fall Isidor,

aber ebenso an Stresemann oder Scheidemann oder Hörsing wurde die Kunst der politischen Satire mit Vollendung geübt. Rheinische Eulenspiegelei und Berliner Mutterwitz gossen das eiskalte Weihwasser des Hohns auf die schütteren Scheitel republikanischer Hoheit, pfefferten Distelköpfe auf Staatsroben und gratulierten nach jeder Blamage mit silberborstigen Brennesselbuketts. Berlin hatte lange nichts mehr zu lachen gehabt, aber im „Angriff", wie bei der Kaisergeburtstagsfeier für Parker Gilbert und bei mancher Maskerade zur Zeit des Uniformverbotes brach eine Heiterkeit durch, wie sie nur gesunde, ihrer Sache sichere Menschen besitzen. Was selber gesund war, fühlte sich angesprochen, und daraus entstand in Berlin wieder etwas, das man nicht mehr für möglich gehalten hatte: Volk.

Das Volk will nicht tönendes Pathos hören. Seine Gefühle gehen mit dem, der Mutterwitz, Schlagfertigkeit, Zähigkeit und zu alledem Überzeugung besitzt. Man findet sie in jedem Blatt, das mit Goebbels Namen gezeichnet ist. Hinter allen vergnügten Schelmenstreichen ist der Cantus firmus der Gesinnung vernehmbar. Wo er den Gegner und sein Programm des Irrtums oder Betrugs überführt, wo er Zustände verwirft, immer hört man das siegreiche Finale: Wir haben den Führer und durch ihn die Idee! Glaube wird zerstört, Meinungen werden zerrissen, aber nicht mit der anarchischen Wollust des Literaten, der um sich herum eine Halde ausgebrannter Gedanken aufschüttet, sondern nur, um einen neuen Glauben mit stärkerer Inbrunst entgegenzusetzen. Gradlinig ist dieser Glaube und sein Vortrag über alle Jahre hinweg eindeutig — wo aber wäre das sonst unter Journalisten zu finden? Wo überhaupt unter ihnen haben viele die Kraft aufgebracht, neben der Besprechung angelieferter Ereignisse die großen Ideen der Zeit mit weltanschaulichem Ernst zu verkünden, wie man es hier immer wieder zwischen heiteren und boshaften Gängen tut? Wo vor allem aber fanden und finden sich Herzen, die eine Totenklage anzustimmen vermögen, wenn Menschen im Kampf oder Dienst als Opfer fallen, wie Wessel und Kütemeyer, eine Totenklage, die zur bleibenden Inschrift wird? Wo ist ein Tagespublizist mit umfassendem Blick, der Außen- und Innenpolitik, der die Kultur und ihre Zeugnisse, die Wirtschaft und ihre Folgen mit sicherem Wort beherrscht? Wer vermag ebensoviel Appell an die Menschen zu richten, wie er Kritik übt?

Die Zeitung ist das tägliche Buch des Volkes. In diesem Buch muß das Allgemeine menschlich begründet und das Menschliche wiederum an eine Idee gebunden sein. Sonst zerrinnen die Geschehnisse des Tages im Geschwätz als Handwerk. Was der Sekundenzeiger der Zeit anzeigt, muß auf die große Uhr der Geschichte übertragen werden, auf der allein der Blick eines Volkes haften bleibt.

Dazu bedarf es der inneren Schau und der Zucht, dazu ist notwendig ein fester politischer Standort, der immer dort zu liegen hat, wo die Führung des Volkes selbst steht. Es ist nicht zu erfüllen ohne Prüfung, die der Schreibende an sich selbst erlebt hat und ist nicht glaubwürdig zu machen, wenn nicht der Vorrat eines Herzens zu spüren ist, das etwas zu verschenken hat. Kalt und heiß müssen die Worte fallen, sie dürfen böse sein und können des Giftes oft nicht entraten. Sie sollen erschrecken und warnen oder wie blanker Stahl ihren unbarmherzigen Schritt tun. Nur dann versteht sie das Volk, das selber ein gewaltiges Aufgebot von Leidenschaften und Bereitschaften ist.

Hans Schwarz van Berk

Die Stimme der Verfolgten

Am 5. Mai 1927 triumphierte die Berliner Presse: Die NSDAP. war für das Gebiet Berlin und Brandenburg polizeilich verboten. Mit Hilfe des allgemeinen Landrechts, das noch aus der Zeit Friedrichs des Großen stammte, verbannte das Polizeipräsidium die junge Bewegung von den Straßen, aus den Sälen, aus der Öffentlichkeit überhaupt. Die Partei zählte in diesem Augenblick 1400 eingeschriebene Mitglieder, in einer Stadt von 4½ Millionen Menschen. Aber schon war sie so aktiv, daß die herrschenden Gewalten sie als Bedrohung empfanden.

Das Verbot sei erfolgt, schrieb die jüdische Presse, weil die SA. am Abend vorher den ehrwürdigen, weißhaarigen Pfarrer Stucke blutüberströmt aus einer Versammlung geworfen habe.

Stucke ging nach dem Vorfall sofort zum Polizeipräsidium und berichtete. Er trat ein paar Tage später als Redner in einer Reichsbannerversammlung auf. Die kirchlichen Behörden teilten alsbald mit, daß Stucke wegen Unwürdigkeit entlassen und weder den Titel noch die Amtskleidung eines Pfarrers tragen dürfe. Es handelte sich um einen notorischen Trinker.

Dr. Goebbels legte beim Oberpräsidenten und beim Oberverwaltungsgericht Beschwerde gegen das Verbot ein. Vergebens, das Verfahren wurde verschleppt — weil der Herr Polizeipräsident von Berlin immer wieder um Verlängerung der Frist bat, die er zum Heranbringen des notwendigen Materials brauche.

Dr. Goebbels verlangte, daß man ihn vor den Richter zitiere. Man wagte es nicht.

11 Monate, bis zum 1. April 1928, blieb die Partei in Berlin verboten. In dieser Zeit wurde der „Angriff" die Stimme der Verfolgten.

Wir fordern

Das deutsche Volk ist ein Sklavenvolk. Es rangiert heute völkerrechtlich hinter der letzten Negerkolonie am Kongo. Man hat uns alle Souveränitätsrechte genommen, und nun sind wir dem internationalen Börsenkapital gerade gut genug, seine Geldsäcke mit Zinsgeldern und Prozenten zu füllen. Das und nichts anderes ist das Ergebnis einer vielhundertjährigen heldenhaften Geschichte. Haben wir das verdient? Nein und nein!

Darum fordern wir: daß man den Kampf proklamiert gegen diesen Zustand der Schmach und Not, und daß den Männern, denen wir unser Schicksal in die Hand geben, jedes, aber auch jedes Mittel recht ist, die Ketten der Sklaverei zu zerbrechen.

In unserem Volk gibt es drei Millionen Menschen, denen man Arbeit und Brot verweigert. Zwar bemühen sich die amtlichen Männer, über diesen Jammer hinwegzutäuschen. Sie reden von Sanierung und Silberstreifen, und während es ihnen von Tag zu Tag besser geht, geht es uns von Tag zu Tag schlechter. Immer mehr schwindet die Illusion von Freiheit, Frieden und Brot, die man uns einmal vorgaukelte, als wir unser Geschick selbst in die Hand nehmen wollten. Der vollkommene Zusammenbruch unseres Volkes wird das Ende dieser verantwortungslosen Politik sein.

Darum fordern wir: für jeden schaffenden Deutschen das Recht auf Arbeit und Brot.

Während der Frontsoldat draußen in den Schützengräben sein Vaterland mit dem Leben verteidigte, kam irgendein ostjüdischer Schieber und nahm ihm Haus und Hof. Nun sitzt der Jude triumphierend in den Palästen, und der Prolet, der Frontkämpfer, haust in Löchern, für die das Wort „Wohnung" zu schade ist. Das ist weder notwendig noch unvermeidlich, das ist zum Himmel schreiendes Unrecht. Eine Regierung, die da stillschweigend zuschaut, taugt nichts und muß verschwinden, je eher, desto besser für uns.

Darum fordern wir: Wohnung für deutsche Soldaten und Arbeiter. Fehlt es an Geld zum Bauen, dann treibt die Eindringlinge zum Land hinaus, damit Deutsche auf deutschem Boden wohnen können.

Unser Volk vermehrt sich, andere Völker verschwinden. Es bedeutet das Ende unserer Geschichte, wenn man uns durch eine feige,

faule Moral den Nachwuchs nimmt, der doch einmal dazu berufen sein soll, unsere Mission vor der Geschichte zu vollenden.

Darum fordern wir: Grund und Boden, auf dem Getreide wächst, das unsere Kinder ernähren soll.

Während wir träumten und schliefen oder fremden, unerfüllbaren Phantomen nachjagten, hat man uns unseren Besitz gestohlen. Man behauptet heute, das sei ein Elementarereignis gewesen. Aber dem ist nicht so: das Geld ist nur aus den Taschen der Armen in die der Reichen gewandert. Das ist Betrug, schamloser, gemeiner Betrug!

Über diesen Zustand der Verelendung triumphiert eine Regierung, die man im Interesse von Ruhe und Ordnung nicht näher charakterisieren darf. Ob sie deutsche Belange vertritt oder nicht vielmehr die Belange unserer kapitalistischen Peiniger, darüber zu entscheiden, überlassen wir jedem einzelnen.

Wir aber fordern eine Regierung der nationalen Arbeit, Staatsmänner, die Männer sind, und denen die Schaffung eines deutschen Staates Zweck und Sinn ihrer Politik ist.

Jeder hat in Deutschland mitzureden, der Jude, der Franzose, der Engländer, der Völkerbund, das Weltgewissen, und weiß der Teufel wer, nur der deutsche Arbeiter nicht. Er muß kuschen und arbeiten. Alle vier Jahre wählt er aufs neue seine Peiniger, und jedesmal bleibt alles so, wie es vordem war. Das ist Unrecht und Betrug. Das brauchen wir nicht länger zu dulden. Wir haben das Recht, zu verlangen, daß in Deutschland nur mitredet, wer als Deutscher an diesem Staate mitschafft, und dessen Schicksal mit dem Schicksal des Vaterlandes auf Gedeih und Verderb aneinandergekettet ist.

Darum fordern wir: Vernichtung des Systems der Ausbeutung! Her mit dem deutschen Arbeiterstaat!

Deutschland den Deutschen! 25. Juli 1927.

Wir kapitulieren nicht!

Als wir vor einem Jahr begannen, da waren wir ein kleines Häuflein von einigen hundert Menschen, verzweifelt an der Gegenwart und zerrissen im politischen Alltag; aus allen Lagern waren wir gekommen, der Studierte von rechts und der Prolet von links. Als wir begannen, da wagten wir nicht vom Himmel zu hoffen,

daß er uns die Gnade des Hasses unserer Feinde so bald schon in überreichem Maße schenken würde. Heillose Phantasten waren wir, ungeschult in den Futterkrippenkämpfen, die man seit 1918 in Deutschland Politik nennt, ohne Wissen von den Gefahren, die um uns lauerten, und kaum ahnend, daß es gefährlich sei, ein versklavtes Volk zu lieben und für seine Freiheit einzustehen. So begannen wir.

Gar mancher hat gelächelt und mancher gelacht. Wir waren ja so wenige, unbedeutend und ohne Rang, uns stand keine starke Presse zur Seite, wir hatten weder eine Organisation noch das Geld, mit dem man gewöhnlich so etwas aufbaut. Still und ohne Aufheben machten wir uns ans Werk, jeder an seinem Platz. Der eine predigte in der Fabrik, der andere in der Schreibstube, und der dritte vom hohen Podium der Volksversammlung aus. Ein jeder tat seine Pflicht, und so wurde ein Werk. Was wir schufen, das wurde aus eigenster Kraft. Niemand half uns, wir haben uns selbst geholfen.

Und gar bald hörte das Lachen auf. Man begann uns zu verleumden und zu beschimpfen. Wie haben wir uns gefreut, von den Vernichtern Deutschlands beschmutzt zu werden! An ihrem Widerstand wurden wir groß und stark. Je mehr man uns besudelte, um so trotziger wurden unsere Gesichter, um so härter unser Wille, den einmal als richtig erkannten Weg zu Ende zu gehen. Wir wußten, wo wir anfingen; nur Gott weiß, wo wir einmal enden werden.

Als Verfolgung und Verleumdung nichts ausrichteten, da schickte man uns den roten Terror auf den Hals. Er fand uns aufrecht stehend als Kämpfer. Wir haben den Terror nicht gesucht, aber als er uns niederknüppeln wollte, da haben wir ihn mit verzweifelten Gesichtern und mit geballten Fäusten empfangen. Pharussäle, Spandau, Lichterfelde-Ost, das waren nicht Vorgänge des Angriffs, das waren noch Akte der Verteidigung und der Selbstbehauptung. Wenn der Gegner geglaubt hatte, uns damit vernichten zu können, er irrte sich: wir wurden größer und schlossen uns enger aneinander.

Jetzt schäumte der Gegner vor Wut. Wo normale Mittel versagten, da griff er zur Willkür und Gesetzlosigkeit. Er schlug seinem eigenen Glauben ins Gesicht und sprach das Verbot aus.

Nun existieren wir nicht mehr. Wir sind nicht mehr da. Ein Federstrich hat uns ausgeschieden aus der Liste der Tatsachen. Wir sind anonym geworden. Schon unser Name und unser Zeichen bringt die Republik ins Wanken. Wer von euch hätte je geglaubt, daß wir so stark seien?

In der Verzweiflung richteten wir uns auf und wurden stark. Wenn wir bisher verteidigten, was nicht mehr zu retten war, jetzt springen wir über die Defensive hinaus und greifen an. Gebt uns unser Vaterland zurück! Wenn alle sich auf den goldenen Boden der Tatsachen stellen:

Wir kapitulieren nicht!

Wir nehmen nichts zurück! Wir haben nichts zu bereuen, wir werden weiterkämpfen: Schlagt zu, schlagt zu! Ihr hämmert nur den Trotz in uns stahlhart. Ihr macht uns ganz groß im Lieben und groß im Hassen. Wir verzeihen nicht! Wir haben mit euch nichts auszumachen! Auch wir kennen einmal keinen Pardon, wie ihr keinen Pardon gekannt habt, als ihr uns verfolgtet.

Eben stand einer vor mir, er kam aus den Gittern zurück, bleich, zerrissen und zerschunden. Er hatte die allerheiligste Majestät der Republik beleidigt. Er hatte zu behaupten gewagt, daß es nicht wahr sei, daß Freiheit, Schönheit und Würde in Deutschland regierten. Er hatte die Wahrheit gesagt.

Eine Zelle ist freigeworden. Wer wird morgen an seiner Stelle hinter die Eisenstäbe gehen?

Vor diesem bleichen Gesicht hab' ich's geschworen:

Wir geben nicht nach! Wir beugen uns nicht! Wir bleiben aufrecht stehen!

Schlagt zu, schlagt zu!

Jeder Schlag hämmert uns härter und trotziger!

Wir kapitulieren nicht!

3. August 1927.

Wir warten auf den Kadi!

Am 5. Mai 1927 wurde die Ortsgruppe Berlin der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei durch Beschluß des Berliner Polizeipräsidenten Zörgiebel verboten und für aufgelöst erklärt. Warum? Besagte Partei veranstaltete am Tage vor der Auflösung im Kriegervereinshause eine Massenversammlung mit dem Thema:

„Volk in Not! Wer rettet es? Jacob Goldschmidt!" In dieser Versammlung stand mitten während der Rede ein betrunkener, amtsentsetzter Pfarrer auf, warf dem Referenten zweimal lächerliche und beleidigende Zurufe entgegen und wurde dann von ein paar empörten Versammlungsbesuchern mit wohlgezielten Maulschellen an die frische Luft befördert.

Die Berliner Asphaltpresse bemächtigte sich mit einer wahren Inbrunst dieses Leckerbissens. Sie berichtete spaltenweise von dem „armen, weißhaarigen Pfarrer", der doch nur von seinem Recht der freien Meinung Gebrauch gemacht habe, brachte Bilder und Lebensbeschreibungen von ihm, wußte zu erzählen, daß er blutüberströmt aus dem Saal getragen worden sei und vierzehn Tage in Lebensgefahr schwebte. Sie forderte demzufolge das Verbot der Partei, Verhaftung ihres Berliner Führers, strengste Untersuchung seiner Schandtaten, womöglich in diesem Ausnahmefall, entgegen dem sonstigen demokratischen Prinzip, die Todesstrafe.

Das Verbot wurde prompt noch am selben Tage ausgesprochen. Man versuchte, Vermögen und Kartothek der Partei zu beschlagnahmen. Man hetzte ihre Führer von Vernehmung zu Vernehmung, verbot die harmlosesten Zusammenkünfte früherer Mitglieder der Partei und glaubte damit, die republikanische Pflicht für Ruhe und Ordnung erfüllt zu haben. Bald aber drehte sich das Bild. Aus dem armen, weißhaarigen Pfarrer wurde ein gerichtsnotorischer Trunkenbold, der nach eidlicher Aussage eines Kellners dreißig Schnäpse und vierzig Glas Bier an einem einzigen Abend trank; von dem sein eigenes Konsistorium zugeben mußte, daß er wegen grober Vernachlässigung seiner Pflicht amtsentsetzt worden sei und nicht mehr das Recht habe, die Kleider seines Berufes zu tragen. Aus dem blutüberströmten Märtyrer für demokratische Gedankenfreiheit wurde ein übel beleumundeter Provokateur, der noch am Abend seiner Provokation bei dem Juden Weiß, der in Berlin das Amt eines Polizeivizepräsidenten mit schweigender Behendigkeit versieht, das Verbot der Organisation verlangte, die ihm das verabreicht hatte, was er längst schon vor Gott und den Menschen verdiente: Prügel! Aus der Verhaftung des Führers wurde nichts. Ja, seine Vernehmung ging nur sehr zaghaft vor sich, und als er gar erklärte, er lege keinen Wert darauf, sich durch eigene Aussagen zu entlasten und in einem kommenden Verfahren nur als Zeuge aufzutreten, im Gegenteil! Er

wolle angeklagt werden, um endlich einmal vor dem Forum eines deutschen Gerichts — soweit es ein solches überhaupt noch gibt in diesem Reich von Schönheit und Würde — die Wahrheit sagen zu können und den Peinigern und Quälgeistern des armen deutschen Volkes die Maske der Heuchelei von der gelben Visage herunterzureißen — da war Matthäi am letzten auf dem Alexanderplatz.

Und nun herrscht beredtes Schweigen im Walde. Herr „Bernhard" Weiß verhaftete fünfhundert Nationalsozialisten, die von Nürnberg kommen: Nutzt nichts! Das Material fehlt, um ein willkürliches Verbot zu rechtfertigen. Er läßt bei Dutzenden deutschen Männern Haussuchungen halten. Nutzt nichts! Es findet sich nichts, den verhaßten Führer zu erledigen.

Unrecht bleibt Unrecht!

Dreht und dreht! Wir drehen schon wieder das Recht nach oben! Glaubt uns, wir stehen auf der Lauer und passen auf. Uns macht man kein X für ein U mehr vor.

Wir wollen, daß Recht Recht bleibt. Wir appellieren an alle, alle:

Es gibt keine Richter mehr in Berlin!

Was könnten wir mehr tun, als verlangen: Schleppt uns vor den Kadi!

Wir wollen angeklagt sein; denn wir wissen: wir sitzen nur eine Stunde auf der Anklagebank.

Aus Klägern werden Angeklagte und aus Angeklagten Ankläger!

Wir fragen an, immer und immer wieder:

Wann gedenkt ihr uns vor den Kadi zu schleppen?

Habt ihr etwa Gnade und Mitleid mit uns — oder gar Angst vor der eigenen Courage?

Warum haltet ihr mit dem Beweis unserer Schandtaten so hinter dem Berge?

Ihr seid doch sonst nicht so!

Warum so schweigsam?

Gericht! Gericht!

Klagt an! Klagt an!

Oder wißt ihr selbst noch nicht, was wir nicht wissen und niemand weiß?

Wir warten auf den Kadi!

5. September 1927

Antworten Sie, Genosse!

Genosse Zörgiebel!

Am 6. Mai verfügten Sie durch Schreiben vom 5. Mai die Auflösung der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, Gau Berlin, mit allen ihren Untergruppen und Nebenorganisationen. Sie gaben diesem, mit Ihrem allerhöchsten Namenszug gezeichneten Schreiben eine sogenannte Begründung mit, die sich in krassestem Widerspruch zu den Argumenten befand, die in den damaligen sturmbewegten Tagen von der Ihnen gewiß nicht fernstehenden jüdischen Asphaltpresse als Motiv zu Ihrer Auflösungsverfügung angegeben wurden. „Berliner Tageblatt", „Vossische Zeitung", „B. Z. am Mittag" und andere Weltblätter schreiben, wir hätten einen weißhaarigen Pfarrer blutig, ja halb totgeschlagen, ein Redakteur sei auf das brutalste mißhandelt worden, ich als Redner hätte die Versammlungsteilnehmer offen zum Mord an politischen Schriftstellern aufgefordert und was dergleichen scheußliche Greueltaten noch mehr waren. Ich wurde auch am anderen Tage von Ihren Beamten — ich muß die Charakterköpfe der politischen Abteilung des Berliner Polizeipräsidiums wohl so nennen — über meine angeblichen Delikte vernommen. Da ich mich aber weigerte, vor Polizeiorganen überhaupt auszusagen — ich brauche Ihnen als altem, erprobtem Revolutionär nicht zu erklären, warum — kam die Sache vor den Untersuchungsrichter, der denn auch tatsächlich einige Kronzeugen benannte, die unter Eid die von der jüdischen Presse in freier, geflügelter Phantasie erfundenen Untaten bekunden wollten. Ich rief damals die ehrlichen Teilnehmer der in Frage stehenden Versammlung zur Zeugenschaft auf. Mehrere hundert meldeten sich zum Gegeneid, und dann versank der ehrwürdige Pfarrer in der Versenkung. Nur meldete sich bei uns noch ein Oberwachtmeister Ihrer — Genosse Zörgiebel, Ihrer — Polizei, der sich bereit erklärte, zu beeiden, daß ihm der ehrwürdige Greis vor der Versammlung schon in stark betrunkenem Zustande aufgefallen sei. Aber das nur nebenbei!

Und nun zur Hauptsache:

Wir legten sofort gegen Ihre Auflösungsverfügung ordnungsgemäßen Protest beim Oberpräsidenten ein. Wir taten das um so reineren Gewissens, als das mit Ihrem Namen gezeichnete Dokument von einer Leichtfertigkeit, um nicht zu sagen Unfähigkeit war, daß

jeder ordentliche Richter ohne weiteres die Aufhebung dieses selbst für neudeutsche Regierer unerhörten Verbots verfügen mußte. Sie scheinen das auch selbst zu wissen, Herr Genosse. Denn bis heute — das Verbot ist mittlerweile schon sieben Monate alt — haben Sie und Ihre Organe es noch nicht für zweckmäßig gehalten, der Ihnen übergeordneten Instanz des Oberpräsidenten die von ihr verlangten Unterlagen zur Verfügung nachzureichen. Im Gegenteil! Sie schleppen die Sache künstlich hinaus, rechnen auf unsere vorläufige Ohnmacht, stellen sich schwerhörig und stecken Ihren Kopf — oh, diesen Kopf der Köpfe im neuen Deutschland — in den Sand. Bei Gott, das Vernünftigste, was Sie tun können! Die Wahlen stehen vor der Tür, und Sie wissen so gut wie ich, daß unsere Partei die einzige ist, die durch ihre Art des Kampfes dem Marxismus auch in der Reichshauptstadt ernstlich zu Leibe rücken könnte.

Genosse Polizeipräsident! Haben Sie Ihr Dokument vom 5. Mai selbst schon einmal in Ruhe durchgelesen? Wissen Sie, daß darin geschrieben steht: „Dr. Goebbels forderte in nicht mißzuverstehender Weise auf einer am 10. Oktober 1926 in Potsdam veranstalteten Märkertagung die Parteimitglieder zur Mitarbeit an der Zerstörung des heutigen Staates auf." Wissen Sie, daß sich bis heute, im Ablauf von anderthalb Jahren, noch kein Staatsanwalt gefunden hat, der mich deshalb in Anklagezustand versetzt hätte? Ist es Ihnen bekannt, Herr Genosse, daß in dem von Ihnen gezeichneten Schreiben zu lesen steht, ich hätte die Anweisung gegeben, „daß die verantwortlichen Gau- und Landesführer ihre ganze Tätigkeit auf die vorher erwähnten Punkte zu konzentrieren haben", und daß der Schreiber Ihres Dokuments damit den Anschein zu erwecken versucht, als bezögen sich diese meine Worte auf die in Ihrer Verfügung inkriminierten Stellen, während sie in Wirklichkeit gar keine sachlichen „Punkte" meinen, sondern „Punkte" im Sinne von „Städte", „Plätze", „Landesteile", und daß man das im Alltagsleben, im Leben unterhalb der moralischen Sphäre eines preußischen Polizeipräsidiums sozusagen als Leichtfertigkeit, Fahrlässigkeit, vielleicht als etwas, das ich zu klug bin, in Worte zu kleiden, bezeichnen würde?

Genosse Zörgiebel! Revolutionär in Frack und Arbeiterführer in Limousine und hoch zu Roß! Ich nehme nicht an, daß das Verbot gegen unsere Organisation aus unsachlichen, parteitaktischen Erwägungen heraus aufrechterhalten bleibt. Es wäre sehr unklug und

töricht von mir, wollte ich Ihnen das unterstellen. Aber wir haben das Recht, als Staatsbürger, auch zweiter Klasse, zu verlangen, nun endlich vor einem ordentlichen Gericht Rede und Antwort stehen zu dürfen. Wir lassen nicht locker; davon mögen Sie, Herr Proletarierführer, überzeugt sein.

Antworten Sie, Genosse! Zerren Sie uns vor den Kadi! Machen Sie uns den Prozeß! Ihnen stehen ja Spitzel genug zur Verfügung, die uns überführen könnten. Sie haben das Wort. Reden Sie! Wir werden die Antwort nicht schuldig bleiben!

5. Dezember 1927.

Ins neue Jahr!

Schaut rückwärts:

Ein Jahr des Kampfes liegt hinter uns. Sorge und Not, Gefängnis und Verfolgung verhängte ein gütiges Geschick in überreichem Maße über unsere Reihen. Mißt man den Wert einer Bewegung an dem Grad des Hasses, der ihr von den Vernichtern des deutschen Volkes entgegengebracht wird, wir können bestehen. Zaghaft traten wir in das Jahr 1927 hinein. Wir wußten alle, daß es von uns Großes, fast Unmenschliches verlangen würde. Aber schauen wir zurück, dann können wir mit Stolz und Zufriedenheit sagen: Wir haben bestanden! Das Schicksal hat uns nicht untergekriegt! Wir haben dem Feind, wo auch immer er heranschlich und unsere Reihen zu erschüttern trachtete, die Zähne gezeigt. Wir haben gekämpft, aufrecht und furchtlos und treu. Nicht einmal hat die Verfolgung, die über uns hereinbrach, uns klein und feige gesehen.

Das Jahr 1927 war das der Gärungen und Klärungen. Die Fronten haben einander abgetastet. Wo Gutes beim Gegner war, ist es unter unserem Anprall mählich, aber sicher abgebröckelt, und wo es den Weg zu uns noch nicht erkennen kann, da findet es ihn doch langsam mit der ablaufenden Selbstverständlichkeit eines Naturgesetzes. Weil wir so klar und kompromißlos unseren Glauben ins Volk hineintrugen, darum beginnt man jetzt wieder, Glauben zu uns zu fassen.

Zwölf Monate lang haben wir das Erdreich aufgerissen und die junge Saat in die braunen Schollen hineingeworfen. So mancher Säemann ging aus und streute den Samen. Und nun beginnt die

Erde zu treiben. Der Wind steht auf gut Wetter, und es geht zur Ernte hin. Noch niemals sahen des Himmels Sterne ein junges Geschlecht so voll von Mut und Glauben und Zuversicht. Wir haben bestanden! Gottes Hand war über uns!

Schaut vorwärts:

Ein Jahr des Kampfes liegt vor uns. Wer in Reih und Glied steht, weiß, worum es geht. Um alles! Um alles! Was wir ehedem erahnten und fühlten, heute wissen wir's und vermögen es zu sagen. Und so treten wir, auf uns selbst und allein gestellt, zum Entscheidungsschlag an.

Neue Verfolgungen werden über uns hereinbrechen. Wir werden größer werden, so wird das Maß der Unterdrückung wachsen, bis es einmal unerträglich wird. Darum freuen wir uns, daß es so ist und wünschen es nicht anders. Wenn das Schicksal es zuläßt, daß die große Not über uns hereinkommt, dann gibt es uns auch die Kraft, sie zu meistern.

Der Wert eines Menschen und auch einer Bewegung richtet sich nach der Größe des Unglücks, das über sie kommt, und nach ihrer Fähigkeit, dieses Unglück zu wenden.

Noch nie gab die Geschichte Großes ohne ebenso großen Einsatz. Darum setzen wir alles ein, um alles zu gewinnen. Das neue Jahr wird unter uns weiter sondern und richten. Schärfer werden die politischen Fronten sich abgrenzen; Spreu wird vom Hafer geschieden. Die Starken werden stärker und die Schwachen schwächer und feiger werden. Und wir als die Mutigsten werden wie ein Magnet allen Mut in unseren Kreis hineinziehen.

Das wissen wir mit tiefer Beruhigung: Das neue Jahr wird das erste Jahr der Ernte sein. Die Saat beginnt aufzugehen, und es wird sich schon zeigen, daß Mühe und Kampf doch nicht umsonst gewesen sind. Blut wird nicht für nichts vergossen. Auch die vier Toten des abgelaufenen Jahres haben ein Recht, und dieses Recht zu erfüllen, dazu sind wir bereit.

Kameraden von Berlin! Die Partei ist verboten! Die Fahnen hängen müde und schwer am Schaft, und dem Fahnenträger wird bald die Zeit zu lang. So manchen sah er von sich gehen. Der eine liegt nun mit verbundenem Schädel oder siechem Leib im Krankenzimmer; der andere durchmißt mit langen Schritten ewig auf und ab

eine enge Zelle. Prozesse drohen, Strafen nach jüdisch-römischem Gesetz, Verfolgungen, Drangsalierungen; über unseren Häuptern tobt sich der Gummiknüppel einer wildgewordenen Dawessoldateska aus, und es ist in all der Not kein Ende abzusehen. Aber der Geist lebt!

Und da frage ich euch: Habt ihr das Jahr, das hinter euch liegt, vor Gott und den Menschen dem Vaterland geweiht? Ich weiß, ihr könnt ja sagen. Denn nichts tatet ihr für euch. Und wolltet ihr eine Stunde missen in diesem herrlichen Jahr, wo wir das Banner hineinpflanzten in diese Stadt?

Ich weiß, ihr sagt nein und gebt mir die Hand darauf, daß es so bleiben soll.

Und nun hebt den Schritt und tretet mutig ins neue Jahr hinein! Sie mögen die Fahnen verbieten! Wir ziehen sie in den Herzen auf!

Vorwärts und aufwärts!

Denkt an das Vaterland!

Es lebe Adolf Hitler!

2. Januar 1928.

Der Pfarrer Stucke

Am 4. Mai des vergangenen Jahres stand in einer unserer Massenkundgebungen ein ehrwürdiger, weißhaariger Herr mitten während meiner Rede auf und beleidigte mich trotz eindringlichster Vermahnung des Versammlungsleiters zweimal auf das infamste. Er wurde daraufhin von Unbekannt an die frische Luft gesetzt. Leider bezog er bei dieser Prozedur ein paar unsanfte, aber gewiß redlich und erzieherisch gemeinte Kopfnüsse, die ihn jedoch nicht daran hinderten am selben Abend mit dem Berliner Vizepolizeipräsidenten Bernhard Weiß Verbindung zu suchen und zu finden und von ihm das Verbot des Stahlhelmtages sowohl als auch der Partei zu verlangen, die ihm, dem Pfarrer, so unsanft auf die weiche Birne geklopft hatte. Nur zum Zweiten konnte sich der Mann, dessen Spitzname durch das Republikschutzgesetz unter Strafe steht, und der deshalb hier nicht genannt, aber um so eindringlicher dazugedacht werden darf, entschließen, und eine wohlabgestimmte, ganz einheitlich von links bis rechts geführte Pressekampagne tat das ihrige, dieses Parteiverbot dem Lesepöbel der Berliner Asphaltjournaille mundlich zu machen.

Wir schrien uns die Kehle wund nach dem Kadi; doch der hieß Hase und wußte von nichts. Er steckte eindringlichst den Kopf in den Sand und behauptete wie der Vogel Strauß: „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß!" Je lauter wir riefen, desto steifer hielt er die Ohren, bis ihm schließlich das Trommelfell platzte, und dann begann der Laden zu brummen. „Sie werden hiermit ..." Ich kam und sagte aus und erfuhr zu meinem maßlosen Erstaunen, daß sich tatsächlich Eideshelfer gefunden hatten, die mit erhobenem Finger auszusagen bereit waren, was ihren Brotgebern im Polizeipräsidium nicht unangenehm ist. Ich rief meine Gegenzeugen auf.

Und dann meldeten sich diese Gegenzeugen. Zehn, zwanzig, fünfzig, hundert, dreihundert, zum Schluß fünfhundert. Ich nahm die markantesten und eindeutigsten heraus und meldete sie pflichtgemäß dem Untersuchungsrichter zur Gegenaussage. Und siehe da! Ein Wunder war geschehen! Der mysteriöse Pfarrer — ich weiß nicht, ob er mittlerweile seiner Verdienste um neudeutsche Regierer wegen den Schutz des Republikschutzgesetzes genießt und verzichte deshalb auf eine nähere Charakterisierung — versank wieder in der wärmenden Versenkung. Aber wir ließen nicht locker. Wir riefen: „Polizei, Polizei!" sechs Monate hindurch. Und schließlich halfen keine Ohrenwatte und kein geplatztes Trommelfell mehr. Wir wurden erhört, und man übergab uns schweren Herzens den Gerichten.

„Der Schriftsteller Dr. Joseph Goebbels wird angeklagt, öffentlich vor einer Menschenmenge zur Begehung strafbarer Handlungen, nämlich Körperverletzung, aufgefordert zu haben, wobei jedoch die Aufforderung ohne Erfolg geblieben ist."

Ich denke, nanu, denke ich. Nennt man das ohne Erfolg? Oder fingert ihr gescheiten Leute die Sache so, daß der Pfarrer aus dem Spiel bleibt und nur der mysteriöse Redakteur, der Schatten, der nicht Daseiende, die Idee, die Phantasie von einem Menschen im Sinne des Bürgerlichen Gesetzbuches übrigbleibt? Vorsicht! Vorsicht!

„Sie können innerhalb einer Woche eine Voruntersuchung oder die Vornahme einzelner Beweiserhebungen vor der Hauptverhandlung beantragen. — Ferner können Sie Einwendungen gegen die Eröffnung des Hauptverfahrens vorbringen." Merkwürdig, dieser Brief kommt vier Tage nach Datum in meine Hände, bleiben also noch drei Tage von der Woche, innerhalb deren ich „Einwendungen"

machen kann. Ich schreibe an den Richter einen ausführlichen Schrieb über den ganzen Vorgang und biete für meine Darstellung aufs neue sechzig der einwandfreiesten Zeugen an.

Ich bin allerhand gewohnt, aber was nun folgt, das geht denn doch über die Hutschnur selbst eines Staatsbürgers zweiter Klasse dieser Republik:

„In Ihrer Strafsache teilen wir Ihnen mit, daß wir die Ladung der im Schreiben vom 21. Dezember genannten Zeugen als unerheblich ablehnen.

gez.: Sternheim, Landgerichtsdirektor."

Hm! So, so! Also Sternheim. Herr Sternheim lehnt ab. Als unerheblich. Erheblich sind also für Herrn Sternheim anscheinend nur die 6 (in Buchstaben: sechs) Charakterköpfe der I A, die als Zeugen paradieren. Ich schlage Krach. „Sie lehnen die Ladung meiner Zeugen als unerheblich ab. Sie können das deshalb nicht, weil Sie ja gar nicht wissen, was die einzelnen Zeugen zu sagen haben. Ich muß darauf bestehen, daß außer den von Ihnen geladenen Zeugen noch mindestens folgende Zeugen zur Vorverhandlung vorgeladen werden." Daraufhin dekretiert Herr Sternheim, seines Zeichens Landgerichtsdirektor: „Sie werden zur Hauptverhandlung auf den 13. Januar 1928, vormittags 10.30 Uhr, vor das Schöffengericht Berlin-Mitte, Abteilung 203, Erdgeschoß, Zimmer 109, geladen."

Von meinen Zeugen sagt er nichts, der Herr Sternheim! Am 13. Januar also geht die Komödie über die Bretter, die Gericht bedeuten. Der Pfarrer Stucke wird zeugen, vor Gott und vor den Menschen!

Wir haben noch einen Trumpf in der Hand; den spielen wir am 13. Januar aus. Läßt man die von mir beantragten Zeugen nicht zu, dann werden wir der Öffentlichkeit ad oculos demonstrieren, was dieser Prozeß ist:

Ein Theater, eine Farce, ein Lustspiel der Republik, und nicht einmal eins, das von Witz zeugt.

9. Januar 1928.

Ich meine es gut mit euch!

Eben komme ich nach in aller Hast doch so wohltuender Fahrt von Hamburg zurück, stürze wieder in den Berliner Trubel hinein und mache mich gleich an die Arbeit für den großen Prozeß. Nun häufen sich allmählich die Unterlagen. Zeugenaussagen über Zeugenaussagen, Beweisanträge, eidesstattliche Erklärungen, Zeitungsausschnitte, Anklagen und Gegenklagen, und, was die Hauptsache ist, Personalakten. Dieser Prozeß geht aufs Ganze. Und da man uns den Kampf aufzwingt mit allen Mitteln, so nehmen wir ihn gern und dankbar an. Mit allen Mitteln. Eine dicke Mappe ist mir besonders ans Herz gewachsen. Darauf steht geschrieben: Pfarrer Fritz Stucke. So! Ohne alle Anführungsstriche. Eine herrliche Mappe! Sozusagen ein Zeitdokument. Ein Diener des Wortes wird hier seines Amtsrockes entkleidet und so gezeigt, wie der liebe Gott ihn geschaffen hat. Menschlich, allzu menschlich. Diese liebe Mappe! Ich streichle sie, als wäre sie ein heimlicher Goldschatz. Das ist sie vielleicht auch. Für mich, für uns bestimmt. Nur wenige wissen davon, und die verstehen zu schweigen. Wir sind direkt eifersüchtig auf diese Mappe. Wie ein Geizhals mit seinem Gold im Strumpf, so gehen wir mit dieser Mappe um. Wir öffnen sie nur bei Lampenlicht, wenn die Neugierigen weit sind, und dann berauschen wir uns an dem betörenden Glanz dieses Flitters. Lachen, klopfen uns auf die Knie, reiben uns schadenfroh die Hände und freuen uns wie die Diebe. Meint ihr, wenn man bei dem Geizhals Haussuchung hielte, man fände heraus, wo er sein Geld im Strumpf hat? Meint ihr, wenn einer, ein jemand, ein X, ein Abgesandter von einem, einem jemand, einem anderen X zu uns käme unter irgendeinem Vorwand, sagen wir einmal, weil er der törichten Meinung ist, wir hätten Druckschriften oder Kanonen gegen die Republik, meint ihr, er fiele so zufällig über unsere Mappe? Oh, da kennt ihr uns schlecht; da seid ihr im Irrtum, das seid ihr, schwer im Irrtum. Unsere Mappe ist unsere Welt. Die verstecken wir, wie der Geizkragen seinen Goldstrumpf; wer weiß, wo. Aber nicht, um sie, wie er, nach dem Tode lachenden Erben zu lassen. Das könnte euch so passen! Mit dieser Mappe haben wir etwas vor. Sozusagen ja!

Und in diese lüsterne Vorfreude regnet, wie der Hagel in den Sonnenschein, eine Karte auf den Tisch. „Der Termin am

13. Januar vor dem Schöffengericht Berlin-Mitte ist aufgehoben. Sie brauchen daher nicht zu erscheinen." Und ich bin tieftraurig. Die dicken Tränen rinnen. Ich blättere zum Trost noch einmal die Akten durch. Akten sage ich euch! Da steht schwarz auf weiß geschrieben, was vor Gott und den Menschen keine Wahrheit ist. Und dafür wollen den Finger heben die Kriminalassistenten von Krieg, Rauhut, Hartwig, Bober und Jedworny von der Abteilung I A des Berliner Polizeipräsidiums, der Schriftleiter Dr. Anton Hofrichter und der Pfarrer der Evangelischen Reformgemeinde e. V. Fritz Stucke. Und diese Eide — so muß man wohl sagen — wird der Landgerichtsdirektor Sternheim abnehmen. So steht es geschrieben. Und nun ein letztes Wort zur Güte. Ich meine es gut mit euch.

Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Der Prozeß kommt. Hoffentlich bald. Es ist nicht mein Prozeß, sondern unser Prozeß. Weil der ehrwürdige Pfarrer Fritz Stucke totgeschlagen wurde, darum hat man unsere Partei verboten. Werden wir freigesprochen, dann fällt auch der letzte Schein eines Rechtes zu diesem Verbot. Darum werden wir uns, wenn nötig, mit den Zähnen verteidigen. Jedes gesetzliche Mittel ist uns recht, da wir zu wissen glauben, daß dem auch bei euch so ist. Wir gehen nicht unvorbereitet in diesen Prozeß hinein. Wir lagen nicht auf der Bärenhaut, derweil ihr uns zehn Monate Zeit ließet zum Nachdenken. Hoffentlich bekommt euch der Prozeß gut. Daß er uns gut bekommt, das laßt unsere Sorge sein.

Ihr Herren von der I A des Polizeipräsidiums: Wenn man den Finger hebt, dann schwört man; und da muß man das sagen, was vor Gott und nicht vor dem Brotgeber die reine Wahrheit ist. Das, was in eurer Anklageschrift geschrieben steht, ist nicht die Wahrheit, sondern im Gegentum. Bedenkt das wohl! Es stehen Gegenzeugen bereit: deutsche Männer und Frauen von untadeligem Ruf, hundert, wenn notwendig zweihundert und mehr. Ihr sagt nicht aus gegen irgendeinen tumben Tropf, der sich nicht zu helfen weiß, sondern gegen Männer, die eine Bewegung, die sie über alles und mehr als ihr Leben lieben, zu verteidigen haben. Vorsicht ist besser denn Nachsicht.

Ehrwürden! Hochwürden! Ersterbe in Demut! Wenn ein Rat angebracht ist, seien Sie vorsichtig, wenn Sie unter Eid aussagen. Man erinnert sich meistens nicht mehr so genau der Dinge, wenn man im

großen Nebel war. Setzen Sie Ihre Worte richtig! Man kann auch die Aussage verweigern, dann nämlich, wenn sie einen selbst belasten würde. Unsere Mappe, unsere liebe Mappe ist keine Verteidigung, sondern eine Anklage, eine flammende Anklage, ein Angriff, mit Verlaub zu sagen. Sie ist mit nüchterner Berechnung zusammengetragen, und auf keiner Seite finden sich Spuren von Alkohol. Überhaupt der Alkohol, Ehrwürden! Dieser Teufel der Menschheit. Malen wir ihn nicht an die Wand. Wird vom Alkohol geredet, dann tut der Fachmann gut daran, in Schweigen zu versinken.

Gegenzeugen herein! Hebt die Hand und schwört und sagt die reine, lautere Wahrheit: So ist es! Hier stehen wir!

Zeugen der Anklage:

Ich meine es gut mit euch! Aber gereizt, wird selbst das Lamm zum Wolf! Ich warne Neugierige!

16. Januar 1928.

Durch die Blume

Ein penetranter Geruch verpestet die Luft in der Umgebung des Hauses der neunundneunzig Schafsköpfe, und keine offizielle Verlautbarung des Genossen Zörgiebel reicht mehr aus, selbst dem harmlosesten Zeitgenossen weis zu machen, das rühre von einem Gasrohrbruch bei den Schachtarbeiten her.

Also: Ich wohne jetzt in Friedenau in unmittelbarster Nähe einer großen Opelfiliale, und seitdem interessieren sich die Herren mit Gamsbart, Stutzen und Krückstock merkwürdig intensiv für neue Opeltypen. Zwar gibt es im Zentrum Filialen die Menge, aber anscheinend hat es die in Friedenau den Achtgroschenjungen der heiligen Hermandad besonders angetan. Im schnittigen Wagen kommen sie frühmorgens angebraust, und schaue ich zum Fenster hinaus, dann pendeln sie beutelustig die Straße auf und ab. Nur wenn ich das Haus verlasse, dann erwacht ihre Liebe zu Opel. Dann stehen sie harmlos vor den Scheiben und ergehen sich in tiefsinnigen Fachdebatten. Ich merke nie etwas. Ich habe nur so meine heimliche Freude, wenn der schnittige Wagen dahin muß, wohin ich will. Da ich nicht annehmen kann, daß der Berliner Vizepolizeipräsident Bernhard Weiß den Plan hat, eine Biographie meiner Bescheiden-

heit zu schreiben und dazu Material von seinen Rüsselputzern sammeln läßt, muß wohl diese so freundliche Überwachung ihre guten Gründe auf anderer Ebene haben.

Es ist nicht nur eine Vermutung von mir, wenn ich der Meinung Ausdruck gebe, daß das Berliner Polizeipräsidium seit nahezu zwei Jahren mit einem wahren Bienenfleiß einen umfassenden Personalakt von meiner politischen und sonstigen Tätigkeit anlegt. Man kann es den Herren dabei nicht einmal verdenken, daß sie den Wunsch haben, sie möchten bei der Suche nach politischer Belastung auch so rein zufällig einen kleinen Kleckser auf der moralischen weißen Weste finden. Dann beruhten diese Kleckser auf Gegenseitigkeit, und jeder würde aus eigenstem Interesse schon die Schnauze halten. Ich kann ihnen den Gefallen leider nicht tun. Und daher vor allem diese Betulichkeit. Was würde nun Herr Weiß zum Exempel dazu sagen, wenn einer von uns, sagen wir einmal ich, den mühsam zusammengeklaubten Akt meiner eigenen Wenigkeit aus dem Berliner Polizeipräsidium selbst mit eigenen Augen gesehen hätte. Sagen wir einmal, er wäre ihm abends um zwölf Uhr überreicht worden, unter Brüdern natürlich, und er hätte bis morgens um fünf Uhr Gelegenheit gehabt, ihn durchzustudieren. Er wäre dabei aber nicht vor Angst in die Knie gesunken, sondern ordentlich stolz auf seine Untaten geworden. Er wüßte also, was seine Gegner mit ihm vorhaben, mit welcher Rücksichtslosigkeit sie die Polizeigewalt gegen ihn einzusetzen gewillt sind, und er stellte sich nun auf den für Herrn Weiß auf Grund seiner doch auch ihm gewiß von seinem hochseligen Herrn Vater, dem Synagogenvorsteher Weiß, übermittelten religiösen Erkenntnisse außerordentlich verständlichen Standpunkt: Auge um Auge und Zahn um Zahn; und begänne nun, auch seinerseits Personalakten anzulegen, fein säuberlich und einwandfrei — das wird doch noch erlaubt sein — mit Photographien und lückenlosem Lebenslauf. Es gibt Menschen, die scheuen den lückenlosen Lebenslauf wie der Teufel das Weihwasser.

Kurz und gut:

Es war früher unter uns ein „Parteigenosse", dessen Namen ich bei nächster Gelegenheit nennen werde. Diese Kreatur, die wir längst schon in Verdacht hatten und deshalb überwachen ließen, hat nun vor uns ein Geständnis abgelegt, daß er uns verraten habe. Sein Verführer heißt Kühl; wir alle kennen ihn. Und was will der Knabe

Kühl und wofür ist er jede Summe zu zahlen bereit: unsere Personalakten über die I A.

So siehst du aus! Sie, verehrter Diener der Republik, haben sich wieder einmal so dumm in die Brennesseln gesetzt, daß Ihre Brotgeber nun doch in Erwägung ziehen müßten, Ihnen endlich den Gutenachtkuß zu geben; schon aus Selbsterhaltungstrieb. Wir haben noch mehr auf der Latte. Aber wir hassen Sie so inbrünstig, daß wir es vorziehen, Ihnen die Medizin, von der wir annehmen, daß sie Ihnen nicht wie Honig schmeckt, tropfenweise zu verabreichen. Sie können sich gratulieren! Und noch einige dazu. Wir sind gewillt, nunmehr mit diesem feigen System der Aushorcherei Schluß zu machen, koste es, was es wolle.

Ein nicht unbedeutender Mann der I A erklärte mir vor nicht allzu langer Zeit, daß ich dem preußischen Staate im Jahre rund fünfunddreißigtausend Mark koste für Schutz und Überwachung und so. Ich nehme an, daß in dieser Summe auch die acht Groschen des Herrn Kühl figurieren. Die sollen gestrichen werden. Er mag sich darauf verlassen. Der preußische Innenminister erklärte vor einigen Monaten im Landtag, er verachte das unwürdige System des politischen Spitzeldienstes, und er gebe sein Wort darauf, daß es in Preußen in keiner Behörde mehr existiere. Der Herr Minister Grzesinsky, geboren im Hause Cohn, kennt entweder sein Ressort nicht, dann ist er unfähig, oder aber er kennt es, dann hat er die Unwahrheit gesagt, und sein Wort ist keinen roten Heller wert.

Wir nehmen nicht an, daß er von sich aus diesen stinkenden Sumpf austrocknen wird. Diesen Optimismus überlassen wir den bezahlten Kreaturen der preußischen Verwaltung. Schön! Dann krempeln wir selbst die Ärmel hoch und geben uns mit Verzweiflung daran, diesen Augiasstall auszumisten. Gasmasken heraus!

Es wird ein lustiges Tänzchen, das wir euch vorführen wollen.

Diesmal mußten wir noch durch die Blume sprechen. Wir sind gespannt, was ihr zu tun gedenkt. Das nächstemal werden wir massiver. Ihr könnt euch gratulieren!

Dann reden wir auf gut deutsch.

30. Januar 1928.

Eine Mücke hat gehustet

Karl Zörgiebel, ehemaliger Gewerkschaftssekretär und derzeitiger Reklamegoi im Berliner Polizeipräsidium, gehört zu jenen ehrenwerten Männern, die am 9. November 1918 in Deutschland Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit eingeführt haben. Das war, wie es scheint, ein lukratives Geschäft. Denn aus dem ehemaligen kleinen Proletarierführer ist nun ein großer Paraderepublikaner geworden. Und nachdem er vor einigen Tagen seine neue Villa — kostet unter Brüdern hundertzwanzigtausend Mark — bezogen hat, kann ihm kein Geldsackdemokrat mehr etwas vormachen. Ja, so ändern sich die Zeiten!

Besagter Karl Zörgiebel hat die merkwürdige Angewohnheit, meine Bescheidenheit von Zeit zu Zeit mit einem allerhöchsten Regierungserlaß zu beglücken. Meistens unerfreulichen Inhalts, für ihn wie für mich. Denn ich nehme zu seiner Ehre an, daß es auch diesen Schutzengel der Republik in tiefster Seele schmerzt, wenn er die Demokratie mit Füßen treten muß. Aber was tut man nicht alles für eine Villa. Dieser Tage kommt wieder so ein Schreibebrief auf meinen Tisch geflogen:

„Der Ankündigung der für Freitag, den 17. Februar 1928, vorgesehenen öffentlichen Wählerversammlung ist die Zahl Vierhundertachtundsechzig beigedruckt. Es ist festgestellt worden, daß durch die der Versammlungsankündigung beigedruckte eingeklammerte Zahl der jeweilige Saaldienst bestimmt wird, den die SS. des Gaues Brandenburg der NSDAP. zu versehen hat. Diese Betätigung der SS. verstößt gegen mein Verbot der NSDAP. für Groß-Berlin vom 5. Mai 1927. Auf Grund des vorgenannten Verbotes verbiete ich die vorgenannte Veranstaltung.

gez. Zörgiebel."

Was sagt ihr nun, ihr Männer? Unser Drucker hat sich, als ich ihm diesen Brief zeigte, förmlich wie ein Regenwurm gekrümmt und gebogen vor Lachen. Die beigedruckten Zahlen bedeuten nämlich die Registernummern des Verlages. Der Herr Polizeipräsident oder einer seiner Rüsselputzer — wahrscheinlich ist Herr Kühl wieder einmal beförderungsbedürftig — hat eine Mücke husten hören, und nun behauptet er, das sei ein Erdbeben.

Aber angenommen, die Zahlen bedeuten tatsächlich den jeweiligen

Saaldienst. Wo steht es in der Weimarer Verfassung geschrieben, daß ich mich in einer Versammlung von wildgewordenem Straßenpöbel niederbrüllen oder gar zusammenschlagen lassen muß? Ist es denn dem Herrn Genossen Zörgiebel so gänzlich unbekannt, daß hier in Berlin von einem kommenden freien Deutschland sprechen, mit dem Teufel Brüderschaft trinken heißt? Vor einigen Wochen traten mehrere Kommunisten zu uns über, die eidesstattliche Erklärungen abgaben, daß im vergangenen Jahr bei einer unserer großen Versammlungen sechstausend Rotfrontleute, unter der Führung von Teddy Thälmann, Spandau besetzt hielten, um dem Spuk der Hitlerbanditen, wie sie sagten, endgültig den Garaus zu machen. Ich fuhr damals, eskortiert von sechs Autos, über die Heerstraße nach Berlin zurück, umjohlt und umbrüllt von tobenden Janhagelhorden. Vor unserer Abfahrt wurden die Wagen von der Polizei auf Waffen untersucht, und wir behielten zu unserer Verteidigung nur das Autowerkzeug und ein paar Bleirohre. Was hätte Genosse Zörgiebel beispielsweise gesagt, wenn man uns da auf offener Straße niedergemeuchelt hätte? Haben die Dinge sich bis heute geändert? Nein! Die Polizei will und kann unsere Freiheit und unser Leben nicht gegen den roten Terror beschützen. Und wenn das Berliner Polizeipräsidium mir die Organisation eines eigenen Schutzes nur für das nackte Leben verbietet, dann leistet es damit — ich sage das im vollen Bewußtsein der Tragweite dieser Anklage — dem Verbrechen und dem geplanten Mord Vorschub.

Nun wird Genosse Zörgiebel fragen, warum ich denn überhaupt rede und die öffentliche Ruhe und Sicherheit störe. Weil ich nicht stillschweigend zuschauen kann, wie er und seinesgleichen Parforce reiten und Villen kaufen, während meine Volksgenossen, ehrliche deutsche Arbeiter und Frontsoldaten, verhungern und verkommen. Und das allein ist auch der wahre Grund dieser geistlosen Gummiknüppelmethoden: wir fangen wieder an, den Herren unbequem zu werden. Das Lachen hat aufgehört, und nun kommt wieder die schlotternde Angst zum Vorschein. Wenn wir das selbst nicht schon wüßten, das Ausland schreit es uns allzu vernehmlich in die Ohren. Der Londoner „Daily Telegraph" schrieb über unsere Parker-Gilbert-Geburtstagsfeier unter dem 28. Januar:

„Die Wilhelmstraße wurde durch diese Proklamation höchstlich verwirrt und unterhandelt mit der Polizei darüber, ob es nicht ratsam

sei, die Versammlungen verbieten zu lassen. Spät nachts wurden viele Plakate von in Zivil gekleideten Personen heruntergerissen."

Da liegt der Hund begraben. Saubere Einheitsfront das: Parker Gilbert, der Fronvogt der Hochfinanz über Deutschland, Gustav Stresemann, der Syndikus des Geldes und Anwalt des Weltgewissens, und Karl Zörgiebel.

Euch fällt das Herz in die Hosen, wenn eine Mücke hustet.

Was werdet ihr erst für schlichte Heldengestalten abgeben, wenn tatsächlich das Gewitter kommt? 27. Februar 1928.

Latrinenparolen

Ist es wahr, daß Sie während Ihrer Arbeit im Ruhrgebiet mit Freimaurern in engster Verbindung gestanden haben und von ihnen geldlich ausgehalten worden sind? Wenn ja, wie verträgt sich das mit Ihrer heutigen Gesinnung?

Entspricht es den Tatsachen, daß Ihre Schwester in Berlin jüdisch verheiratet ist und Sie häufig in ihrer Familie mittags zu Gast sind? Wenn ja, wie können Sie das mit Ihrer Weltanschauung in Einklang bringen?

Sind Sie jesuitisch erzogen und stehen Sie heute noch in Verbindung und Abhängigkeit zu ultramontanen Kreisen und empfangen von dort Anleitung und Weisung zu Ihrer politischen Tätigkeit? Wenn ja, was sollen wir dazu denken?

Beruht das Gerücht auf Wahrheit, daß Sie vor einigen Wochen aus einem bekannten Berliner Lokal wegen Zechprellerei herausgewiesen werden mußten? Wenn ja, wie verträgt sich das mit Ihrer so heuchlerisch zur Schau getragenen Anständigkeit und Honorigkeit?

Sind Sie Morphinist?

Ist es wahr, daß Sie krank sind und es nur noch eine Frage von Monaten sein kann, daß Sie von der politischen Bildfläche verschwinden und in irgendeinem Sanatorium für Nervenkranke Zuflucht suchen müssen?

Entspricht es der Wahrheit, daß Sie um sich einen Kreis von Parteibonzen versammelt halten, die Sie sich durch Auszahlung von fürstlichen Gehältern (evtl. französischen oder italienischen Ursprungs?) gefügig machen?

Dulden Sie um sich Parteigenossen in führenden Stellungen, von denen Sie wissen, daß Sie moralisch minderwertig sind und in ihrem Lebenswandel keineswegs den allgemeinen Begriffen von Sitte und Anstand entsprechen?

Antwort, Antwort! Heraus mit der Sprache!

Das sind Scherze? O nein, sondern bitterer Ernst. Das ist nur ein kleiner Ausschnitt aus dem Wust von Fragen und Nachforschungen, die nun schon, solange ich in Berlin tätig bin, immer und immer wieder schriftlich und mündlich an meine Adresse kommen. Und das soll ich beantworten? Und soll mich obendrein noch bereit halten, jederzeit jeden neuen Wahnsinn und jede irgendwo ausgeheckte Lumperei zu widerlegen und zu entkräften? Sieht man denn nicht ein, wie maßlos beschämend es sein muß, solchen Irrsinn überhaupt weiter zu geben? Und hat man für die Klatschbase oder den Schuft, der einem solche Bären aufbindet, gar keine andere Antwort zur Hand als die einer Nachfrage bei mir? Hat denn jeder Vagabund das Recht, mich zu insultieren, und immer nur aus dem feigen Schutz der Anonymität heraus, und ist denn keiner da, der gleich bei Erhebung von ohne weiteres durchsichtigen Verleumdungen von sich aus der Partei den notwendigen Schutz gewährt, die doch einzig und allein in meiner so unwesentlichen Person getroffen werden soll? Wie oft muß man es denn sagen, daß der Feind Mimikry betreibt, daß er jeden Tag eine neue Maske aufsetzt und man ihm nur die Maske herunterzunehmen braucht, um darunter immer wieder den ewigen Juden zu erkennen? Sind Sie Morphinist? Sehe ich so aus? Gehen Sie zu einem Juden zu Gast? Ist Ihre Schwester (sie besucht noch das Lyzeum und zählt 16 Lenze) mit einem unserer Todfeinde verheiratet? Ja, sind wir denn wahnsinnig geworden? Habe ich denn Grund gegeben zu dem Glauben, daß ich ein ausgemachtes Stück Vieh bin, ein Heuchler und gemeiner Kerl, auf den jeder Strolch unter Beifall der Menge seine Spucke abladen darf? Wenn das alles nur einen Schimmer eines Scheines der Berechtigung hätte, meint man, dann würde die Berliner Journaille, die doch sonst jeden Husten von uns zu registrieren pflegt, in vornehmer Zurückhaltung schweigen?

Der CV. arbeitet planmäßig und geräuschlos nach eigener Angabe. Nicht eine der Kreaturen, die unser Volk geschändet und mißbraucht

haben, tritt gegen uns im offenen Gedankenstreit auf und kreuzt mit uns die Klingen. Erst schweigen sie uns tot, dann schicken sie uns den roten Terror auf den Hals, dann verbieten sie uns Organisation und Presse, und wenn das alles nichts mehr hilft, was bleibt dann dem Juden anders übrig als die von ihm so meisterhaft beherrschte Kunst der Lüge und der Verleumdung? Und die betreibt er dann in der richtigen Erkenntnis, daß immer etwas hängenbleibt. Er saugt sich eine faustdicke Pöbelei aus seinen schmutzigen Fingernägeln, und der Spießer nickt dann befriedigt: „Wenn auch nicht alles wahr ist, etwas wird schon stimmen. So unverschämt kann doch kein Mensch lügen." Doch, doch, so unverschämt lügt der Jude. Angefangen von der jüdischen Braut Hitlers bis zur kleinen Gemeinheit gegen den letzten Parteifunktionär. Und dagegen sollen wir uns verteidigen, sollen jede Woche ein Dementi loslassen, um die ausgefallensten Absurditäten richtigzustellen? Das könnte dem Hebräer so passen! Damit drängte er uns in die Verteidigung, und dann könnten wir die Parole unserer kampffrohen Arbeit „Der Angriff" umtaufen in „Die Rechtfertigung". Für so dumm hält man uns?

Wie wir fechten, das bestimmen wir und nicht irgendein anonymer Hebräer. Noch sind wir nicht so krank und morphinistisch verseucht, daß wir nicht Kraft genug hätten, ihm auch in diesem neuen Jahr die richtige Antwort zu geben.

Ein Jude kann uns gar nicht beleidigen. Das einzige Mittel, mit dem wir an ihn herantreten, das ist: wir fahren ihm in die Parade. Es wird ihm nicht gelingen, zwischen uns einen anderen Verkehrston einzuführen. Ich, der Freimaurersöldling, der Jesuit und Zechpreller, Morphinist und Todeskandidat, der Kamarillahäuptling und Beschützer von Unmoral und Sittenverwilderung werde dem Judentum die Antwort nicht schuldig bleiben. Aber es wird eine Antwort, die der Hebräer nicht erwartet.

Darf ich Ihnen unser Aktionsprogramm bis Ostern überreichen, harmloser Passant jüdischen Aussehens?

7. Januar 1929.

Severing als Weihnachtsmann

Dem Reichstag liegt ein Antrag des Oberreichsanwalts in Leipzig vor auf Aufhebung meiner Immunität und Genehmigung meiner zwangsweisen Vorführung, weil der dringende Verdacht besteht, daß ich mich eines vollendeten Verbrechens des Hochverrats schuldig gemacht habe. Die Akten zu diesem Antrag ruhen vorläufig bei dem Geschäftsordnungsausschuß des Hohen Hauses; Berichterstatter in dieser Angelegenheit ist der frühere Reichsminister Dr. Bell, Zentrumsabgeordneter — derselbe, der im Jahre 1919 zusammen mit Hermann Müller das Versailler Schanddokument unterzeichnete und auf der Rückfahrt von Paris im D-Zug geschichtsträchtig den Füllfederhalter herumreichte, mit dem er das schmählichste Vertragswerk der Weltgeschichte höchst eigenhändig unterschrieben hatte. Es besteht kaum ein Zweifel, daß das Plenum dem Antrag des Oberreichsanwalts stattgeben wird, und so können wir denn in absehbarer Zeit das Vergnügen haben, einen Nationalsozialisten wegen Verrats des Höchsten — das liegt ja im Begriff des Hochverrats begründet — sich vor dem ersten Gerichtshof der Republik verantworten zu sehen. Da an dieser Sache immerhin unter Umständen ein bis zwei Jahre Festung kleben können, habe ich mich der Mühe unterzogen, einmal im Archiv des Reichstags die Akten dieses ominösen Falles durchzustudieren. Es ging mir wie wohl vielen aufrechten Deutschen in dieser Demokratie; ich war im Zweifel darüber, was es denn eigentlich Hohes in Deutschland seit 1918 noch zu verraten gäbe, nachdem die, die heute auf den Ministersesseln sitzen, in der Novemberrevolte das Höchste, die Ehre der Nation, herunterrissen und in den Kot traten; wieso es denn komme, daß ausgerechnet die deutsche Politiker wegen Hochverrats unter Anklage setzen, deren permanent und mit System ausgeführter Beruf der schleichende und offene Landesverrat ist.

Es war erschütternder, als ich geahnt hatte. Überflüssig zu bemerken, daß dieser perfide Angriff aus dem Hinterhalt von seiten der Sozialdemokratie kommt, und daß sein geistiger Vater Karl Severing heißt. Es ist derselbe Karl Severing, der ansonst mit hochmütigem Lächeln auf der Regierungsbank sitzt und durch sein süffisantes und mokantes Schweigen zu verstehen geben möchte, daß die nationalsozialistische Opposition gar nicht ernstzunehmen sei und

kaum der Mühe eines Staatsmannes seines Kalibers lohne. Und was tut der Knabe Karl in diesem Fall? Er läßt mich jahrelang durch seine Spitzel und Achtgroschenjungen beobachten, schickt sie in meine Versammlungen in Berlin und im Reich, läßt sie aufschreiben, was ich sage und was er gern möchte, daß ich sagte, fieselt meine Schriften und Aufsätze durch, läßt daraus Auszüge machen, in denen er das Anrüchige geschickt zusammenstellt und das Abschwächende und Mildernde wegstreicht, braut daraus einen Hexentrank der Entstellung zusammen, und die formgerechte Anklage wegen Hochverrats ist fertig. Drei Jahre bringt er mit dieser lobenswerten Beschäftigung zu. Von 1926 im November bis 1929 im November gehen die säuberlichen Aufzeichnungen. Er konstruiert daraus eine sogenannte fortgesetzte Handlung, hält mit dem ganzen Material vorerst hinterm Berg und holt in dem Augenblick, da die Bewegung unaufhaltsam zu wachsen und dem heute herrschenden Korruptionssystem gefährlich zu werden beginnt, zum entscheidenden Schlag aus. „Um die Republik zu schützen", wird er sagen. Wo war jemals die Republik durch uns in Gefahr und nicht vielmehr das schandhafte Partei- und Lügenregiment, das sich dahinter verbirgt? Daß die SPD. als ausschlaggebende Partei dieser Demokratie etwas tun mußte und auch tun würde, das wußten wir. Daß sie es so gemein und niederträchtig, so bar jeden Rechtes und ihrer eigenen Verfassung aufs schneidendste zuwider tun könnte, das wollten wir bislang noch nicht glauben.

Der Reichstag wird jetzt sein Votum abzugeben haben, ob meine Immunität in dieser Haupt- und Staatsaktion aufgehoben werden soll. Wir haben kaum einen Zweifel darüber, wie dieses Votum ausfallen wird. Sachgemäßer Berater des Hohen Hauses in dieser Angelegenheit ist neben dem genannten Dr. Bell der von uns mehrfach vor dem versammelten Plenum als „meineidiger Barmatjude" bezeichnete rothaarige Sozialdemokrat Heilmann. In der Tat ein edles Brüderpaar; aufs beste geeignet, die Würde des Hohen Hauses zu wahren, seine Autorität zu vertreten und das Hohe dieser Republik gegen Verrat zu schützen. Nimmt es da wunder, wenn wir unter diesem System vor die Richter geschleppt werden, wo das System selbst von solchen Typen repräsentiert wird? Ist es nicht klar, daß dieser Reichstag die Immunität der Abgeordneten aufheben muß, deren schneidender Logik er keine geistigen Argumente entgegensetzen

kann? Bei den Kommunisten wahrt man die verfassungsmäßig verankerten Rechte der Abgeordneten. Sie sind ja die politischen Kinder des Herrn Severing. Bei uns pflegt man sie immer und in jedem Falle aufzuheben, wie das ja auch konsequent und richtig ist.

Ob sie wohl im Ernst daran glauben, daß sie damit den Sieg des Nationalsozialismus um einen einzigen Tag aufhalten? Ob sie in der Tat davon überzeugt sind, daß eine Stimme deshalb verstummt, weil man den Mund auf ein oder zwei Jahre verschließt? Wenn ja, dann rechnen sie falsch. Auch im Schweigen liegt eine Anklage. Manchmal eine furchtbarere und aufrüttelndere als in der Rede.

Sie werden das deutsche Gewissen, das in uns erwacht ist, nicht zur Ruhe bringen. Wo ein Mund geschlossen wird, da öffnen sich hundert neue und treiben vorwärts zu jenem Hohen, das wir in der Gegenwart vermissen und für die Zukunft gewinnen wollen. Dem haben wir uns verschrieben; dem Hohen, das für uns gleichbedeutend ist mit Deutschland, und dem Wohl und Dasein unseres Volkes. Das haben wir niemals und werden und können wir niemals verraten. Ihm haben wir all unsere Kraft und all unsere Liebe geweiht, und ihm werden wir auch einmal gegen alle Widerstände die Bahn frei machen.

22. Dezember 1929

Hochverrat

Jetzt wissen wir auch, was das ist und wie das geht:

Du bekommst eine freundliche Einladung zum Reichsgericht, auf deren Hinterseite ein imponierender roter Geier klebt. Darin steht geschrieben, du habest dich pünktlich und gewissenhaft am angegebenen Ort einzufinden, und bei Nichterscheinen werde man dich zwangsweise vorführen. Du gehst durch eine hohe, eiserne Tür, die sorglich hinter dir verschlossen wird, und es dauert dann nicht mehr lange, dann sitzest du in einem dumpfen, engen Zimmer, einem wohlgenährten, rosig aussehenden, bebrillten Herrn gegenüber, der dich etwas barsch und arrogant um deine Personalien, die er selbstverständlich längst schon in den Akten stehen hat und besser als du selbst kennt, ausfragt. Und dann fängt die Sache an lustig zu werden.

Du hast im März 1928 in Bernau auf dem Marktplatz eine Rede gehalten, in der du nach einem Bericht der „Deutschen Zeitung" gesagt haben sollst: „Es werde Zeit zum Handeln, und das Schicksal

habe uns dazu bestimmt, die Sklavenketten zu zerbrechen." Das ist Hochverrat!

Du hast im April 1928 unter dem Titel „Hinein in den Staat!" im „Angriff" einen Aufsatz veröffentlicht, in dem davon die Rede ist, daß die „Revolution ein schöpferischer Akt sei und manchmal nötig, um Luft und Platz zu machen. Und daß man nicht staatsgefährlich sein könne, wenn es keinen Staat gibt. Die Kolonie müsse beseitigt werden, um dem kommenden Staat Platz zu machen". Das ist Hochverrat!

Du hast am 6. August 1928 unter dem Titel „Revolutionäre Forderungen" im „Angriff" einen Aufsatz veröffentlicht, in dem davon die Rede ist, daß das, „was wir fordern, neu, einschneidend und radikal sei und darum im tiefsten Sinn revolutionär. Das habe in seinem Wesen nichts mit Radau und Barrikaden zu tun. Revolutionen seien geistige Akte. Wir wollten die Überwindung dieser Sklavenkolonie und ihren Ersatz durch einen Volksstaat der Freiheit. Rücksichtslosen Kampf gegen das Schmarotzertum! Krieg den Raffern, Frieden den Schaffern! Ausschaltung aller wirtschaftskapitalistischen Einflüsse auf die Gestaltung der Politik des Volkes. Lösung der Judenfrage, konsequente Ausmerzung aller fremdrassigen Elemente aus dem öffentlichen Leben auf allen Gebieten".

Das ist Hochverrat!

Du schreibst in einer Flugschrift „Das kleine abc", daß der Parlamentarismus geistig längst erledigt sei. „Die NSDAP. wolle an die Stelle des Parlamentarismus für eine Übergangszeit die nationalsozialistische Diktatur setzen, da diese unumgänglich notwendig sei, um die Grundbedingungen des kommenden nationalsozialistischen Staates zu schaffen." Das ist Hochverrat!

In Friedenau sagst du in einer Rede „es sei Aufgabe der Nationalsozialisten, die deutsche Revolution in die richtigen Bahnen zu lenken". In Neukölln verwahrst du dich dagegen, daß die NSDAP. für die Bombenattentate verantwortlich zu machen sei. „Wenn wir gesprengt hätten, dann sähe das anders aus." In Breslau erklärst du, „die Nationalsozialisten kämpften mit geistigen Waffen. Wenn man uns aber mit den Waffen der Gewalt entgegentritt, dann haben wir statt der Arme keine Leberwürste". Am 9. November sagst du bei einer Totenfeier auf einem Berliner Friedhof, „einst komme der Tag der Abrechnung und der Vergeltung". Am selben Tage hält ein

nationalsozialistischer Abgeordneter im Sächsischen Landtag eine Rede und erklärt, „es komme der Tag, da man den Verrätern am Volk die Köpfe vor die Füße legen werde". Ein spitzfindiger Staatsanwalt findet da natürlich gleich heraus, daß du dich mit besagtem Parteigenossen verabredet hast, und wenn auch nicht dieselben Worte gebraucht, so doch dasselbe gemeint habest. Du schließt einen Aufsatz mit den Worten: „Wir aber wollen uns unsere Tyrannen merken." Oder: „Die große Rechnung bezahlt ihr uns dereinst." Das alles ist Hochverrat! Damit verrätst du also offenbar das Höchste, was es in der Republik gibt. Dafür setzt das Reichsgericht einen ganzen Apparat von Beamten in Bewegung. Darüber ereifert sich Herr Dr. Bell im Reichstag wie eine hysterische alte Jungfrau, die Deutschnationalen heben darauf mitten im Kampf um das Volksbegehren deine Immunität auf, und du hast nun die tröstliche Gewißheit, daß das Verfahren zwar jetzt nicht stattfindet, aber in den Sommerferien des Reichstags, du also einen billigen und ruhigen Jahresaufenthalt auf irgendeiner Festung hast.

Du bittest den Richter bei der Vernehmung um genau präzisiertes Anklagematerial. Er hat keins. Das hier ist alles. Er gibt dir zur Antwort, man wolle nicht einzelne Stellen herausgreifen. Es handelte sich um dies alles. Und ist dann erbost, wenn du mit süffisantem Lächeln erklärst: „Mit anderen Worten: die janze Richtung paßt mir nicht!" Du fragst erstaunt: also die Gesinnung soll bestraft werden? Und er geniert sich nicht, darauf mit ja zu antworten.

So wird in Neudeutschland mit der Justitia umgesprungen. Das Reichsgericht hat dieses Verfahren eingeleitet auf Grund eines Briefes des damaligen Reichsinnenministers Severing. Der Brief datiert vom 20. November 1928, also zwei Tage nach den Berliner Kommunalwahlen, bei denen die NSDAP. der Sklarekpartei der Reichshauptstadt an die fünfzigtausend Stimmen abjagte. Unterdes hat unseres Wissens in der Reichsregierung ein Kabinettswechsel stattgefunden. Statt der Marxisten sitzen nun Patrioten in den Sesseln. Deutschlands Geschick wird von Frontsoldaten gelenkt. Herr Treviranus spielt die erste Geige, und der Stahlhelm gibt dem Besitzbürgerblock eine Chance.

Wir regen uns über all das nicht auf. Wir haben nie angenommen, daß die Rechtskoalition eine andere Politik betreiben könne und wolle als die von den Marxisten vorgezeichnete. Es ist so und

es bleibt so: in Deutschland ist der, der deutsch denkt und redet und handelt, vogelfrei. Die Juden, die Bonzen, das Parasitentum, den sozialen Massenbetrug, die Parlamentswanzerei, den Mehrheitsirrsinn, alles das anzugreifen und zu bekämpfen, bedeutet Hochverrat! Denn dabei ist in der Tat das Höchste dieses bemerkenswerten Systems in Gefahr.

Aber sie werden selbst nicht glauben, daß sie uns damit mundtot machen und den doch einmal kommenden Tag einer Generalabrechnung verhindern können.

Er kommt eher, als sie alle denken. Und ob sie uns heute verfolgen und drangsalieren, sie sind am Ende doch nur ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und doch das Gute schafft.

15. Juni 1930

Warten können

Es ist nichts einfacher, wohltuender, befriedigender und herzerfrischender, als an der Spitze einer jungen aktivistischen Gruppe stehend Faustpolitik zu betreiben, zu reden und zu handeln, wie es einem ums Herz ist, einen Schweinehund Schweinehund und einen Misthaufen Misthaufen zu nennen, einem Lügner, Verräter und notorischen Lumpen nach Bedarf eins hinter die Löffel zu kleben, daß ihm Hören und Sehen vergeht, das, was jeder anständige Mensch denkt und empfindet, auch zu sagen und zu tun; kurz und gut, aus seinem Herzen keine Mördergrube zu machen. Schwerer schon ist es, sich aus verstecktem Hinterhalt an sein Opfer heranzuschleichen, wie die Katze um den heißen Brei zu gehen, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, eine Faust in der Tasche zu ballen und nur mit sich allein die Zähne aufeinander zu beißen und „Canaille!" zu zischen.

Am schwersten aber ist es, als reißender Wolf den Schafspelz umzulegen, die Maske des Biedermannes aufzusetzen, Bürger unter Bürgern zu sein, wenn innen ein Vulkan brennt, wenn einen Tag um Tag und Stunde um Stunde der Teufel verfolgt und man manchmal in einem sinnlosen Wutgeheul aufbrüllen möchte vor Haß und Rachedurst. Aber auch das soll gelernt werden. Ein Revolutionär muß alles können. Beweis für revolutionäre Gesinnung ist nicht allein das Schlagen, sondern das Schlagen zur rechten Zeit. Bereit sein ist alles. In die Gefängnisse wandern, verboten und niedergeknüppelt werden, das kann schließlich jeder. Aber vulkanische Leidenschaften

entfesseln, Zornesausbrüche wecken, Menschenmassen in Marsch setzen, Haß und Verzweiflung organisieren, mit eiskalter Berechnung, sozusagen mit legalen Mitteln, das unterscheidet den Revolutionär vom Revoluzzer. Ich weiß, das stinkt nach Kompromiß. Aber sagt mir einen anderen Weg, dem Feind an den Kragen zu gehen und, wenn er zuschlagen will, freundlich den Hut zu lüften und zu flüstern: was habe ich dir Böses getan?

Auch die Revolution will organisiert sein. Wenn Revolution nichts anderes bedeutet als Durchbruch einer neuen seelischen Haltung mit anders gerichteten geistigen und politischen Inhalten, und wenn der Revolutionär von der Richtigkeit und Notwendigkeit dieses Durchbruchs innerlich so unerschütterbar überzeugt ist, daß er notfalls sein Leben darum zu opfern bereit wäre, dann wird er auch Mittel und Wege finden, diesen Durchbruch praktisch in Marsch zu setzen. Revolutionen haben ihr entscheidendes Merkmal in diesen Inhalten selbst, niemals in ihren Methoden. Durchführungsmöglichkeiten sind wandelbar. Unwandelbar muß nur bleiben, was durchgeführt werden soll.

Die Krise des deutschen politisch-wirtschaftlichen Lebens, die heute in langanhaltenden inneren Erschütterungen unser Volk durchzittert, ist für unser Werden die furchtbarste, aber auch die gefährlichste Zeit. Weil wir Aktivisten sind, gehen uns die Dinge zu schleichend voran. Wir stehen immer auf dem Sprung nachzuhelfen und verlieren dabei Geduld und Weisheit des Handelns, möchten durch mutiges Draufgängertum das ersetzen, was die natürliche Entwicklung der Krise uns oft in so grausamer Weise vorenthält. Und siehe da: wo einer losrennen will, fühlt er sich von seinem Vordermann gehalten. Wo einer schreien will, da schließt ihm sein Nachbar den wutverzerrten Mund. Ist das nicht unerträglich?

Ja, das ist unerträglich! Aber unerträglicher für den, der an der Spitze steht, als für den, der in Reih und Glied marschiert. Da trägt jeder sein Päckchen allein, aber der oben trägt an all diesen Päckchen noch mit und hat sein eigenes dazu zu tragen. Glaubt ihr, uns zuckte es nicht auch mal in den Fingern? Wißt ihr nicht, daß unsere Feder oft und oft andere Worte schreiben will, als der kühlwägende Verstand gestattet? Hört ihr denn nicht, daß die Stimme anders reden möchte, als die rechnende Überlegung erlaubt?

Warten können! Darauf kommt es jetzt an. Für die oben und für die unten. An die revolutionäre Kraft der Bewegung glauben, auch

wenn sie honett und friedlich ihre scheinbar bürgerlichen Pfade wandelt. Das sind die wirksamsten Rächer nicht, die ihren Haß in Wut und Blut baden. Eiskalt dem Gegner auf den Pelz rücken, ihn abtasten, auskundschaften, wo seine verwundbare Stelle ist, überlegsam und berechnend den Speer schärfen, ihn wohlgezielt in die lecke Blöße des Feindes hineinjagen und dann vielleicht noch freundlich lächelnd zu sagen: Verzeihen Sie, Herr Nachbar, aber ich kann nicht anders! Das ist jenes Rachegericht, das kalt genossen wird.

Ja, sagst du, aber die Kommunisten sind dann doch andere Kerle; die gehen 'ran wie Blücher. Gewiß, das weiß ich auch. Aber die können sich das leisten. Hast du einmal erlebt, daß ein Berliner Polizeipräsident dem Gummiknüppel seiner Soldaten Einhalt gebot, wenn er auf unseren Rücken niedersauste? Eine Revolution, die sich der liebevollen Obhut der von ihr bekämpften Gewalten erfreut, ist keine Revolution, sondern eine Revolte. Hier wird die Gesinnung des Durchbruchs ersetzt durch das Surrogat einer behördlich geduldeten radikalen Methode.

Nein, nein! So kommen wir nicht zum Ziel. Es geht jetzt darum, die Kräfte, die in unseren Reihen mobilisiert sind, zu organisieren. Redet nicht viel, sondern arbeitet! Lernt Gesinnung haben ohne Krakeel. Das Warten bekommt uns besser als denen, die wir vernichten wollen. Die Zeit arbeitet für uns, und wenn wir mit der Zeit Hand in Hand arbeiten, dann können wir getrost und seelenruhig zuschauen, wie der Feind im eigenen Fett zu schmoren anfängt.

Lerne schweigen!

So lautet das erste Gebot des Revolutionärs.

Lerne warten!

So lautet das zweite Gebot des Revolutionärs.

Arbeiten ist das Erfordernis der Stunde. Und dann schweigend warten!

18. Februar 1929.

Auf den Schanzen!

Die KPD. veranstaltet in Charlottenburg eine Versammlung gegen die Nationalsozialisten. Als Redner tritt ein Subjekt auf, das wegen Unbotmäßigkeit, gewerbsmäßiger Faulheit und Unterschlagung aus der NSDAP. ausgeschlossen wurde. Die Nationalsozialisten sind auf den Plakaten ausdrücklich zur Aussprache ein-

geladen. Ich gehe mit einer Reihe von Parteigenossen hin, und als ich mich zum Wort melde, wird mir die Diskussionsfreiheit verweigert unter der Angabe, Führer der NSDAP. dürften hier nicht sprechen. Darauf verlassen wir Nationalsozialisten unter Protest das Lokal.

Die Folge davon ist eine niegesehene Bluthetze der „Roten Fahne" gegen unsere Bewegung im allgemeinen und gegen meine Person im besonderen. In zwei Wochen zählen wir zwölf Schwerverletzte.

Wir veranstalten im Kriegervereinshaus eine Versammlung, in der wir uns mit dem Marxismus beiderlei Couleur und seiner arbeiterverräterischen Politik auseinandersetzen wollen. Dazu sind die Führer der KPD. und der SPD. persönlich eingeladen unter Zubilligung einer einstündigen Diskussionsfreiheit. Der bekannte frühere kommunistische Abgeordnete Urbahns macht davon Gebrauch. Er redet eine Stunde lang zur Diskussion, einen haarsträubenden Unsinn, und schließt mit der Drohung: „Auf den Schanzen sehen wir uns wieder!" Die Menge quittiert diese unverschämte Provokation mit lautem Gelächter. Ich antworte in meinem Schlußwort: „Ich wünsche nicht, daß wir uns als Deutsche auf den Schanzen begegnen. Sollten Sie das trotzdem wollen, Sie werden feststellen, daß wir auch da unseren Mann stehen."

Die Folge davon ist, daß noch am selben Abend sechs Parteigenossen in dunklen Seitenstraßen von kommunistischem Mob feige niedergeschlagen werden.

Am Sonntagmittag marschiert die SA. in der roten Hochburg Neukölln auf. Die KPD. hat durch blutrünstige Mordaufrufe den Janhagel mobil gemacht. An allen Ecken lungern Bassermannsche Gestalten herum, überschütten die in Zucht und Disziplin dahermarschierenden Kolonnen mit Schmährufen, werfen mit Steinen nach ihnen und schießen auf sie. In der Wiener Straße lasse ich die SA.-Abteilungen an mir vorbeimarschieren. Ich sah selten so leuchtende Augen. Das ist in der Tat eine neue Front, geboren aus Willen und Hingabe.

An einer Straßenecke, an der ich einen Augenblick allein stehe, werde ich erkannt. Es hagelt Schmähungen und Drohungen. Ich fahre von dort mit vier Begleitern ein Stück um den Görlitzer Bahnhof herum, um mir von hier aus den Zug und seine Haltung aus etwa

fünfzig Meter Entfernung anzuschauen. Während ich mich nichtsahnend mit meinen Parteigenossen unterhalte, füllt sich allmählich hinter uns der Platz. Eine Rotte von Pöbel stürmt vor. Ein stämmiger Mann — (Krause heißt die Kanaille, man wird sich den Namen merken müssen) — brüllt wie vertiert: „Das ist der Arbeitermörder Goebbels, Proleten heran! Jetzt machen wir ein Ende!" Zweihundert bis zweihundertfünfzig Mann stürmen vor, mit Bleirohren und Knüppeln bewaffnet. Ich erhalte gleich einen Schlag über die Schulter. Als ich mich zur Seite drehe, sehe ich gerade noch, wie so eine Bestie die Pistole auf mich anlegt. Ein Schuß kracht. Dann Knall auf Knall! Der Wagen wird von einem Hagel von Steinen überschüttet; ich stelle fest: der Chauffeur ist schon getroffen. Das Blut läuft ihm strömend den Nacken herunter. Kopfschuß? „Können Sie noch fahren?" „Jawohl, ich fahre." Der Motor läuft an. „Straße frei!" Das Gesindel weicht. Im Fond des Wagens steht der SA.-Mann Krüger, ein achtzehnjähriger Junge und schießt aus seiner Schreckschußpistole Schuß auf Schuß. Die feigen Schweine von der Gegenseite liegen augenblicklich auf dem Bauch. Aber sie werfen, sie schießen. Ich halte dem tapferen Tonak ein Taschentuch und den Kragen der Lederjacke gegen die furchtbar blutende Wunde im Nacken. Und er fährt. Kreidebleich, mit vor Schmerz zusammengebissenen Zähnen sitzt dieser tapfere Junge am Steuerrad und haut in die Menge hinein. Parkschilder fallen um, es geht haarscharf an gedrängt stehenden Menschen vorbei, über Bordsteine und Trottoirs. Ich drücke nur die Wunde fest zu. Verfolgt von einer wahren Schuß- und Wurfkanonade sausen wir durch die tobenden Massen. Ich denke, das ist das Ende. Eine Taxe wird angehalten. Besetzt! Knüppel, Peitschen, Werkzeug heraus! Sollen wir uns niederschlagen lassen, als wären wir räudige Hunde? Tonak springt auf. „Ich fahre!" Los! Bei der nächsten Polizeistreife halten wir an. Ich erkläre kurz den Vorfall. Da ist ja auch schon das Überfallkommando. So schnell, meine Herren?! „Aus Ihrem Wagen ist geschossen worden." Der Zeitgenosse Krause steht feixend im Hintergrunde und will sich gerade verdrücken. Auf meine dringenden Vorstellungen hin nimmt die Polizei ihn fest. Zur Wache!

Wir werden vernommen. Man hat im Wagen eine Schreckschußpistole mit fünf abgeschossenen Hülsen gefunden. Reicht leider nicht aus. Sieh da, kommt da ein pfiffiger Wachtmeister und hat unter dem Wagen, der unten vor der Tür steht, einen scharfgeladenen Re-

volver entdeckt. Dieser karrierelustige Schlauberger! Unten stehen die Kommunisten und lachen sich eins. Aber sie lachen wohl zu früh.

Auf die I A! Vernehmung bis zum späten Abend. Man behandelt mich wie ein rohes Ei. Ich bemerke, wie Telephongespräche hin- und hergehen; Tuscheleien draußen auf den Gängen. Die Marschroute wird anscheinend angegeben. Und plötzlich heißt es dann, fast wie selbstverständlich: „Der Zeuge Krause, der Beschuldigte Goebbels." Aber sie rechnen falsch. Ich gebe auf die Frage, ob ich Waffen hätte, ausdrücklich zu Protokoll: „Nein, aber hätte ich welche gehabt, ich würde sie rücksichtslos gebraucht haben."

Am Abend werden wir entlassen. Sie hatten sich verrechnet. Ich bedaure die bemitleidenswerten Beamten, die sich für diese Zuhälterarbeit hergeben müssen. Pfui Teufel! Aber wir erreichen doch: die Nationalsozialisten werden als unschuldig entlassen, und der Zeitgenosse Krause bleibt in Haft. Aber habt keine Angst, ihm wird nichts geschehen. Er ist ja eine Stütze dieser Republik. Wir machen den harmlosen, manchmal nur dummdreisten unteren Beamten keine Vorwürfe. Sie wissen nicht, was sie tun. Sie sind nur Werkzeuge des einen, der alles lenkt und alles fingert, und des von ihm repräsentierten Systems, jener Republik, die nichts anderes darstellt als Bolschewismus in Glacéhandschuhen.

Tonak sitzt am Steuer, von Fieber geschüttelt, und fährt den Wagen langsam zum Tor des Präsidiums heraus. Der Posten grüßt, wir fahren über den Alexanderplatz, die Charlottenburger Chaussee herauf. Und im Fahren denke ich: das war auf den Schanzen! Wir standen unseren Mann, aber Genosse Urbahns war nicht zu sehen. Er war verhindert und ließ sich vertreten durch Krause. Mist, Dreck, Betrug und Phrase, alles, alles! Dieser Pest das Genick abzubrechen, das ist schon ein Leben wert.

Ich fahre auf. Einer im Wagen bemerkt leise, fast träumerisch: „Nun habe ich nur noch einen Wunsch: daß ich noch den Tag erlebe, an dem wir ins Polizeipräsidium gehen, an eine Türe klopfen und einer sagt: Herr Weiß, es ist soweit!"

30. September 1929.

So ein Sonntag

Je mehr die politische Arbeit mit dem unaufhaltsamen Aufstieg der Bewegung anwächst und erhöhte Anforderungen an die Partei und an jeden einzelnen stellt, um so eifersüchtiger ist man bestrebt, die wenigen Stunden der Feiertäglichkeit und Ausspannung, die einem das niemals rastende Tempo der Großstadt läßt, für sich zu behalten. Früher waren es der Sonnabend und Sonntag, die man für die „Gesellschaft mit sich selbst", von Oskar Wilde einmal „die beste von allen" genannt, absperrte. Der Sonnabend ist längst geopfert. Nun greift das Schicksal auch mit unbarmherziger Hand nach dem Sonntag, und so schwer es fällt, er muß einer härteren Notwendigkeit preisgegeben werden.

Man sitzt mit vielen Menschen in einem Kino. Es ist für heute unser. Man fühlt und empfindet die Geschlossenheit des Publikums, geht auf in der fast selbstverständlich gewordenen Einheit des Denkens; man weiß: hier bist du zu Hause, hier stört dich nicht, was dich draußen auf Schritt und Tritt quält und verfolgt. Marschmusik klingt auf, Bilder aus der Bewegung rollen über die Leinwand, ein guter deutscher Film stärkt Herz und Verstand. Du denkst: was würden wir aus alledem machen, gehörte es uns. Gewiß, was wir heute schaffen, das ist ein Anfang. Aber wir fangen doch wenigstens an. Die anderen schreien nur und schimpfen und kritisieren. Hier aber wird gehandelt.

Oder du sitzst im Theater und siehst ein gutes altes Schauspiel oder ein zukunftsträchtiges neues Drama, mit viel Willen und resolutem Können dargestellt. Wieder dieselbe Atmosphäre gleichgerichteter Bewußtheit unter der Zuschauerschaft. Alles, Spiel und Theater, durchglüht und beseelt von politischem Aktivismus, von einem undefinierbaren Etwas, das all unseren Demonstrationen eigen ist, das den Fremden mit geheimnisvollem Schauer erfüllt und den Freund immer und immer wieder, wo er hineingerät, aufs neue belebt, wärmt und vorwärtsstößt.

卐

Man fährt auf ein paar Stunden durch den graublauen Nachmittag, um etwas frische Luft zu schöpfen. Draußen in einem Vorort. Fern klingt Trommelschlag und Gesang auf. Da kommen sie! Die

Braunhemden! Begleitet von einer endlosen Menschenmenge marschieren sie, eisern in Schritt und Tritt und tragen über ihren Häuptern die roten Fahnen. Ernst und entschlossen blicken die harten Gesichter, und das aufsteigende Lied klingt wie ein Schwur. In jeder Hand, die sich zum Gruß erhebt, liegt ein verhaltenes Zittern, als wartete sie darauf, daß sie sich zur Faust ballen könne.

卐

Durch eine öde Landstraße schnurgerade in den noch im ersten aufkeimenden Lenz schlummernden Wald. Durch einsame Dörfer, an verlassenen Forsthäusern vorbei. Plötzlich: Fiedel- und Klampfenklang. Dazwischen Gesang und Lachen. Und über all den jungen Menschen steht die Fahne! Die stolze rote Fahne mit dem schwarzen Heilszeichen!

An einem Waldgasthaus hat der Volkstanzkreis sein Lager aufgeschlagen. Die Jungens und Mädels tanzen deutsche Tänze und schmettern ihre hinreißenden Kampfgesänge in den grauen Sonntagnachmittag hinein. Rings herum steht Freund und Feind. Der Spießer und der Kommunist, die vornehme Dame, die im Auto herauskam und verwundert über dieses Mirakulum anhalten ließ; der erstaunte Dorfarbeiter, der Wandervogel und der Portokassenjüngling in Frack und Klack. Betroffen schauen sie alle zu, und in den Augen liegt eine stille Verwunderung, wie eine Sehnsucht nach etwas, das unwiederbringlich verloren ist.

Ein Trupp kommunistischer Latscher kommt vorbei und schaut mit verwirrtem Lächeln dem fröhlichen Treiben zu. Ein Dreikäsehoch trägt über der Schulter einen Wimpel mit der Aufschrift „Nie wieder Krieg!". Niemand denkt daran, ihm das Tüchlein zu nehmen. Nur lachen alle. So komisch wirkt das. Vor allem deshalb, weil der Bengel stehenbleibt und am Ende begeistert in ein aufklingendes Lied mit einfällt, während der Leithammel der Gruppe — ein übles Subjekt — alle Mühe hat, seine Schäflein mit- und wegzubekommen.

Wir sehen einen etwa achtzehnjährigen blonden Burschen in kommunistischer Wanderkluft, dem es sichtlich schwerfällt, mitzugehen. Er schaut noch lange zurück. Es ist uns fast, als sähen wir, in einem Prisma zusammengezogen und zu schmerzender Deutlichkeit konzentriert, wie hier Blut zu Blut, Wille zu Wille, Idee zu Idee drängt.

Keiner wird entlassen, der nicht eine unserer Zeitungen mitnimmt. „Das kostet nichts, nur das Lesen!" Das ist die ewig gleichbleibende Antwort, die Dame und Arbeiterfrau, Wanderbursche und Spießer auf ihre erstaunte Frage empfangen.

Ein paar Tage später werden sie in unseren Versammlungen sitzen, und über einen Monat stehen sie in unserem Lager. Das ist nicht mehr aufzuhalten! Das frißt wie Feuer!

卐

Man sitzt noch auf eine Stunde in einem großen, dichtgefüllten Saal. Die aufpeitschenden Fanfaren preußischer Militärmärsche reißen die müden Sinne wieder hoch. Man spricht ein paar Sätze. Man fühlt es förmlich: sie verstehen dich auch ohne viel Worte. Wir rennen heute nur noch offene Türen ein. Wie war es vor ein paar Jahren? Da kämpfte man stundenlang gegen die massive Gegnerschaft von Unglauben, Skepsis und Bosheit. Jetzt ist alles so klar. Man braucht nur einen Funken zu schlagen, und das Pulverfaß geht auf.

Man sieht ein paar alte Gesichter, bekannt und vertraut seit vielen Jahren. Der da war dabei in Lichterfelde, der focht mit in den Pharussälen, der fungierte in Spandau als Kurier; sie alle sind noch in Marsch. Nur heute gegen damals überstrahlt von Glück und Erfüllung: es geht vorwärts. Sie sehen es, sie fühlen es, sie wissen es.

Und dazwischen Hunderte, Tausende neuer Gesichter; alle vom selben Schnitt, von gleichem Ausdruck und übereinstimmender Bewußtheit. Und jeder fühlt sich gleich dem neben ihm geborgen und weiß, wo er hingehört. Sie alle umschlingt das Band einer gemeinsamen Idee.

卐

Brausend fegt der Wagen die breite Chaussee hinunter, hinein in den lichtüberstrahlten Westen der Hauptstadt. An jeder Ecke, wo wir halten müssen, grüßen erhobene Hände.

Welch eine herrliche Bewegung ist das! Wohin man schaut, Leben, Kampf, Aufbruch. Ein Volk marschiert. Wie gern opfert man dafür seine Tage, und wenn es nötig ist, auch seine Nächte.

Erfüllt sich doch darin alles das, was wir ersehnen und woran wir glauben!

Deutschland ist im Erwachen!

13. April 1930

Die alte Garde

Nur diejenigen, die den Kampf um die Geltung unserer Idee und damit um die kommende Wiederbefreiung von Volk und Vaterland von Beginn an mitgemacht haben, können heute ermessen, welch einen Weg unsere Partei hinter sich gebracht hat, und wie wunderbar all die großen Erfolge sind, die wir jetzt Tag für Tag zu verzeichnen haben. Es sind ja kaum drei Jahre her, da waren wir in Berlin noch ein kleines, verzweifelt kämpfendes Häuflein von Sektierern, die von der Öffentlichkeit nur eisige Nichtachtung, im besten Fall aber spöttische Ablehnung erfuhren. Niemand von uns hat es damals für möglich gehalten, daß wir uns sobald schon unseren Platz in den politischen Mächtegruppen erkämpfen würden, und man hätte den ausgelacht, der das vorauszusagen gewagt hätte, was uns heute fast selbstverständlich geworden ist. Wir erinnern uns noch lebhaft jener Gautagung im Jahre 1927, wo wir als Ziel unseres Kampfes die Parole ausgaben, in zwei Jahren so weit zu sein, daß wir den Sportpalast füllen könnten, und darauf nur ein ungläubiges Gelächter zur Antwort erhielten. Die Bewegung wuchs und wuchs. Sie schritt von Erfolg zu Erfolg, und heute wird sie unter den Massenparteien der Reichshauptstadt mit an erster Stelle genannt. Wenn einer jetzt, durch unsere Erfolge angelockt, den Weg zur NSDAP. findet, so vermag er meist gar nicht zu ermessen, welch eine Unsumme von Arbeit, Opfer, Entbehrung und Hingabe an diesen Aufstieg gesetzt wurde. Er kann es sich gar nicht vorstellen, daß es auch einmal anders als heute gewesen ist, und daß es trotzdem damals Menschen gab, die an die Mission der Bewegung unverbrüchlich glaubten und sich durch keinen Mißerfolg in ihrer Arbeit entmutigen ließen.

Die ehedem die Partei aus den ersten Anfängen heraushoben und ihr die Wege zu den bescheidensten Erfolgen ebneten, sind auch heute noch die Hauptträger der Bewegung. Man findet sie in allen Gliederungen der Organisation, als Sektions- und SA.-Führer, als Schrift- und Kassenwarte, als Zellenobleute oder auch als einfache SA.-Männer. Wie damals, so tun sie heute Tag für Tag ihre Pflicht, ohne viel Ruhm für sich zu beanspruchen oder viel Aufsehen von sich zu machen. Wie der Mißerfolg sie ehedem nicht entmutigen konnte, so kann sie der Erfolg heute nicht aus der Fassung bringen. Sie bleiben sich selber und ihrer Aufgabe treu. Die Partei aber hat

an ihnen ein unerschütterbares Bollwerk. Sie sind ihr Rückgrat und ihr Halt, an ihnen prallen alle Angriffe, Lügen und Verleumdungen ab; sie sind die chinesische Mauer, hinter der das heilige Land unserer Idee liegt.

Es sind meist kleine und bescheidene Leute, und viele von ihnen wissen nicht, mit Eleganz und Schneid das Wort zu handhaben. Ihr Wort ist die Tat und ihre Stärke der Charakter. Sie haben früh schon den Weg zur Partei gefunden, weil sie in ihr allein politischen Willen und sozialistisches Gemeinschaftsgefühl erkannten. Sie kamen meist aus dem Marxismus, waren durch die ganzen Abgründe seiner raum- und artlosen Wesenheit gegangen und fanden dann am Ende das Eingangstor zur deutschen Erlösung. Für sie war das Wort Sozialismus keine Phrase, die Sinngebung Arbeiterpartei keine leere Redensart. Wie damals, so glauben sie heute noch mit Inbrunst an die Erfüllung ihrer Sehnsucht, an die Erkämpfung eines sozialistischen deutschen Nationalstaates, für den sie hundertmal ihr Leben in die Schanze schlugen, und für den sie, solange noch ein Atemzug in ihnen ist, weiterhin zu kämpfen und zu sterben bereit sind.

Nun setzt der Strom der Massen in die Partei ein. Aus Hunderten sind Tausende und Zehntausende geworden. Über Nacht werden es Millionen und aber Millionen sein. Sie sind nicht alle reinen Herzens, die da kommen. Sie würden heute noch schmähen und schimpfen, hätten die Stillen nicht eine Bresche geschlagen in die feindliche Front und den Eingang in die Partei weniger mühe- und gefahrvoll gemacht. Niemand wittert in einem Neuling von vornherein einen Saboteur oder einen Konjunkturjäger. Aber trotzdem tut es not, darauf zu achten, daß im lauten Geschrei der Ankömmlinge nicht das stille und hingebungsvolle Opfertum der alten Garde verlorengeht. Wir wollen nicht der Unfähigkeit das Wort reden, die durch irgendeinen Zufall früh in die Partei hineingespült wurde und nun mangelndes Können durch die Jahre der Zugehörigkeit zur Bewegung ersetzen möchte. Unser Gruß aber gilt dem tapferen SA.-Mann und politischen Streiter, dem bescheidenen Truppführer und fleißigen Kassenwart, der, solange er politisch denken kann, in unseren Reihen steht, Tag für Tag seine Pflicht tut, mit Charakter, Umsicht und resolutem Können und dann bei großen öffentlichen Kundgebungen der Partei in der hintersten Reihe sitzt, strahlend vor Glück und Zu-

friedenheit, daß auch er mithelfen durfte am Werk, das nun so herrlich aufgerichtet steht.

Auch dieser kleine Parteimann hat ein Recht darauf, daß die Bewegung das bleibt, was sie ist, daß sie sich niemals durch Massenerfolge in eine falsche Bahn treiben läßt, daß vor allem ihr sozialistischer Geist, je größer sie wird, desto schärfer ausgeprägt und dargestellt wird. Er kann und darf von seinen Führern verlangen, daß sie in den alten Bahnen weiter marschieren. Er hat Vertrauen zu ihnen und wehrt jeden Angriff, jede Verunglimpfung, Schmutz, Lüge und Verleumdung von ihnen ab. Aber ein Vertrauen ist des andern wert. Keiner da oben vergibt sich etwas, wenn er auch im härtesten Drang der Arbeit immer und immer wieder den Weg zum Mann aus der Masse sucht. Er wird bei ihm Kraft und neue Hingabe finden. Vielleicht kommt einmal der Tag, da werden ihn die Lauten wieder verlassen. Sorge er dafür, daß er dann nicht allein steht, sondern umgeben und beschützt von der alten, eisernen Parteigarde, die, wie früher, auch nun wieder bereit ist, mit ihm durch dick und dünn zu gehen.

Wir sagen das nicht, um uns eine billige Popularität zu erschwindeln. Die könnten wir bequemer haben, indem wir den vielen schmeicheln und die wenigen darüber vergessen. Wir sagen es, weil es eben einmal gesagt werden muß, und weil dem tapferen Kameraden der politischen Front gezeigt werden soll, daß er nicht allein und verlassen steht. Wie oft habe ich jedem einzelnen von ihnen die Hand gegeben und sah dann in seinen Augen ein leuchtendes Glück.

Heute stehen zwischen uns die Massen, die gekommen sind und mitmarschieren wollen. Aber auch über sie hinweg sind wir verbunden, und im Geiste strecken sich unsere Hände aus von hüben nach drüben und von drüben nach hüben.

Das Band einer gemeinsamen Idee umschlingt uns alle, und ob einer oben oder unten steht, wir werden in treuer Kameradschaft, wie bisher, weiter marschieren in die Zukunft.

Berlin zu Ostern 1930.

Verbote

Wir haben das nun schon so oft erlebt, daß wir etwas Absonderliches gar nicht mehr darin zu finden vermögen. Wenn die Bewegung anfängt aufzusteigen und den augenblicklichen Machthabern gefährlich zu werden, wenn sie infolge der katastrophalen Zuspitzung der politischen und wirtschaftlichen Lage in atemberaubendem Tempo zunimmt an Zahl und Bedeutung, dann holt der jüdische Schmock aus seiner Kartothek unter dem Kennwort „Schauergeschichten" die alten bewährten Ladenhüter heraus, dann provoziert der gesinnungstüchtige, klassenbewußte Prolet Überfälle, schlägt auf offener Straße alles nieder, was auch nur entfernt nach anständiger Mensch aussieht, die Journaille dreht mit rabulistischer Zungenfertigkeit die Dinge ins Gegenteil, macht aus dem Angegriffenen den Angreifer und aus dem Angreifer den Angegriffenen, die öffentliche Meinung wird tage- und wochenlang mit schwerstem Geschütz belegt, die Partei sozusagen verbotsreif gemacht, der Spießer grunzt, da müsse die Polizei einschreiten, und unter dem Beifallsgeklatsch aller, die Ruhe und Ordnung lieben, erläßt dann die hohe Behörde einen Erlaß, der dem skandalösen Treiben ein Ende machen soll. So beginnen die Verfolgungen.

Wir haben das zu oft erlebt, als daß wir noch darauf hereinfallen könnten. Wir haben noch nicht den gerichtsnotorischen Säufer Stucke vergessen, der von Ullstein und Mosse zu einem „ehrwürdigen und weißhaarigen Pfarrer" heraufgedichtet wurde, den die Hakenkreuzler in einer ihrer Versammlungen fast zu Tode prügelten, und zwar ohne jeden Grund, nur aus bloßer Lust an Mord und Totschlag, und der dann auch gerechterweise den Anlaß gab, die Partei auf ein ganzes Jahr zu verbieten. Wir haben damals im Mai 1927 dagegen Protest erhoben. Der Prozeß lief über zwei Jahre in den Vorinstanzen. Es stellte sich am Ende heraus, daß das Material des Berliner Polizeipräsidiums, genau wie sein gefälschtes Femebild, erstunken und erlogen war, und so blieb denn nach vielen peinvollen Ausflüchten einem hohen Richterkollegium nichts anderes übrig, als den Protest unter formalen Vorwänden zurückzuweisen.

Wir haben damals dem Berliner Polizeipräsidium öffentlich den Vorwurf gemacht, es habe beim Verbot im Mai 1927 aus parteipolitischen Gründen seine Amtsgewalt mißbraucht — eine der

schwersten Anklagen, die man überhaupt gegen eine Behörde erheben kann — und es aufgefordert, uns deshalb vor den Kadi zu bestellen. Das Polizeipräsidium hat nicht geklagt, und es wußte auch warum.

Nun ist es wieder einmal soweit. Der preußische Innenminister Waentig, seines Zeichens Universitätsprofessor, Nachfolger Grzesinskis, von ihm nur unterschieden dadurch, daß er keine Daisy hat, unter seinen Parteifreunden wegen seiner vornehmen Allüren „Genosse Seidenstrumpf" genannt, hat in einem Erlaß erlassen, daß die Uniform der NSDAP. verboten sei. Nun gibt es eine solche ja bekanntlich gar nicht, sondern nur ein Braunhemd, das unsere SA.-Männer zu tragen pflegen. Schadet nichts! Das Berliner Polizeipräsidium, an dessen Spitze bekanntlich neben dem früheren, ehrsamen Küfergesellen Zörgiebel ein gewisser Jude Weiß steht mit einem Spitznamen, den man nicht laut nennen darf, gibt dem Erlaß des Innenministeriums Ausführungsbestimmungen bei, die einfach jeder Beschreibung spotten. Da ist verboten: nicht nur das Tragen des Braunhemdes, sondern auch das eines Koppelschlosses mit Hakenkreuz, einer braunen Hose, eines weißen Hemdes mit Parteiabzeichen und am Ende gar eines Bierflaschengummis. Es erhebt sich hier die Frage, was denn der Nationalsozialist überhaupt noch tragen darf, um nicht mit der Polizei in Konflikt zu kommen. Am besten, ein jeder erfindet für sich ein Phantasiekostüm und paradiert darin so lange in den Straßen Berlins herum, bis irgendein Judenjunge daran Ärgernis nimmt und ihn zwingt, seine Erfindungsgabe aufs neue anzustrengen; oder unsere Parteigenossen rotten sich zu Haufen zusammen in Schwimmhosen und Badetrikots und genießen die Freuden ihres Daseins in diesen heißen Sommertagen so ungeniert, als befänden sie sich mit Cohn und Veilchenstengel am Strande von Binz oder Norderney. Einer wurde am Knie von einem Schupo aufgefordert, seine braune Hose auszuziehen. Er tat das prompt und stolzierte im Hemd zum Gaudium einer schnell angesammelten Menschenmenge nach Wilmersdorf herauf, ohne sich auch nur im mindesten durch die Bitten des übereifrigen Wachtmeisters bestimmen zu lassen, seinen luftigen Habit wieder etwas zu vervollständigen.

Was soll das alles? Glaubt ein hohes Ministerium im Ernst, damit etwas zu erreichen? Und meinen die Wolff und Bernhard und Hahn, die heute nach einem Verbot der gesamten SA. schreien,

daß sie damit der nationalsozialistischen Gefahr Einhalt gebieten können? Dazu ist es längst zu spät. Das hättet ihr gekonnt, als ihr noch über uns lachtet und spottetet. Heute müßt ihr schon andere Mittel anwenden. Etwa uns allen die Köpfe abschlagen oder die Herzen aus der Brust reißen. Nimmt man der Führung die Verantwortung für die SA., die heute noch fest und diszipliniert in ihren Händen ist, dann wird man ein blaues Wunder erleben. Diese Menschen haben Hunger. Sie wollen heraus aus seelischer und materieller Verzweiflung. Sie vertrauen auf ihre Bewegung und ihre Führer. Aus Ordnung kann über Nacht Chaos werden, wenn man sie wider Recht und Gesetz auseinanderreißt. Die Partei als Partei arbeitet legal. Was aber der einzelne tut, wenn die Partei mit Zwangsmitteln zerschlagen wird, dafür übernimmt der die Verantwortung, der sie zerschlägt.

Im übrigen aber sehen wir der weiteren Entwicklung der Dinge mit Gelassenheit entgegen. Unsere Herzen bleiben heiß und unsere Köpfe kalt. Wir brauchen gar nicht mehr für uns zu werben. Das besorgen Presse und Polizei. Sie mögen neue Schikanen ersinnen. Wir haben für diese Flickarbeit nur ein verächtliches Lachen. Unsere Antwort heißt: weiterkämpfen!

Bei Philippi sehen wir uns wieder!

29. Juni 1930

Die Dummheit der Demokratie

Das wird immer einer der besten Witze der Demokratie bleiben, daß sie ihren Todfeinden die Mittel selber stellte, durch die sie vernichtet wurde.

Die verfolgten Führer der NSDAP. traten als Abgeordnete in den Genuß der Immunität, der Diäten und der Freifahrtkarte. Dadurch waren sie vor dem polizeilichen Zugriff gesichert, durften sich mehr zu sagen erlauben als gewöhnliche Staatsbürger und ließen sich außerdem die Kosten ihrer Tätigkeit vom Feinde bezahlen.

Aus der demokratischen Dummheit ließ sich vortrefflich Kapital schlagen. Auch die Anhängerschaft der NSDAP. begriff das sofort und hatte ihre helle Freude daran.

Die Partei wuchs im Volke, weil ihre Führer sich im Volke bewegten. Von Wahl zu Wahl aber konnte sie von der Liste der Abgeordneten ihr Wachstum, amtlich bestätigt, ablesen.

1928 wies man den 12 Abgeordneten der NSDAP. in den hinteren Sitzreihen des Reichstagssaales ihre Plätze an. Unter ihnen befand sich Dr. Goebbels.

1930 trat die NSDAP. mit 107 Abgeordneten als zweitstärkste Partei auf. 6,4 Millionen Wähler standen hinter ihr. Die Partei hatte sich durchgepaukt.

Die Partei trat 1929 an die Spitze der Volksbewegung gegen den Young-Plan. Nur durch ihren Einsatz gelang es, sozialistische Massen für den Freiheitskampf der Nation zu gewinnen.

Dem Volksbegehren gegen den Young-Plan schlossen sich am 25. November 4 135 300, dem Volksentscheid am 22. Dezember 5 825 182 Stimmberechtigte an.

Im Parlament

Durch ein großes Portal geht's hinein in die heiligen Hallen. Über dem Portal steht der Witz: „Dem deutschen Volke!" Spaß muß sein!

Über dicke rote Teppiche treppauf, treppab, an Sälen und Konferenzzimmern vorbei. Darin treibt der sogenannte Abgeordnete sein Unwesen.

Eine große Wandelhalle dient zur Förderung der Verdauung. Daneben liegen Gänge mit langen Reihen von Klubsesseln. Eine der vielen Gelegenheiten, ein Viertelstündchen zu nicken.

Nicken ist übrigens sehr delikat gesagt. Kommst du um die Nachmittagsstunde durch diese Gänge, dann hörst du das wohltuend beruhigende, überparteiliche Geschnarche von deutschen Volksvertretern, die hier vom schweren Dienst am Vaterlande ausruhen. Eine der wenigen Stellen, wo die Tagespolitik schweigt und Morpheus sein friedliches Zepter schwingt.

Das Photographieren und Kurbeln ist im Reichstag verboten. Wer einmal als Laie in diesen Gängen herumirrte, der weiß, warum.

Durch viele Türen geht's ins Plenum hinein. Plenum heißt zu deutsch voll. Warum das Plenum Plenum heißt, wer weiß — wer weiß? Früher hieß das Plenum Sitzungssaal, weil meistens Leute darin saßen. Seitdem fast niemand darin sitzt — es sei denn, Gustav Stresemann spricht — nennt man's Plenum.

Vielleicht auch hat sich diese Bezeichnung erst eingebürgert nach dem ebenso unparlamentarischen wie wahrheitsgemäßen Zwischenruf Adolf Hoffmanns: „Herr Bresadent, es ist een Besoffener im Saal!" Der war wirklich voll.

Alldieweil Herr Löbe das Zepter schwingt und Otto Hörsing von seiner Couleur ist, hat man über diesen Zwischenruf den Mantel der Liebe gedeckt. Was hätte man auch Besseres tun können!

Im Plenum reden die Abgeordneten. Und zwar reden sie die berühmten Reden zum Fenster hinaus. Die Reden sind schöner, wenn man sie liest, als wenn man sie hört. Deshalb will auch niemand sie hören. Selbst die Abgeordneten entwerfen meistens während der Rede Fluchtpläne.

Wenn der Redner es gar zu schlimm macht, dann ist das Reichstagsrestaurant Asyl für alle Überläufer. Im Restaurant ist gute Ge-

legenheit, empfangene Diäten in Beefsteaks, Fürst-Pückler-Eis und Rheinwein umzusetzen. Man wundert sich nur, warum das Plenum nicht Restaurant und das Restaurant nicht Plenum heißt. Denn das Restaurant ist immer Plenum, und im Plenum restauriert sich der gequälte, gehetzte Volksvertreter von den Störungen der Verdauung. Auch eine der vielen Gelegenheiten, ein Viertelstündchen zu nicken.

Im Restaurant sitzen die Abgeordneten nach Parteien getrennt. Aber das tut dem Appetit keinen Abbruch. Dem Kommunisten schmeckt sein Wiener Schnitzel ebensogut wie dem Deutschnationalen sein Schweinekottelet. Nach der Stärkung binden beide den Helm fester und marschieren zu neuen Redeschlachten.

Das geht manchmal bis tief in die Nacht hinein, und sonderbarerweise gedeihen die meisten von ihnen zu üppiger Fülle bei diesem Dienst am Vaterland.

Die schlimmste Zeit für den Abgeordneten ist die Sechswochenfrist vor der Wahl. Da muß er ins Land hinaus und von Weltanschauung und so reden. Zwar nimmt er das nicht so ernst. Aber manchmal spricht er vor Menschen, die das bitter ernst nehmen. Allein die meisten von ihnen sind sehr vergeßlich, und deshalb kann der Kandidat seine Weltanschauung wechseln wie ein schmutziges Hemd.

Von seiner wahren Gesinnung darf er nichts sagen. Man würde ihn vermutlich verprügeln. Und zwar am ehesten die, die heute am lautesten Hurra schreien.

Darum redet er von der Freiheit des Volkes und meint Kattun. Darum ruft er auf zur Arbeit und meint die andern, während er Profite überschlägt. Darum singt er „Deutschland, Deutschland über alles!" Und brummt auf dem Nachhauseweg: „Ja, ich bin klug und weise."

Aber die schlimme Zeit der Wahl geht auch vorüber, und dann beginnen wieder die Tage der Rosen. Dann packt der Volksvertreter seinen Koffer und kutschiert erster Klasse nach Berlin. Dann setzt er sein verführerischstes Augurenlächeln auf und stolziert erhobenen Hauptes in das hohe Haus hinein.

Auf dem höchsten First flattert die Fahne — nicht auf Halbmast. Es ist kein Grund zu klagen, solange der Wein schmeckt und der süße Pöbel außerhalb der Bannmeile bleibt.

Das ist seine Fahne, seine stolze Fahne!

Für die Fahne tritt er ein mit seiner ganzen Person. Überall und immer da, wo die Gefahr weit ist.

Und bläht die Brust im stolzen Bewußtsein:

„Es ist nicht notwendig, daß Deutschland lebt; aber es ist notwendig, daß das Volk m i r gegenüber seine Schuldigkeit tut!"

17. Oktober 1927.

Alte Esel

„Wäre ich ein Fürst, so würde ich zu meinen ersten Stellen nie Leute nehmen, die bloß durch Geburt und Anciennität nach und nach heraufgekommen sind und nun in ihrem Alter in gewohntem Gleise langsam, gemächlich fortgehen; wobei dann freilich nicht viel Gescheites zutage kommt. Junge Männer wollte ich haben — aber es müßten Kapazitäten sein, mit Klarheit und Energie ausgerüstet und dabei vom besten Wollen und edelsten Charakter. Da wäre es eine Lust, zu herrschen und sein Volk vorwärtszubringen."

So sagt Goethe in seinem bekannten Gespräch mit Eckermann über Napoleon. Kluge und treffliche Worte von allgemeiner, ewiger Wahrheit. Sie galten zu Goethes Zeiten, wie sie heute richtig sind und ewig richtig bleiben werden. Und auf keine politische Gruppe passen sie zur Zeit so wie auf uns.

Man hat uns bei Beginn dieses Reichstages als kleinste und wohl auch unangenehmste Oppositionsgruppe im Plenum dieses hohen Hauses auf die letzten Plätze gesetzt, ganz am Ende des Saales, wo man nichts sieht und nicht gesehen wird, nichts hört und nur durch das Sprachrohr der vorgehaltenen Hände, das wir dann auch fleißig zu benutzen pflegen, gehört wird. Das hat neben mancherlei Nachteilen auch den einen Vorteil, daß man in der Regel gezwungen ist, die erlauchten Vertreter des deutschen Volkes von hinten zu betrachten. Da sehen sie meist ganz anders aus als von vorn. Das gespreizte Arrivistentum der glatten, blaurasierten Visagen tritt hier nicht in Erscheinung. Die Vollbärte zeigen sich nur dem erhaben thronenden Präsidium. Von hinten sieht man nur Glatzen, nichts als Glatzen. Eine wie die andere. Quer durch die Parteien, von einer belustigenden Regelmäßigkeit. Ein Anblick für die Götter.

Und prellt mal einer von uns vor, aus Ungeduld, Wut und Zorn, rennt den schmalen Korridor herunter bis an die Regierungsestrade und schmettert seine schneidenden, höhnischen und niederträchtigen

Zwischenrufe in die satte Geruhsamkeit dieser greisenhaft dahinwelkenden Impotenz, dann klappern die falschen Gebisse, dann rauschen die Bärte, dann wackeln die grauen Häupter, und dem Unglücklichen schallt aus hundertfachem Munde der letzte Verteidigungsschrei einer sterbenden Welt entgegen:

„Maul halten! Das versteht ihr nicht, da seid ihr zu jung dazu!"

In der Tat, eine etwas merkwürdige, von keinerlei Logik und Überzeugungskraft belastete Beweisführung! Was heißt es schon, alt werden? Niemand wird den Rat der Erfahrung in den Wind schlagen, wenn er sich paart mit Mut, Kühnheit und Energie. Auch ein alter Mann kann ein Jüngling in seinem Herzen sein; aber dann wird er niemals der Jugend, wo auch immer sie sich im Überschwang und Leidenschaft zu Wort meldet, vorwerfen, daß sie jung oder zu jung sei. Alter allein hat nur wenig Überzeugendes an sich, und wir werden uns niemals der landläufigen Meinung anbequemen, daß aus einem jungen Strohkopf nur durch die Jahre ein alter Aristoteles hervorsprieße. Wer dumm auf die Welt kam und kaum etwas dazu lernte, aus dem kann nur ein alter Esel werden. Daran ändern nichts die Haare und nichts die Jahre.

Und die Tatsache bleibt bestehen und wird von keinem, der den Betrieb kennt, mehr geleugnet: Deutschland wird heute von seinen Greisen regiert, und zwar von seinen feigsten und dümmsten. Die Jugend ist von der Gestaltung unseres Volksschicksals ausgeschlossen. Der Glatzkopf und der Rauschebart geben den Ton an, und wir Jungen sind die Dummen und haben das Nachsehen.

Für diesen Zustand fehlt jede politische und moralische Berechtigung. Wenn schon in geruhigen Zeiten der vorwärtsdrängenden Jugend ein möglichst geräumiges Feld freier Betätigung in der Politik eingeräumt werden muß, will man nicht die aufschießenden Kräfte wahren Volkstums allmählich in der Greisenhaftigkeit verdorren lassen, wieviel mehr kann und darf man diese Forderung erheben in einer Zeit, in der Altäre gestürzt und Werte umgewertet werden, in der ein ringendes Geschlecht nach neuen Inhalten und Wesenheiten sucht, die Aufbruch und Anbruch zugleich ist.

Niemand von uns redet der Jugend das Wort, bloß weil sie jung ist. Aber deshalb gerade fühlen wir uns auch verpflichtet, unrechtmäßige und überhebliche Ansprüche des Alters zurückzuweisen, die sich lediglich auf die Jahre berufen möchten. Junge Männer wollen

wir an der Spitze Deutschlands sehen, aber es müssen, wie Goethe sagt, Kapazitäten sein, mit Klarheit und Energie ausgerüstet und dabei vom besten Wollen und edelsten Charakter. Die Alten haben nun in zehnjährigem Versagen bewiesen, daß sie die Dinge nicht meistern können, daß das Vaterland vor die Hunde ging und das deutsche Volk heute hoffnungslos und verzweifelt vor seinen zerbrochenen Idealen steht. Nicht wir Jungen tragen die Schuld, daß es soweit kam, denn wir waren ja unterdes ausgesperrt von Politik und Regierung, wurden verlacht und verspottet als zu grün.

Das muß ein Ende haben! Immer vernehmlicher soll unsere aufrüttelnde Stimme erschallen. Immer klarer, unabweisbarer wollen wir unsere Forderungen anmelden. Stellt euch zum Kampf! Widerlegt uns, oder macht Platz! Wir haben keine Lust, aus falscher Pietät die Zukunft unseres Volkes zu verspielen. Entweder ihr zeigt, daß ihr noch zu fechten versteht für eure Ideale, die nicht die unseren sind, oder ihr müßt euch schon gefallen lassen, daß wir euch so nennen, wie ihr's verdient:

Alte Esel! 1. April 1929.

Farbröder

Das ist ein schwedisches Wort und heißt zu deutsch: Vaterbrüder. Es bedeutet das, was wir bei uns zu Hause mit Onkel bezeichnen. Dieser Ausdruck hat im Schwedischen genau denselben etwas gutmütigen, etwas ulkigen und wohl auch etwas geschlechtslosen Beiklang, den wir ihm unterzulegen pflegen. Ein Onkel ist im allgemeinen ein lustiger alter Geselle, bei dem man nicht alles ernst nimmt, und der wohl auch selbst zuweilen nicht ganz ernst genommen werden will. Man verschleißt ihn so, wie er eben ist, und die Nichten und Neffen haben ihren Spaß mit ihm.

Und nun kommt der Witz bei der Geschichte. Nicht nur der leibhaftige Onkel trägt in Schweden diesen Namen. Unter Farbrödern versteht man in diesem schönen Lande auch die Mitglieder des Riksdags, die Reichstagsabgeordneten, das, was man bei uns M. d. R. heißt. Und das beweist, daß der Schwede Sinn für Humor hat. Der Onkel! Das ist nicht boshaft, nicht gemein, nicht höhnisch und nicht giftig, ohne Galle und ohne Bitterkeit. Es ist in seiner lapidaren Kürze und kommentarlosen Unbarmherzigkeit einfach vernichtend. Das trifft die aufgeblasene Wichtigkeit des parlamentarischen

Schwadroneurs und Nichtstuers mitten ins Herz hinein. M. d. R.: das riecht noch nach etwas. Volksvertreter: das hat einen Hintergrund und ein Gesicht. Abgeordneter: das kann dem kleinen Mann noch imponieren. Aber Onkel: das entkleidet diesen bemerkenswerten Typ des demokratischen Europas allen Beiwerks, nimmt ihm die letzten Kulissen, reißt ihm endgültig die Maske vom Gesicht. Da, schau her: ein Farbror, ein ulkiges Überbleibsel aus vergangenen Zeiten. Ein Onkel!

Vielleicht machen wir es uns mit dem Parlamentarismus viel zu schwer. Wir legen ihm noch ein Gewicht bei, das ihm praktisch gar nicht mehr zusteht. Was sich da in den Couloirs der Parlamente herumflegelt, in Geschäften und Politik macht, Staat und Volk ausschmarotzt, hat ja längst in den breiten Massen den letzten Kredit verloren. Man nimmt das bloß noch humoristisch. Aber dieser Humor ist nur eine versteckte zynische Bitterkeit. Er kommt nicht aus dem Herzen, sondern aus der Galle.

Stehe einer auf unter uns und gebe sein Wort darauf: ich glaube an den Parlamentarismus und an die Segnungen der Demokratie! Hebe einer seine Hand hoch und schwöre, daß er eine entscheidende Wendung, ja nur einen kühnen Entschluß von einer Umbildung der Regierungskoalition oder der Ernennung eines neuen Kabinetts erwarte. Wir alle, ob Freund oder Feind der Republik, ob Demokrat oder Aristokrat, ob Bürger oder Proletarier, sehen im Reichstag und den augenblicklich dort hausenden Parteien nur ein notwendiges Übel, und eine Übereinstimmung ist lediglich in der Frage noch nicht herbeizuführen, was wir an seine Stelle setzen sollen. Das schon wäre vernichtend für den Parlamentarismus, daß ein Mann oder eine Partei eine allgemeingültige Meinung darüber bilden könnte, was nach ihm kommt. Denn er besteht aus eigener Kraft nicht auf Grund des ihm innewohnenden sittlichen Lebensgesetzes, sondern aus dem augenblicklichen Mangel eines Besseren. Das Volk nimmt ihn hin, weil er nun einmal da ist. Aber dafür auch mit der nötigen Ablehnung und Verachtung. Wir wählen euch, wir lassen von euch die Gesetze machen, uns von euch die Steuern abknöpfen — ihr dürft dicke Diäten einstecken und erster Klasse fahren. Aber glaubt nicht, daß wir euch dafür ehren und lieben. Ihr seid doch und bleibt für uns Parasiten, Nutznießer unserer Not, politische Schieber und Geschäftemacher, schwarzweißrot und schwarzrotgold angestrichene Bon-

zen, demokratische Raubritter, denen man nicht über den Weg trauen darf. Wir sind uns zu gut dafür, als daß wir uns deshalb mit euch herumprügeln. Zudem seid ihr gerissen und gewandt im Verdrehen von Worten und Begriffen. Aber ihr befindet euch auf dem Holzweg, wenn ihr meint, wir merkten das nicht. Wir haben euch längst durchschaut. Wir sind nur zu höflich, das zu sagen. Aber unseren ganzen eisigen Hohn fassen wir zusammen, wenn wir euch so nennen, wie ihr's verdient: die Onkel! So denkt das Volk.

Nun regiert das Kabinett Brüning schon nahezu zwei Monate. Als es vor acht Wochen aus der Taufe gehoben wurde, da atmete der Bürger auf und glaubte, wir ständen an einem Wendepunkte der deutschen Nachkriegspolitik. Der Stahlhelm murmelte etwas von Taten, die man abwarten müsse, und die DNVP. beging gleich Harakiri; die dramatischen Heldentenöre und lautesten Rufer im Streit schraubten plötzlich ihre gespannten Stimmbänder herunter, und es begann wieder einmal, wie so oft, wenn es der Republik ans Leder ging, der große Patriotenrummel. Nun sind wir um einiges älter und weiser geworden. Wir fragen den Stahlhelm: auf welche Taten wartet ihr? Wir wollen von der DNVP. wissen: was ist denn nun besser geworden? Es hat sich nur ein Firmenschild geändert. Aber das Personal ist geblieben. Die Onkel regieren weiter.

So ist die Lage. Es geht nun langsam in den Sommer hinein, und die Gefahr besteht, daß die Dinge sich wieder einmal für einige Monate versteifen und damit unwiederbringliche Zeit verlorengeht. Der Reichstag trat vor einigen Tagen aufs neue zusammen. Wäre da nicht der Augenblick, dieses alte und überlebte Haus vor den Etatsberatungen zu entlassen und dem Volk aufs neue sein Schicksal in die Hand zu geben?

Damit wenigstens so vierzig, fünfzig Farbröder verschwinden?
Und die Onkel durch Männer ersetzt werden?!

18. Mai 1930.

Die Wirtschaftspartei

Im Reichstag geht das Wort um, ihr Name komme daher, daß ihre Abgeordneten meist in der Wirtschaft sitzen, und ihr Programm laute: die Brötchen etwas kleiner und viel teurer. Wenn es nicht wahr ist, so ist es doch gut erfunden und hat an sich das, was allen wirksamen Witzen gemein ist: es übertreibt in grotesker und deshalb

zum Lachen reizender Form einen in der Tat vorhandenen Wahrheitskern. Die Wirtschaftspartei ist die geistloseste und platteste Angelegenheit eines zur aufreizenden Stupidität herabgewürdigten Parlamentarismus. Ihr Wesen ist kleinbürgerlicher Materialismus in jeglicher Form. Ihr Programm ist geronnene geistige Anspruchslosigkeit, und ihre Führer fühlen sich darin wohl, oder wenn sie klüger sind, tun sie so, als ob.

Kann die Wirtschaft die Politik retten? Nein! Denn die Wirtschaft ist nur eine Funktion der Politik. Eine schlechte Politik hat als Folge immer eine schlechte Wirtschaft, und eine gute Politik eine gute Wirtschaft. Man kann die Wirtschaft nicht von der Politik trennen, ebensowenig wie den Atem vom Herzschlag. Ist eine Wirtschaftspartei in der Lage, etwas zur Besserstellung des Mittelstandes zu tun? Ja und nein. Sie kann das, wenn sie auch bereit ist, für ihre materiellen Ziele politische Machtmittel einzusetzen. Sie kann das nicht, wenn sie sich auf das rein Wirtschaftliche beschränkt. Die heutige trostlose Lage des deutschen Mittelstandes ist eine zwangsläufige Folge unseres versklavten politischen Daseins. Folgen verschwinden immer und nur dann für immer, wenn man ihre Ursachen beseitigt. Beseitigt man mit politischen Machtmitteln ein naturwidriges und erdachtes, lebensfremdes staatliches System, dessen Hauptaufgabe es zu sein scheint, das eigene Volk im Dienste des Weltgeldes auszubütteln und dabei eben die schaffenden Stände nach und nach dem völligen Ruin preiszugeben, dann fallen auch automatisch und zwangsläufig die von ihm verursachten wirtschaftlichen Folgen. Nur in einem freien Deutschland gibt es eine freie Wirtschaft, und nur eine von den Fesseln der Tributknechtschaft losgelöste Wirtschaft gibt dem Mittelstand sein Lebensrecht wieder. Der Kampf gegen die systematische Vernichtung des Mittelstandes hat also im Politischen zu beginnen, und sein endgültiger Erfolg oder Nichterfolg entscheidet zuletzt über das Schicksal aller Einzelmenschen und aller Stände, auch des Mittelstandes.

Die Wirtschaftspartei ist nichts anderes als ein plumper und dummpfiffiger Versuch, an die Stelle von ewigen politischen Lebensnormen wirtschaftliche Zweckmäßigkeiten zu setzen. Sie spekuliert in diesem Bestreben auf den unausgebildeten politischen Verstand der breiten kleinbürgerlichen Massen und schwätzt ihnen die Meinung auf, man könne auf Kosten der Gesamtheit das Dasein eines bestimm-

ten Standes retten, und zwar unter Umgehung des politischen Kampfes, lediglich mit parlamentarischen Mitteln. Diese Rechnung ist falsch. Sie ist deshalb falsch, weil die Wirtschaftspartei dabei in denselben Fehler verfällt, an dem der Marxismus geistig gescheitert ist und politisch in Bälde scheitern wird: sie geht von der Klasse aus und nicht vom Volk. Sie sieht und behandelt die Dinge in der Einzelheit und nicht in der Ganzheit.

Wir halten ihre eigentlichen geistigen Führer und Drahtzieher für zu klug, als daß wir annehmen könnten, sie wüßten das nicht. Für sie geht es auch nicht um das Schicksal des Mittelstandes. Sie sehen in der Wirtschaftspartei nur ein bequemes und ungefährliches Tummelfeld, auf dem parlamentarische Erfolge billig zu erringen sind. Und die um sie versammelten kleinen Leute? Sie sind meist dick und haben einen guten Charakter. Das ist aber auch alles. Sie sind in der Tat nicht mehr als gehobene Aufwertler. Die großen politischen Entscheidungen vollziehen sich für ihre Einsicht in einem nebelhaften Dunstkreis, und nur von ferne ahnen sie zuweilen, worum es eigentlich geht. Einige von ihnen haben sich in einer mehrjährigen parlamentarischen Praxis eine gewisse Routine angeeignet. Das kommt mit der Zeit. Aber werden sie einmal vor eine Frage von politischem Rang gestellt, dann fühlt es ein Blinder mit dem Krückstock, wie unbelastet sie mit Sachkenntnis sind und wie heillos verwirrt und richtungslos sie im Irrgarten der großen Politik herumstolpern.

Der Mittelständler, der seine Hoffnung auf diese Partei setzt, hat auf schlechtem Grund gebaut. Das sollte ihn eigentlich schon die Praxis der Vergangenheit lehren. Wie lange schon treiben die Wortführer dieser Partei in den Parlamenten ihr Unwesen! Hat es etwas genützt? Ist dadurch der kleine Kaufmann gerettet worden? Hat man ihn vor dem Ruin bewahrt? Hat man seine Existenz geschützt gegen das Überhandnehmen der großkapitalistischen Warenhäuser? Ist man ihm entgegengekommen bei Steuer- und Finanzfragen? Nichts von alledem! Der politische Verfall des Reiches hat die deutsche Wirtschaft insgesamt bis aufs Fundament verwüstet, und damit ist auch das Schicksal eines jeden Standes endgültig besiegelt. Sie wollten nicht politisch kämpfen, sie sahen nicht die Kräfte der Politik, die sie zur Durchführung ihrer teuflischen großkapitalistischen Ziele vernichten wollten und vernichten mußten: deshalb wurden sie von ihnen politisch überrannt und damit wirtschaftlich geschlagen.

Was nutzt da eine flüssige Rede im Parlament, wenn an ihrem Ende immer auf das Ja das Aber folgt? Was helfen da alle Bedenken, wenn daraus nicht der Wille entspringt, den feindlichen Mächten Widerstand zu leisten und um das geraubte Leben gegen sie zum Angriff vorzugehen! Das Ende wird sein, daß die Wirtschaft zugrunde geht, weil wir in Deutschland nur noch Wirtschaftsparteien haben, weil in ihnen und durch sie die letzten politischen Energien eines müde werdenden Volkes lahmgelegt sind und im entscheidenden Augenblick nicht zum Streich kommen.

Dagegen setzen wir uns zur Wehr. Wir sind nicht gewillt, widerspruchslos zuzuschauen, wie eine Clique von parlamentarischen Routiniers und engstirnigen Spießern das politische Wollen eines ganzen Standes verfälscht und umbiegt. Wir rufen dem deutschen Mittelständler zu: auch dein Schicksal ist mit dem Schicksal der Nation aufs engste verbunden. Darum heraus aus der Standespartei! Hinein in die NSDAP., die einzige wahrhaftige Volkspartei!

Werde politisch oder stirb!

23. Februar 1930.

Was wollen wir im Reichstag?

Wir sind doch eine antiparlamentarische Partei, lehnen aus guten Gründen die Weimarer Verfassung und die von ihr eingeführten republikanischen Institutionen ab, sind Gegner einer verfälschten Demokratie, die den Klugen und den Dummen, den Fleißigen und den Faulen über einen Leisten schlägt, sehen im heutigen System der Stimmenmajoritäten und der organisierten Verantwortungslosigkeit die Hauptursache unseres ständig zunehmenden Verfalls. Was also wollen wir im Reichstag?

Wir gehen in den Reichstag hinein, um uns im Waffenarsenal der Demokratie mit deren eigenen Waffen zu versorgen. Wir werden Reichstagsabgeordnete, um die Weimarer Gesinnung mit ihrer eigenen Unterstützung lahmzulegen. Wenn die Demokratie so dumm ist, uns für diesen Bärendienst Freifahrkarten und Diäten zu geben, so ist das ihre eigene Sache. Wir zerbrechen uns darüber nicht den Kopf. Uns ist jedes gesetzliche Mittel recht, den Zustand von heute zu revolutionieren.

Wenn es uns gelingt, bei diesen Wahlen sechzig bis siebzig Agitatoren und Organisatoren unserer Partei in die verschiedenen Parlamente hineinzustecken, so wird der Staat selbst in Zukunft unseren Kampfapparat ausstatten und besolden. Eine Angelegenheit, die reizvoll und neckisch genug ist, sie einmal auszuprobieren. Wir werden auch in den Parlamenten verparlamentisieren? So sehen wir aus! Glaubt einer von euch, daß wir, wenn wir in das Plenum des hohen Hauses einmarschieren, gleich mit Philipp Scheidemann Brüderschaft trinken? Haltet ihr uns für so miserable Revolutionäre, daß ihr fürchtet, wir würden vor einem dicken, roten Teppich und einer wohltemperierten Schlafhalle unsere geschichtliche Mission vergessen?

Wer ins Parlament geht, kommt darin um! Jawohl, wenn er ins Parlament geht, um auch einer zu werden. Geht er jedoch hinein mit dem zähen und verbissenen Willen, auch hier seinen bedingungslosen Kampf gegen die zunehmende Verlumpung unseres öffentlichen Lebens mit der ihm angeborenen Rücksichtslosigkeit fortzuführen, dann wird er nicht verparlamentisieren, sondern er bleibt das, was er ist: ein Revolutionär.

Auch Mussolini ging ins Parlament. Trotzdem marschierte er nicht lange darauf mit seinen Schwarzhemden nach Rom. Auch die Kommunisten sitzen im Reichstag. Niemand wird so naiv sein, zu glauben, sie wollten sachlich und positiv mitarbeiten. Und überdies: gelingt es uns diesmal nicht, unsere gefährlichsten Männer immun zu machen, dann werden sie alle über kurz oder lang hinter schwedischen Gardinen sitzen. Das werden sie auch, wenn sie im Besitze der Immunität sind? Gewiß, und zwar in dem Augenblick, in dem die Demokratie sich ihrer aus letzter Notwehr entäußern zu müssen glaubt; dann, wenn sie sich selbst ins Gesicht schlägt und offen den Terror der kapitalistischen Diktatur aufrichtet, den sie normalerweise nur versteckt ausübt. Aber bis dahin hat es noch gute Weile, und solange haben die immunen Vorkämpfer unseres Glaubens Zeit und Gelegenheit genug, unsere Kampffront so zu verbreitern, daß ihre Abdrosselung und die Mundtotmachung ihrer öffentlichen Predigt nicht, wie es die Demokratie wohl gern wünschen möchte, so ganz geräuschlos vor sich gehen wird.

Ein Weiteres: Die Agitatoren unserer Partei verfahren regulär sechshundert bis achthundert Mark monatlich — um die Republik

zu festigen. Ist es dann nicht recht und billig, wenn die Republik diese Fahrtkosten durch einen Freifahrschein ersetzt? Wer von euch stimmt dafür, daß wir weiter unsere eigenen Groschen der jüdischen Dawesbahn in den Rachen werfen, während die Republik wahrhaft danach lechzt, uns zu helfen?

Das sei der Anfang vom Kompromiß? Glaubt ihr, daß wir, die wir hundert- und tausendmal vor euch standen und euch den Glauben an ein neues Deutschland predigten, wie wir Dutzende Male unser Leben dem roten Janhagel lachend entgegenwarfen, die wir uns mit euch gegen alle Widerstände amtlichen und nichtamtlichen Charakters durchpaukten, glaubt ihr, wir, die wir vor keinem Machtbefehl und keinem Terror kapitulierten, wir würden vor einem Freifahrschein die Waffen strecken?

Wenn wir nur Abgeordnete werden wollten, dann wären wir keine Nationalsozialisten, sondern vermutlich Deutschnationale oder Sozialdemokraten. Die haben die meisten Mandate zu vergeben, man braucht dafür sein Leben nicht zu riskieren, und um mit den geistigen Leuchten dieser Partei zu konkurrieren, dazu reicht auch bei uns die Grütze noch aus.

Wir betteln nicht um Stimmen. Wir fordern Überzeugung, Hingabe, Leidenschaft! Die Stimme ist nur ein Hilfsmittel für uns wie für euch. Wir werden mit hartem Schritt den marmornen Boden der Parlamente betreten, werden hineintragen den revolutionären Willen der breiten Volksmassen, aus denen wir, schicksalsbestimmt und schicksalsbestimmend, herauswuchsen. Wir pfeifen auf Mitarbeit an einem stinkenden Misthaufen. Wir kommen, um auszumisten.

Man soll nicht glauben, der Parlamentarismus sei unser Damaskus. Wir haben dem Gegner die Zähne gezeigt von den Podien der Massenversammlungen und von den Riesendemonstrationen unserer braunen Garde aus. Wir werden sie ihm auch zeigen in der bleiernen Sattheit eines parlamentarischen Plenums.

Wir kommen nicht als Freunde, auch nicht als Neutrale. Wir kommen als Feinde! Wie der Wolf in die Schafherde einbricht, so kommen wir.

Jetzt seid ihr nicht mehr unter euch! Und so werdet ihr keine reine Freude an uns haben!

30. April 1928.

Wen willst du wählen?

Einen Staatsbürger zweiter Klasse, mit vier Vorstrafen und acht schwebenden Verfahren? Sonderbarer Schwärmer!

Ich habe in einem Aufsatz dazu aufgefordert, daß jeder Nationalsozialist, „wenn es nicht anders gehe", sich der Staatsgewalt fügen solle, gleichgültig, ob er recht oder unrecht habe. Dafür bekam ich vom Schöffengericht Elberfeld hundert Mark Geldstrafe wegen Aufforderung zum Widerstand gegen die Staatsgewalt.

Ich habe, als dem Scheidemannattentäter Hanns Hustert im Zuchthaus vom Sträflingsbrei das Gebiß abfaulte, zu Sammlungen aufgerufen, damit dieser Unhold sich die Zähne reparieren lassen konnte; dafür wurde ich vom Amtsgericht München mit fünfzig Mark Geldstrafe belegt wegen Veranstaltung einer unerlaubten Sammlung.

Ich habe, als einem meiner verwundeten Kameraden im Virchow-Krankenhaus von dem jüdischen Arzt Dr. Levi der Kopf aufgemeißelt werden sollte, Gelder zusammengetrieben, damit wir diesen armen Proleten in eine deutsche Behandlung geben konnten. Dafür erhielt ich vom Amtsgericht München einen Strafbefehl von hundertfünfzig Mark, wieder wegen unerlaubter Geldsammlung.

Ich habe vor einer Massenversammlung der NSDAP. dazu aufgefordert, einen Redakteur vom „Tag" etwas näher unter die Lupe zu nehmen, da er eine Hitlerversammlung einen Affenstall genannt hatte. Den Schmutzfinken Carlotto Graetz, der den Frontsoldaten Adolf Hitler auf das infamste beleidigte und ihn mit Dirnen und Zuhältern in Verbindung brachte, nannte ich eine Judensau, um ihn zu einer Beleidigungsklage zu zwingen. Der Graetz klagte nicht, aber ich erhielt sechs Wochen Gefängnis wegen „Aufforderung zu Gewalttätigkeiten ohne Erfolg".

Es schwebt ein staatsanwaltschaftliches Verfahren gegen mich, weil ich den Berliner Vizepolizeipräsidenten Dr. Weiß Isidor genannt haben soll, obschon er Bernhard heißt.

Ein zweites Verfahren ist eingeleitet, weil besagter Bernhard Weiß im „Angriff" als Nero karikiert wurde mit der Unterschrift: „Bernhard spielt grundsätzlich nur undankbare Rollen."

Dem schließt sich ein drittes Verfahren an, weil der „Angriff" besagten Bernhard Weiß in der Maske eines Esels, „deutlich erkennbar", gebracht haben soll und dazu noch den republikfeindlichen Text: „Mit dem Ausnahmezustand kann jeder Esel regieren."

In einem vierten Verfahren gegen mich soll ich aussagen, wer Orje ist. Orje nämlich hat ebenfalls dem Bernhard Weiß eine Feder aus seinem Siouxhelm gerupft mit der Satire: „Soll'n ma jejnanda antret'n, Isidor?"

Wie eine fünfte Anklageschrift zu melden weiß, habe ich mit dem Kraftwagen einem armen Proleten ein Bein abgefahren. Zwar ist die Sache schon über ein Jahr her; ich habe nie in meinem Leben ein Auto gesteuert und war auch an dem fraglichen Tage gar nicht in Berlin. Aber der Herr Staatsanwalt meint, es sei die Nummer I A 26637 gewesen, und mir sei das schon zuzutrauen. Mein Hinweis darauf, daß ich nichts vom Autofahren verstünde und auch nie einen Führerschein gehabt habe, war nur dazu geeignet, den Straffall bedenklich zu verschärfen.

Ich habe dazu aufgefordert, einen roten Bonzen, wenn er durch unsachgemäße Zwischenrufe die Einleitung mache zur Sprengung einer unserer Versammlungen, darauf aufmerksam zu machen, daß er sich in einer nationalsozialistischen Veranstaltung befinde; beruhige er sich dann noch nicht, dann solle der Versammlungsleiter es der SA. verzeihen, wenn sie unter Wahrung des Hausrechts den Störenfried an die frische Luft geleite. Macht ein sechstes Verfahren wegen „Aufforderung zur Gewalt".

Ich soll behauptet haben, die Republik sei nur ein Ramschgeschäft, in dem sich die meistbietenden Auskäufer und die schreienden Auktionatoren Staatsmänner und Politiker schimpften. Ergibt ein siebentes Strafverfahren wegen „Gefährdung der Republik".

Und zu acht habe ich geschrieben, es komme einmal der Tag, an dem eine zielbewußte, entschlossene Minderheit gegen diesen Staat der feigen Majoritäten marschieren werde, um mit Gewalt dem Wucher und der Ausbeutung ein Ende zu machen. Achtes Strafverfahren, vom Oberreichsanwalt eingeleitet, wegen „versuchten Hochverrats". (!!)

Wie ich aus zuverlässiger Quelle erfahre, laufen bereits wieder vier neue Verfahren. Worum es sich handelt, weiß ich noch nicht. Ich kann das auch kaum noch übersehen. Ich brauche nur den Mund aufzumachen oder die Feder zu zücken, gleich hat wieder ein Staatsanwalt der Republik für einen Monat Arbeit.

Ich habe mir nie von Barmat goldene Zahnstocher schenken lassen. Auch trage ich keine von ihm abgelegten seidenen Schlafanzüge auf. Während der Inflation bekam ich weder Gulden noch Dollars von ihm.

Ich habe nie das deutsche Volk und seine Ehre in den Kot getreten. Aber immer bin ich gegen die aufgestanden, die sich an unserem gemeinsamen Vaterlande in der Not feige vergingen.

Die Untergrundbahn wird mir in absehbarer Zeit vermutlich keine Villa zum Preise von hundertzwanzigtausend Mark schenken.

Meine Photographie mit eigenhändiger Unterschrift prangt auf keinem Schieberschreibtisch.

Ich habe also keine Aussicht, es unter den seit 1918 eingerichteten Verhältnissen zu etwas zu bringen.

Und mich willst du wählen?

7. Mai 1928.

Vor der Entscheidung

Das Schwerste hätten wir hinter uns: vier Wochen eines nervenzerreibenden Wahlkampfes mit all seiner Heuchelei, seinen Lügen, Verdrehungen, politischen Manövern, und was sonst noch zum Repertoire der freien Demokratie gehört. Die letzte effektvolle Woche bricht an.

Wir stehen vor der „Entscheidung über die nächsten vier Jahre". So sagt man im Jargon der Republik. Wir dagegen sind unbescheiden genug, dieser Meinung leise, verfassungsmäßige Zweifel entgegenzusetzen. Entschieden wird bei diesen Wahlen gar nichts, sie mögen nach rechts oder links ausschlagen. Verschiebungen innerhalb der parlamentarisch eingestellten Parteien mögen wohl andere Männer, aber niemals ein anderes System bringen. Die Politik der Parlamentsparteien, sie mögen links oder rechts stehen, ist zwangsläufig vorgezeichnet; sie findet innenpolitisch in dem Dawespakt und außenpolitisch in Locarno und dem Genfer Bund ihre bestimmenden Pole. Und die Wahl am 20. Mai hat gar keinen anderen Zweck, als den, darüber zu entscheiden, wer diese Politik betreiben und dafür mit Pfründen und Ministersesseln belohnt werden soll.

In Preußen regierte bis heute die Sozialdemokratie, im Reich der Bürgerblock. Die Sozialdemokratie gibt sich arbeiterfreundlich, der Bürgerblock national. Sind etwa in Preußen mehr Wohnungen gebaut worden als im Reich? Gibt es in Preußen weniger Erwerbslose, geht es den Kriegsopfern besser, sind die durch die Inflation Ausgeplünderten nobler entschädigt worden als im Reich? Und hat das

Reich vor Preußen die nationalen Belange gewahrt; hat es die Kriegsschuldlüge zurückgewiesen und dem vaterländischen Skandal der sogenannten Femeprozesse ein Ende bereitet? Nichts von alledem!

Eine marxistische Regierung unterscheidet sich innerhalb des deutschen Parlaments in nichts von einer bürgerlichen: beide sind kapitalistisch, pazifistisch und persönlichkeitsfeindlich. Beide treiben bedingungs- und widerspruchslose Erfüllungspolitik und machen sich gern zum wohlbezahlten Büttel der Welthochfinanz. Es mag am nächsten Sonntag die Wahl so oder so ausfallen. Der Kurs bleibt der alte. Dawes regiert die Stunde, und das Volk wird seinen Kalvarienweg zu Ende gehen müssen. Nur die Männer — soweit man da von Männern überhaupt ohne Ironie reden kann — werden wechseln, das Firmenschild kann geändert, die äußere Drapierung mag eine neue werden. Was sich dahinter versteckt, die Republik, der Parlamentarismus, die Demokratie, der Erfüllungswahnsinn, das alles wird bleiben und nie und nimmer durch eine Wahl umgestoßen werden können.

Und doch fällt am nächsten Sonntag eine Entscheidung von vielleicht geschichtlichem Ausmaß. Es bedarf keiner besonderen Prophetengabe, um voraussagen zu können, daß diese Wahlen mit einem Sieg der Weimarer Koalition enden werden. Die Sozialdemokraten werden, wie in Preußen bisher, so auch im Reich bestimmenden Einfluß gewinnen, und ihre Aufgabe wird es sein, das aufbegehrende Dawesvolk für alle Fälle erfüllungsbereit zu halten. Mit der Zunahme der wirtschaftlichen Versklavung der breiten Volksmassen muß, soll der Wahnsinn nicht ein vorzeitiges Ende finden, Hand in Hand gehen eine planmäßige Entsittlichung des Widerstandsgeistes, eine systematische Abdrosselung des deutschen Aktivismus, der sich gerade jetzt in unserer Partei eine breite Front der Abwehr und des Angriffs geschaffen hat.

Es wird sich am 20. Mai entscheiden, ob es uns gelingt, dem auch im Reichstag wirkungsvoll zu begegnen. Bringen wir eine kampf- und sabotagefähige Gruppe in das hohe Haus, so wird die Mittel und Wege zu finden wissen, dem amtlichen Terror ein Paroli zu bieten. Es geht ums Ganze. Delegieren unsere Anhänger soviel immune Kämpfer in den Reichstag, daß die in der Lage sind, unter Ausnutzung jeder parlamentarischen und außerparlamentarischen Handhabe dem Marxismus in seinem Verfolgungswahnsinn die Zähne

zu zeigen, dann braucht uns um die nächste Zeit unserer Entwicklung nicht bange zu sein. Gelingt das nicht, dann gehen wir Unterdrückungsperioden entgegen, denen gegenüber der bisherige Terror von Regierungen und Parteien nur ein Kinderspiel war.

Diese Entscheidung wird fallen, und zwar jenseits des parlamentarischen Bereichs im werdenden Geschichtlichen. Diese Entscheidung geht uns an. Und deshalb muß sie von uns in dem von uns gewünschten Sinne gefällt werden. Wer seine Partei liebt und in ihr heute schon den sich bildenden Staat im derzeitigen Unstaat sieht, der weiß, worum es sich handelt. Vor allem wissen das die Berliner Gesinnungsgenossen, die ein Jahr unterm Terror lebten und ein Liedlein davon singen können, wie die Demokratie in der Praxis aussieht.

Sie werden die letzten Reserven herausholen an Zeit, an Geld, an Eifer, an Leidenschaft und Überzeugungskunst. Wenn jeder das tut, was er der Partei und damit dem Vaterlande kraft seiner tieferen Einsicht schuldig ist, dann wird der 20. Mai für uns Nationalsozialisten ein Tag des entscheidenden Triumphes werden.

14. Mai 1928.

Die Schlacht ist geschlagen

Mit einem tiefen Seufzer der Befriedigung schreibe ich diese Worte. So ist also doch einmal dieses Meer von Ekel, Haß und Geifer ausgelaufen. Während diese Zeilen in die wartenden Spalten hineinrücken, haben die Zähler in den Stimmlokalen ihre Arbeit schon beendet, und nun kommen langsam nach und nach die ersten spärlichen Resultate heraus. Einen auch nur halbwegs geschlossenen Überblick über das endgültige Ergebnis kann man um diese Abendstunde natürlich noch nicht gewinnen. Eines nur läßt sich aus den sparsamen Meldungen einiger Berliner Kreise bereits jetzt voraussagen: die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei hat weit über Erwarten siegreich diesen ersten Waffengang mit dem abfaulenden Parlamentarismus bestanden, und wir glauben füglich die Hoffnung hegen zu dürfen, daß noch im Ablauf dieses Abends und dieser Nacht manch ein Gesinnungsfreund freudig und beglückt und manch ein Jude und Judenknecht zitternd und zagend den amtlichen „Heeresbericht" über den Frontbericht der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei an Hörer und Lautsprecher ablauschen kann.

Wie eine Erlösung von furchtbarster körperlicher und seelischer Qual rieselt es einem den Rücken herunter, wenn der Gedanke an das überhitzte Gehirn schlägt: die Wahlzeit ist zu Ende. Man kann kaum noch klar sehen und überlegen. Seit acht Wochen ist man nun durch Deutschland herumgeflogen, den Tag über manchmal fünfhundert bis achthundert Kilometer gefahren, abends vor tausend und zweitausend Menschen gestanden, bejubelt und niedergebrüllt worden; man hat sich nach der Versammlung, meist mitten in der Nacht, zu ein paar Stunden Schlaf hingelegt, dann wieder um sechs, sieben Uhr heraus, bis nachmittags um fünf Uhr gefahren. Berlin! Haufen von Post, Zeitungen, Beschwerden, Anfragen, Telephonanrufe, kein Geld, Sorgen über Sorgen, Konferenzen, dazwischen ein Plakat, ein Flugblatt hingehauen; hier einem Mutlosen ein gutes Wort gesagt, dort einem Tapferen gedankt; nach Hause, umziehen; schon rappelt der Fernsprecher: es wird Zeit, der Saal ist überfüllt. Also in Gottes Namen! Und dann steht man wieder gerade und redet mit fieberheißem Kopf und leerem Gehirn. Man ist nicht mehr fähig, einen eigenen Gedanken zu fassen. Man leiert alte Platten ab; sieht unten wie durch einen Nebel ein bekanntes Gesicht erstaunt aufblicken. Ja, ich weiß schon, es ging einmal besser, heller, tönender, mit Schwung und Leidenschaft. Aber selbst der größte Behälter wird leer, wenn es durch tausend Löcher tropft.

Wie oft habe ich mir an solch einem Abend vorgenommen: ist die Wahl vorbei, einen Monat lang werde ich den Mund nur auftun zum Essen und Zähneputzen.

Und nun ist dieser Augenblick also doch und trotzdem einmal gekommen.

Die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei schickt zum erstenmal ihre eigenen Kandidaten auf Grund einer selbständigen Wahl in die deutschen Parlamente hinein. Bisher hatten wir noch keine Wahl auf eigene Faust versucht. Wir ließen uns immer den Bleiklotz anderer sogenannter verwandter Gruppen ans Bein hängen und waren dann mit der Instinktlosigkeit von Organisationen, mit denen wir innerlich gar nichts gemein hatten, auf Jahre hinaus belastet. Erfreulich war es anzusehen, wie sich unsere numerisch zwar unbedeutenden, in den kämpferischen Energien aber um so bedeutungsvolleren Vorposten immer zielbewußter durch das Gestrüpp, das Freunde und Feinde um unseren zähen Willen zu ranken bestrebt

waren, hindurchzwangen und wanden. Im letzten Reichstag schon war trotz der heftigsten Feindschaft, vor allem von Graefescher Seite, unsere Front auch im Parlamentarischen einheitlich und scharf umrissen; und als auch die Zahl noch um ein bedeutendes durch den glücklichen Übertritt des Grafen Reventlow, des Abgeordneten Stöhr und später Kube erhöht wurde, da schloß sich jener kleine Kreis, von dem aus in diesem harten Wahlgang vornehmlich der Kampf ins Land hinausgetragen werden konnte. Sollte der Erfolg uns diese Nacht in den Schoß fallen, dann werden wir, vor allem hier in Berlin, nicht der unermüdlichen, aufopferungsvollen Arbeit unserer bisherigen Abgeordneten, an ihrer Spitze Dr. Fricks, vergessen dürfen. Ihnen reihen sich an all die Redner und Organisatoren der Bewegung, der Wahlausschuß, die Beamten der Geschäftsstelle, alle Parteigenossen und Parteigenossinnen, und vor allem zuerst und zuletzt unsere tapfere, heldenmütige, aufopferungsfreudige Sturmabteilung unter ihrer tatbereiten, klugen Leitung.

Mir ist es, als müßte ich in diesem Augenblick jedem Burschen und Mädel in der Bewegung, jedem Mann und jeder Frau, den Jungen und den Alten die Hand geben, als sollten wir uns alle gegenseitig alles Gute wünschen und uns von Herzen freuen in dem Gefühl, das allein auf dieser Erde Freude und Glück von Dauer vermitteln kann:

Dem Vaterland gedient und unsere Pflicht und Schuldigkeit getan zu haben!

21. Mai 1928.

IdI.

Im gewöhnlichen Leben nennt man das: MdR. = Mitglied des Reichstages.

Mögen die Abgeordneten der parlamentarischen Parteien sich als solches fühlen. Ich bin kein Mitglied des Reichstags. Ich bin ein IdI. Ein IdF. Ein Inhaber der Immunität, ein Inhaber der Freifahrtkarte.

Was geht uns der Reichstag an? Wir haben nichts mit dem Parlament zu tun. Wir lehnen es innerlich ab und stehen auch nicht an, dem nach außen hin kräftig Ausdruck zu verleihen. Wir sind gegen den Reichstag gewählt worden, und wir werden auch unser Mandat im Sinne unserer Auftraggeber ausüben. Was heißt das überhaupt: Reichstag? Das ist ja kein Reich, das von ihm betreut wird. Das

Reich ist zertrümmert worden, und an seine Stelle trat die Provinz, die Sklavenkolonie. Der Reichstag ist nur Kulisse dazu, Verbrämung, Aushängeschild; er nennte sich besser und folgerichtiger Provinzialtribunal, Kolonialkonzil.

Der Reichstag ist heute nur das ausführende Organ unserer Unterdrücker. Selbst ohne Willen und ohne Bestimmungsrecht hat er lediglich die Befehle seiner übergeordneten Instanz, der Welthochfinanz, auszuführen. Da an diesem Zustand nach Ansicht der Parlamentsparteien nichts geändert werden kann, bemühen sich ihre Abgeordneten, dieses Schächtwerk an einem ehedem stolzen und unbesiegten Kulturvolk möglichst geräuschlos und ohne Aufsehen zu vollziehen. Mit den Wölfen muß man heulen, sagen sie. Wir unserseits gedenken das nicht zu tun. Wir haben die Absicht, manchmal und oft kräftig dawiderzuheulen. Man soll nicht glauben, daß auch wir Glieder, Mitglieder dieser Versklavungsmaschinerie sind. Wir denken nicht daran! Wir fühlen uns keiner Mehrheit, keiner Regierung und keinem Gelddiktat verantwortlich. In unserem Gewissen herrscht nur ein einziges, strenges Gesetz: das Gesetz der Zukunft unseres Volkes. Als seine Verwalter und Vollstrecker fühlen wir uns auch in den Parlamenten. Wenn wir uns nunmehr anschicken, in die Drecklinie des Reichstags vorzurücken, dann nicht, um mit dem Florett gegen Schmutz anzukämpfen, sondern um mit den gleichen Waffen zum Angriff vorzugehen, mit denen man uns seit Jahren niedergeknüppelt hat und vermutlich auch weiterhin niederknüppeln wird.

Ein IdI. ist ein Mensch, der zuweilen selbst in einer demokratischen Republik die Wahrheit sagen kann. Er unterscheidet sich vom gewöhnlichen Sterblichen dadurch, daß er laut denken darf. Er hat die Erlaubnis, einen Misthaufen Misthaufen zu nennen und braucht sich nicht mit der Umschreibung Staat herauszureden. Er kann Barmat einen Schieber schimpfen, darf der Meinung Ausdruck geben, daß die republikanischen Würdenträger, die sich von ihm bestechen und aushalten ließen, an den Galgen und nicht in die Ministersessel gehören; er darf einen mit Namen Max Fridolin und einen mit Namen Bernhard Isidor nennen, auch wenn er nicht so heißt, sondern nur so aussieht. Ein IdI. hat freien Eintritt zum Reichstag, ohne Vergnügungssteuer zahlen zu müssen. Er kann, wenn Herr Stresemann von Genf erzählt, unsachgemäße Zwischenfragen stellen, zum Beispiel, ob

es den Tatsachen entspricht, daß besagter Stresemann Freimaurer und mit einer Jüdin verheiratet ist; ob seine sogenannte Volkspartei von den Geldern des jüdischen Kommerzienrats und Großschiebers Litwin-Finkelstein gegründet und ausgehalten ist, ob sich das mit der Würde einer deutschen Partei und eines deutschen Ministers vereinbaren läßt, und ob Herr Stresemann überhaupt noch Wert auf das Beiwort deutsch legt. Alles das darf ein IdI.

Ein IdF. bekommt von der Republik eine Karte ausgehändigt. Die steckt er in seine rechte Rocktasche, zeigt sie an der Bahnsperre dem Aufsichtsbeamten, der legt den Finger an die Mütze und — Sesam öffnet sich.

Dann fährt der IdF. beispielsweise von Berlin nach Essen, hält dort vor tausend und mehr Bergarbeitern eine Rede, in der er die Republik — versteht sich am Rande — über den grünen Klee lobt, fährt wieder — Sesam öffne dich —, ohne einen Pfennig zu bezahlen, nach Berlin zurück und empfängt dort den Dank der Republik in Gestalt von siebenhundertfünfzig Mark Monatsgehalt — für treue Dienste. Was er mit diesen siebenhundertfünfzig Mark macht, das steht bei ihm. Er nimmt einen Teil davon zu seinem eigenen Leben, und das andere steckt er wieder in seine Partei hinein. Hier stopft er ein Loch damit, und da gibt er einem lecken Faß den Boden wieder. Der eine ernährt damit seine Familie zu Hause, damit er sorglos seinen Kampf fortsetzen kann, der andere ohne Familie gründet damit eine republiktreue Zeitung oder läßt sie seinen SA.-Jungens zum Kauf einer Musikkapelle. Tschingdara!

Jetzt staunt ihr, he? Aber glaubt nicht, daß wir bereits am Ende seien. Das ist nur die Ouvertüre. Die IdI. präsentieren sich devotest den MdR. Ihr werdet noch manchen Spaß mit uns haben.

Laßt das Theater nur mal anfangen! 28. Mai 1928.

Es kann losgehen

Noch ein freundliches Händewinken an die versammelte Gemeinde der Youngpatrioten und feigen Nutznießer des Tributkapitalismus! Viel Glück zur Fahrt und „gut Holz", dann werden die letzten Wahlplakate geschrieben, die Finanzen noch einmal überrechnet, der Mitarbeiterstab in Bewegung gesetzt, Richtlinien organisatorischer und politischer Art an den Funktionärkörper durchgegeben, die Maschine

läuft noch einmal auf Probe, man hört es ihr an, daß sie fehlerlos und tadelfrei funktioniert. Nun weg mit den Arbeiten, die nicht unbedingt vor dem 14. September erledigt werden müssen. Auf dieses Datum muß nun alle Kraft und alle Energie konzentriert werden: die Sache kann losgehen.

Wir haben in München die prinzipiellen Tendenzen dieses Wahlkampfes in langen Arbeitstagen festgelegt. Die Kandidatenlisten sind im Rohbau fertig. Welche Partei macht uns das nach: in dreistündiger Beratung mit den zuständigen Gauleitern wurden die Männer bestimmt, die wir im Reichstag wiederzusehen wünschen. Während die anderen Parteien wochenlang um die Spitzen raufen, hatte hier jeder Träger der Organisation Gelegenheit, seine wohlüberlegten Vorschläge zu unterbreiten, und der Führer traf dann nach Anhörung seiner Fachreferenten die Entscheidung. Die Gauleiter reisten in ihre Wahlkreise zurück. Soweit es noch nicht geschehen ist, treffen sie am morgigen Sonntag mit ihren Gauvertreterschaften die notwendigen Wahlmaßnahmen. Montag setzt sich dann die gesamte Organisation in Bewegung. Zuerst langsam, in der ersten Augusthälfte gleichmäßig ansteigend, ab 18. August auf höchste Leistungsfähigkeit eingestellt, um dann in einem atemberaubenden Tempo in den 14. September hineinzubrausen.

Welch eine herrliche Partei haben wir!

Sie hat ihre eigenen Gedanken, diese werden getragen von Führern, die aus der Organisation herausgewachsen sind, die wieder stützen sich auf die disziplinierten Kaders der SA., die geschulten Korps der Funktionäre und die breite Masse der Parteigenossenschaft. Die Partei finanziert sich selbst. Damit ist sie vollkommen unabhängig in taktischen Maßnahmen und programmatischen Entschlüssen. Wo sich faule Verfallserscheinungen in sie hineinschleichen, werden sie mit einer Handbewegung herausgeschnitten. Es ist gar nicht mehr möglich, die Organisation unserer Weltanschauung zu zerstören, man mag sie nun von außen berennen oder von innen zu unterhöhlen versuchen.

Seht, wie die anderen zusammenhocken, für ihre verfallenen Parteikadaver neue Namen erfinden, weil sie wissen, daß die alten Firmenschilder vor der Wählermasse längst den Stempel Bankrott tragen; wie sie ihre Toten aufeinanderlegen in der trügerischen Hoffnung, es würde ein Lebendiger daraus; wie sie darauf verwei-

sen, was sie in Zukunft leisten wollen, damit nur ja niemand auf den Gedanken komme, zu fragen, was sie denn in der Vergangenheit geleistet haben.

Wir haben dafür nur ein höhnendes Lächeln übrig. Warum sollten wir für uns einen neuen Namen erfinden? Der alte, ruhm- und leidbedeckte Name wirkt auf die erwachenden Massen nicht abstoßend und verächtlich, sondern imponierend und werbend. Auf unserem Firmenschild steht unter unserem Namen in unsichtbaren, aber desto hinreißenderen Flammenzeichen das Wort: Zukunft!

Warum sollten wir uns mit einem anderen verbinden? Der Starke ist am mächtigsten allein. Wir sind, auf uns selbst angewiesen, groß geworden. Wir wollen auch, auf uns selbst gestellt, in die Macht hineinsteigen. Wir bleiben, was wir sind und was wir waren. Wir brauchen nichts zu ändern, keine Bündnisse zu schließen, unsere Anhänger nicht auf morgen zu vertrösten. Wir stehen ihnen gegenüber, Angesicht zu Angesicht und weisen schweigend auf den Weg zurück, den wir gegangen sind: er ist übersät mit Opfern und Blut. An seinen Rändern liegen Tote zuhauf, seine Etappen sind gezeichnet mit Arbeit, Fleiß, Idealismus, Hingabe und Furchtlosigkeit. Auf jedem Weiser steht die Richtung: Freiheit und Brot. Und vor den glänzenden Augen der marschierenden Kolonnen wird in der Ferne schon das Ziel sichtbar: Deutschland!

Wir brauchen nichts zu versprechen: unsere bisherige Leistung sagt mehr, als Worte zu sagen vermöchten. Wir appellieren auch diesmal nicht an die Popularität, sagen wie bisher unbeugsam und hart die Wahrheit, auch wenn sie Schmerzen bereitet und Wunden schlägt. Aber wir fordern unsere alten Getreuen auf, diesmal noch mehr als je zuvor ihre ganze Kraft in den Dienst unserer Aufgabe zu stellen. Aber bedarf es dessen noch? Wie oft, wenn wir in der Vergangenheit verfolgt wurden, wenn sie uns niederknüppelten und verboten, als sie den Youngpakt annahmen, das Volk belogen und uns als irrsinnige Idioten am ungefährlichen Radio brandmarkten, gegen uns ihre eigene Verfassung mit Füßen traten und sich dabei, als sie uns die Hemden auszogen, noch scheinheilig auf ihr römisch-jüdisches Recht beriefen, haben wir die Faust in der Tasche geballt und zähneknirschend gelobt: Abwarten! Einst kommt die Abrechnung!

Nun denn, die erste kleine Gelegenheit dazu ist da. Diesmal legal

und durchaus verfassungstreu. Wir werden sie zu nutzen wissen. Wir wollen den Volksbetrügern, den Zuhältern des Youngkapitalismus, den fetten Bonzen, den marxistischen Landesverrätern und ihren bürgerlichen Steigbügelhaltern ihre eigene Verlogenheit um die Ohren klatschen, daß ihnen Hören und Sehen vergeht. Wir sind bereit. Das Signal zum Angriff wird gegeben: es kann losgehen!

Bei Philippi sehen wir uns wieder!

3. August 1930

Appell an die Vernunft

Wir wenden uns vor entscheidenden Kämpfen im Augenblick höchster Not und Bedrängnis an die Vernunft und an den gesunden Menschenverstand, wir fragen den Bürger und Beamten, wir fragen den schaffenden Mittelständler und die breiten Massen der Angestelltenschaft: ist das Leben, das ihr heute notdürftig fristet, noch lebenswert, oder erkennt ihr mit uns die Notwendigkeit, an unserer katastrophalen Lage Grundsätzliches zu ändern? Ihr seid bisher mit den bürgerlichen Parteikadavern durch dick und dünn gegangen, habt für sie die Kastanien aus dem Feuer geholt, euch von ihrem Ruhe- und Ordnungsgeschrei einlullen oder durch ihre billigen patriotischen Phrasen in eurem aufbegehrenden nationalen Gewissen besänftigen lassen. Ihr mußtet erleben, wie man euch von Jahr zu Jahr vertröstete, euch goldene Berge für die Zukunft versprach: einmal war es die Börsenrevolte, von der man euch vorlog, man könne nichts dagegen machen. Ihr schwiegt und fügtet euch darein. Dann war es die Inflation, von der man euch vorschwätzte, sie sei ein Elementarereignis und von Gott als Schicksalsprüfung gesandt. Ihr sagtet ja und amen dazu. Dann preßte man euch in die Versklavungsmaschinerie des Dawestributpaktes und heuchelte, man werde die Arbeitslosigkeit damit beseitigen. Dann beugte man ein ganzes arbeitendes Volk unter das Joch der Youngknechtschaft und posaunte durchs Radio, man wolle damit die Wirtschaft wieder ankurbeln. Und jetzt? Und jetzt?

Jetzt erst erkennt ihr mit uns, daß alles das eitel Lug und Trug, Vorspiegelung falscher Tatsachen, Lüge und Bosheit war. Sie war nicht unabänderlich, jene Geldrevolte von 1918. Es fehlte den bürger-

lichen Parteien nur an Mut, sich dagegen aufzulehnen. Die Inflation war kein Naturereignis, es haben sich dabei nur die Nutznießer unserer Not auf unsere Kosten gesund gemacht. Der Dawespakt endete in einer furchtbaren Wirtschaftsanarchie, und der Youngplan hat uns bis heute schon Not und Elend, Hunger und Arbeitslosigkeit, eine verwüstete Wirtschaft und ein ruiniertes Bauerntum, diktatorische Massensteuern und den latenten Bürgerkrieg gebracht. Deutschland unter dem Hammer: das ist unser Schicksal, das in greifbarer Nähe vor Volk und Nation steht.

Wer hat euch diesen Weg geführt und sich dabei immer auf Vernunft und Ordnung berufen: die jämmerlichen bürgerlichen Parteien, die zu feige waren, sich dem drohenden Verhängnis entgegenzuwerfen, die immer das kleinere Übel wählten, die sich als weise Realpolitiker aufspielten und in der Tat bei allem und jedem versagten. Aus ihrer Vernunft ist nun über Nacht wirtschaftlicher und politischer Wahnsinn geworden. Sie, die uns gestern noch, weil wir die furchtbare Entwicklung, die nun in der Tat eingetreten ist, voraussagten, als Phantasten und Katastrophenpolitiker beschimpften, stehen nun vor dem Bankrott ihrer Politik. Sie haben die Katastrophe verursacht, haben sie infolge ihrer zum Himmel schreienden Feigheit weitertreiben lassen und damit Volk und Nation, Bürger, Arbeiter und Bauer in unabsehbares Unglück gestürzt.

Schaut, wie sie sich neue Namen zulegen, um dem aufsteigenden Volkszorn zu entgehen; wie sie ihre bankrotten Firmenschilder umändern, in dem irrigen Glauben, damit dem nun anbrechenden Strafgericht ein Schnippchen zu schlagen.

Es ist umsonst! Sie sind erkannt in ihrer feigen Lügenhaftigkeit, und nun wird das Volk selbst, hundertmal belogen und tausendmal betrogen, über sie das vernichtendste Verdammungsurteil aussprechen, das je in der Geschichte ausgesprochen worden ist. Nun wird der Spieß herumgedreht. Nun hat der das Wort, von dem sie glaubten, daß sie ihm straflos alles zumuten könnten: der Bürger, den man mit irrsinnigen Steuern zum Bankrott trieb, der Beamte, den schwätzende Finanzminister zum Notopfer zwangen, während sie sich selbst für ein halbes Jahr Unfähigkeit eine Pension von dreißigtausend Mark bewilligen ließen, der Mittelständler, den die Regierung unter dem unsittlichen Konkurrenzkampf der Warenhäuser hilflos verkommen und zusammenbrechen sah, sie haben das Wort.

Sie nehmen den Stimmzettel 9 und wählen Hitler und seine Bewegung!

Denn hier ist die Wahrheit und Klarheit, Mut und Opferbereitschaft. Die NSDAP. hat in einem zehnjährigen Kampf bewiesen, daß sie innere Festigkeit besitzt, daß ihre Führer Männer sind und ihre Gefolgschaft das beste Auslesematerial darstellt, das Deutschland heute noch besitzt. Die nationalsozialistische Bewegung kämpft für die Freiheit der Nation nach außen und für die Bildung einer wahren sozialistischen deutschen Volksgemeinschaft nach innen. Bei ihr sind die Begriffe Nationalismus und Sozialismus keine leeren Redensarten, sondern Ausdruck eines tiefen sittlichen Verantwortungsgefühls. Die Lebensrechte der schaffenden Deutschen werden bei ihr beschützt und beschirmt wie nirgend sonst. Sie lehnt es ab, ein arbeitsames Volk im Dienst der Weltfinanz auszupressen. Sie will die Ketten zerbrechen, die heute die deutsche Nation gefesselt halten. Damit wird sie jeden einzelnen Stand befreien und ihm Leben, Brot und Freiheit garantieren; alles, daß Deutschland wieder auferstehe aus seiner tiefen Not zu neuem Glück und den Weg finde in eine bessere Zukunft!

17. August 1930.

An das schaffende deutsche Volk!

„Die nächste Wahl muß darüber entscheiden, ob wir ein Staatsvolk sein wollen oder ein wilder Haufen von Interessenten!"

Das waren die Abschiedsworte, die der gegenwärtige Reichsfinanzminister Dietrich dem verflossenen Reichstag nachrief. Wir erklären dagegen: zwar nicht das deutsche Volk, aber die Parteien sind längst schon ein Haufen von Interessenten. Sie sind nie etwas anderes gewesen, und wenn das Volk selbst heute noch nicht zum Staatsvolk herangereift ist, so ist das ausschließlich Schuld dieser Parlamentswanzen, die ihr eigenes Wohl immer und überall dem Gemeinwohl voranstellten, die uns mit Phrasen statt mit Brot füttern, die in der Politik nur eine Fortsetzung ihres Privatgeschäftes mit amtlichen Mitteln sahen und in der Wählerschaft nur dann ein souveränes Volk, wenn sie es bei Wahlen nötig hatten, um mit seiner Hilfe wieder in die Ministersessel gehoben zu werden. Sie sind sich heute auch selbst ihrer furchtbaren Schuld bewußt. Würden sie sonst ihre

Parteinamen ändern und sich neue Mäntelchen umhängen, damit man ihre schamlosen Blößen nicht sehe? Sie sind erkannt. Wir reißen ihnen die falschen Gewänder herunter und zeigen den breiten Massen, daß darin dieselben alten Betrüger stecken, die uns wieder einmal hinters Licht führen möchten, und in der Erkenntnis, daß es mit den alten bankrotten Namen nicht mehr geht, sich dazu neue Firmenschilder zulegen.

Schluß damit! Das arbeitende deutsche Volk ist ihres schachernden Parteihandels längst müde. Alle Gemeinheit und Niedertracht, Lügen und Verleumdungen retten sie nicht vor der großen Generalabrechnung, die das deutsche Volk am 14. September unter unserer Führung abhalten wird.

Sie nahmen den Dawespakt an und erklärten, nun sei der Weg ins Freie offen, und man sehe schon Silberstreifen am Horizont. Statt dessen zeigte sich nach fünf Jahren, daß unsere Prophezeiungen furchtbarer, als selbst wir gefürchtet hatten, wahr wurden. Die Katastrophe trat ein. Der Weg ins Freie hatte das deutsche Volk in die Finsternis geführt, und aus den silbernen Streifen waren schwarze Wetterwolken geworden. Bauer, Arbeiter, Bürger und Mittelständler, ein ganzes Volk brach zusammen unter der furchtbarsten Steuerlast, die jemals auf schwache Schultern gelegt wurde.

Dann setzten sie sich wieder mit dem Feind an den Verhandlungstisch. In Paris wurde das andere Verdikt ausgebrütet und dem deutschen Volk unter dem Namen Youngpakt aufs neue aufgeschwätzt. Keine Lüge war zu billig und zu gemein, sie mußte dazu dienen, den breiten Massen Sand in die Augen zu streuen. Wir, die wir gegen den Volksmord vom Haag im Volksbegehren und Volksentscheid zu Felde zogen, wurden von radiosprechenden Ministern als wahnwitzige Hetzer und pathologische Quertreiber angeprangert. Der Youngplan, so sagte man, werde die Wirtschaft ankurbeln, die Arbeitslosigkeit beseitigen, die Steuerlast erleichtern, Ruhe und Ordnung bringen und dem Volk den so lang ersehnten Frieden zurückgeben.

Und nun?

Das ganze schaffende deutsche Volk schmachtet unter unerträglichem Druck, die Wirtschaft bricht zusammen, Streiks und Aussperrungen erschüttern das gesamte Volksleben. Die Steuern werden auf diktatorischem Wege um Milliarden erhöht, statt Ruhe und Ordnung,

Anarchie und Bürgerkrieg, statt Frieden Aufruhr und schleichende Revolution.

Young regiert die Stunde. Wir sind statt einer Volksgemeinschaft der schaffenden Arbeit eine Masse von Heloten. Von Staatsvolk kann gar nicht mehr die Rede sein, denn den Staat haben sie in den Verträgen von Versailles, London und Den Haag verpfändet, und über dem Volk regiert in schamloser Tyrannei ein verächtlicher Haufen von demokratisch-pazifistischen Erfüllungs- und Tributparteien, die sich den Teufel um das Wohl des arbeitenden Deutschlands kümmern, um so wütender aber ihre eigenen Interessen und Profite verteidigen.

Dagegen nun, gegen die Demokratie, die gleichbedeutend ist mit innerpolitischer Massenverblödung und außenpolitischer Tributtyrannei, gegen den Parlamentarismus, der nichts anderes ist als die Organisierung der Dummheit nach oben und der Verantwortungslosigkeit nach unten, gegen den Pazifismus, der nach außen mit dem Palmwedel winkt und nach innen mit dem Gummiknüppel schlägt, gegen die Herrschaft der Parteien, die das neudeutsche System der Barmat- und Sklarekkorruption großgezogen hat, gegen all den Unfug und Wahnsinn, der seit 1918 unter dem Stichwort Politik über Deutschland sein frevelhaftes Spiel treibt, setzt sich diesmal das ganze schaffende deutsche Volk im Nationalsozialismus zur Wehr! Die Front der Jugend und des Arbeitertums ist in Bewegung geraten. Sie wird nicht zum Stillstand kommen, bis sie das Reich erobert hat.

Reiht euch ein, Arbeiter, Bauern, schaffende Männer und Frauen! Kämpft mit uns für Freiheit und Brot, für Reinigung des öffentlichen Lebens, für wahre Volksgemeinschaft nach revolutionärer Durchfechtung unserer sozialen Lebensrechte! Für eine starke Politik nach außen und ihr vorausgehend eine gerechte Politik nach innen! Zerbrecht mit uns die Ketten der Sklaverei und wißt, daß das nur möglich ist nach vorheriger Beseitigung der Nutznießer und parlamentarischen Büttelparteien des Youngkapitalismus!

Schaffendes deutsches Arbeitervolk! Wieder einmal, vielleicht das letztemal, ruht dein Schicksal in deiner eigenen Hand. Der Stimmzettel ist deine Waffe.

Wehre dich!

Nur Nummer 9, Nationalsozialismus, Hitlerbewegung! Die Liste der deutschen Arbeit!

31. August 1930.

Die letzte Wahllüge

Nun wird's Ernst. Noch eine Woche, und die Entscheidung fällt. Die Parteien rüsten zu einem siebentägigen Großkampf, wie ihn die deutsche Wahlgeschichte kaum je zuvor sah. Es geht den parlamentarischen Päpsten um alles: um die Polstersessel, um Mandate und Pfründe, um Profit und Bequemlichkeit, um Ministerposten und wirtschaftliche Tyrannei, um ein sattes und geruhiges Dasein in den Schlafkammern des Hauses am Platz der Republik. Hier werden die heiligsten Rechte des Parlamentarismus verteidigt: Diäten und Freifahrkarte. Also heran an den Wahlpöbel! Noch einmal den Korb mit Versprechungen ausgepackt und die Segnungen der eigenen Partei einem staunenden Publikum wort- und phrasenreich angepriesen. Bis zum 14. September gilt es, alle Kräfte anzuspannen. Dann aber können wir wieder auf vier Jahre in der Versenkung verschwinden und Volk Volk sein lassen.

Die einen fürchten, daß sie überhaupt verschwinden, die andern, daß sie zusammengehauen und dezimiert, mit Wunden und Beulen bedeckt nur zurückkehren, die Dritten sind froh, wenn sie mit einem blauen Auge davonkommen, und die Vierten, wenn sie ihren alten Besitzstand, ohne zuzunehmen, wahren.

Allein die Hitlerbewegung steht aufrecht und ficht um ihre Weltanschauung. Ihr geht es nicht um Mandate, denn die sind für uns nur Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck. Darum aber auch werden wir die einzige Partei sein, die haushoch in diesem Wahlgang gewinnen wird, die als alleinige Siegerin, vervier-, verfünf- oder versechsfacht das Rennen machen muß. Das wissen wir, und das wissen auch die andern.

Sie können unseren schneidigen Anklagen keine stichhaltigen Gegenbeweise entgegenstellen. Sie haben die Partie von vornherein verloren, denn ihre Politik hat auf allen Gebieten schmählich Fiasko erlitten. Sie haben das Reich verwüstet, die Ehre der Nation verpfändet und das Brot des schaffenden Volkes verkauft. Sie können sich selbst nicht mehr anpreisen, so also müssen sie den andern verleumden, um im Schutz der feigen Lüge ihre Schäflein ins trockene zu bringen.

Die kommenden letzten Tage des Wahlkampfes werden über uns eine Hochflut von Verunglimpfungen, von Lügen und Verleum-

dungen hereinbrechen lassen. Wir stehen schon jetzt bis an die Knie im Schmutz, den die andern uns nachwerfen. Schadet nichts! Wir marschieren weiter. Das könnte den Betrügern so passen, daß wir uns nun gegen ihre kleinen Lügen verteidigten und dabei vergäßen, sie wegen ihrer großen weltgeschichtlichen Lüge vor den Richterstuhl des Volkes zu ziehen. Auf allen Dreck und Unrat haben wir immer nur dieselbe stereotype Frage:

Wer hat den Youngplan angenommen? Wer hat uns damals belogen, er werde die Wirtschaft ankurbeln, die Steuerlasten erleichtern, die Arbeitslosigkeit beseitigen? Heraus mit dem Betrügerpack! Gar nichts anderes steht zur Debatte als das: wer trägt die Schuld an der heutigen Katastrophe? Wo sitzen die Verräter? Packt sie beim Genick und spediert sie aus dem feigen Dunkel der Anonymität an das helle Licht des Tages!

Seht, wie sie zittern! Wie sie schwindeln und wie sie lügen, wie sie Gift und Galle spucken, sich als Biedermänner aufspielen, gleich als könnten sie keiner Fliege etwas zuleide tun! Wie sie unter dem Geschrei „Haltet den Dieb!" selbst davonzulaufen versuchen! Steh, Kanaille, und ficht! Heraus mit der Wahrheit! Warst du dabei, als man ein Sechzigmillionenvolk in sechzigjährige Tributknechtschaft verkaufte, als man diesen Fronvertrag unter Gelächter und schamlosen Witzen im Reichstag annahm, als man die Männer des Volksbegehrens und Volksentscheids mit Hohn und Spott übergoß? Gestehe, Bube!

Gib das Lügen auf! Wir glauben dir nichts mehr. Die andern könnten die größten Verbrecher sein, sie wären weiße Unschuldsengel gegenüber den schwarzen Teufeln, die uns in die Not und Tributsklaverei stürzten. Steh Rede und Antwort: wo warst du, als gegen Young gekämpft wurde, als wenige beherzte Männer das Volk zum Widerstand aufriefen, als dagegen die Minister durchs Radio trompeteten, nun würde alles eitel Glück und Zufriedenheit?

Du schweigst? Du antwortest nicht? Du stotterst deine Entschuldigungen und fängst gar an, deine Widersacher, die der Wahrheit dienten und unbekümmert um Popularität ihren geraden Weg gingen, zu verleumden? Heraus mit der letzten Wahllüge! Du feige Kanaille! Vergiß nicht, sie am Sonnabendnachmittag, wenn alle Druckereien schon geschlossen sind und die von dir hinterhältig Angepöbelten und mit Schmutz Beworfenen sich nicht mehr wehren

können, herauszutrompeten! Wir werden sie dir links und rechts um die Eselsohren schlagen, daß du die Engel im Himmel singen hörst. Unsere Parole für den 14. September steht seit langem fest. Keine Lüge, kein Schmutz, keine Intrige und keine Bosheit kann uns mehr daran irremachen. Unser Entschluß ist in langer Leidenszeit gereift und unerschütterlich.

Am 14. September sind wir frühmorgens die ersten am Wahllokal. Wir bringen Frau und Sohn und Tochter, Mutter und Vater, Freunde und Bekannte mit, und voll Ingrimm, Haß, Zorn und Empörung werden wir unser Kreuz hinter die Nummer 9 setzen und damit das kommende junge Deutschland wählen:

NSDAP. (Hitlerbewegung)!

7. September 1930.

Vor der Entscheidung

So, das wäre geschafft! Nun gilt es, heute und morgen noch einmal alle Kraft zu konzentrieren, die letzten Reserven an Geld und Nerven, an Begeisterung und Opferfreudigkeit zusammenzuraffen, in gewaltigem Schlußsturm die feindliche Tributfestung zu berennen, und dann sollen die Würfel fallen. Uns kann's recht sein!

Das waren Wochen, wie wir sie uns nicht wieder wünschen möchten. Wir sind durch die Tage und Nächte gerast. Jede Stunde, ja jede Minute war ausgefüllt mit einem Höchstmaß an Arbeit und Leistung. Unsere Redner sind von Auto, Eisenbahn und Flugzeug kreuz und quer durch Deutschland getragen worden. Unsere Organisatoren saßen bis tief in den grauenden Morgen und legten die Aufmarschlinien fest. Der SA.-Mann war Abend für Abend auf Tour, und oft ging er nachts um vier Uhr ins Bett, um um fünf Uhr wieder aus bleiernem Schlaf herausgerissen zu werden zu schwerem Tagewerk. Jeder Parteigenosse hat den letzten Groschen aus seiner Börse genommen und ihn abends nach den hinreißenden und berauschenden Massendemonstrationen in den Opferkasten geworfen. Eine Viertelmillion von Kämpfern im Großangriff, breit anstürmend, in fester Disziplin und schweigendem Vergeltungswillen, das war unsere Partei in den letzten vier Wochen.

Nun sollen wir in einer letzten Kraftanstrengung den Endspurt

machen. Heute nachmittag und heute abend treten die Parteien zur Entscheidungsschlacht an. Wollen sehen, ob sie mit uns Atem halten werden. Also heran!

Die SA. führt unsere Parolen ein letztes Mal in großen Straßendemonstrationen der Öffentlichkeit vor. Da darf kein Mann fehlen. An Schlaf denken wir morgen und übermorgen, wenn wir vor Freude überhaupt Zeit und Lust daran finden. Die ZO.-Leute bearbeiten zur letzten Entscheidung noch einmal ihre Zellen, spornen sie zu höchster Aktivität an, machen jedem einzelnen seine Pflicht klar und worum es diesmal geht. Die Parteigenossenschaft fällt wie ein Schwarm von Hornissen über die Wählerschaft her. Da darf niemand anzutreffen sein, dem nicht ein Flugblatt, eine Broschüre, eine Sondernummer unserer Zeitungen in der Tasche steckt. Sagt es laut und vernehmlich, zu Hause und im Bekanntenkreis, an den Arbeitsplätzen, auf den Straßen, in der Untergrundbahn und im Autobus, wo ihr geht und wo ihr steht: Hitler ist unser Mann! Der schaffende Arbeiter wählt Liste 9! Die anderen können uns den Buckel heraufrutschen. Macht es im Scherz, macht es im Ernst! Paßt euch der Stimmung und Umgebung an. Behandelt eure lieben Mitmenschen so, wie sie es gewohnt sind. Facht ihre Wut und ihren Zorn an, lenkt sie in die richtige Bahn! Keiner darf diesmal aufs falsche Pferd setzen. Es muß eine Generalabrechnung mit dem System werden. Sie sollen morgen mit Beulen und Schrammen verziert, zerrissen und geschunden, aus tausend Wunden blutend, aus der Wahlschlacht heimkehren. Wir werden ihnen das Lügenmaul stopfen, wie sie es noch nie erlebten. Das ist unsere Rache, ein Gericht, das wir morgen kalt genießen wollen.

Sagt es euren Freunden und Bekannten, daß es mutlos ist, andere Parteien zu wählen. Sie knüpfen damit ihre Hoffnungen an zerfallende, zusammenschrumpfende Gebilde der Vergangenheit. Hier aber geht es um die Zukunft. Weist ihnen die Resultate der letzten Wahlen vor. Wer hat da verloren: alle anderen, immer und immer wieder, katastrophaler von Mal zu Mal. Wer hat da gewonnen: der Nationalsozialismus, der in einem triumphalen Aufstieg eine Bastion des Gegners nach der anderen nahm.

Morgen nun wird und soll er die Generalprobe ablegen. Sagt es überall, wo man euch fragt oder auch nicht fragt: wir werden sie bestehen! Seid nicht zu bescheiden! Wir haben diesmal allen Grund,

den Mund voll zu nehmen. Daß wir recht damit behalten, das werden wir morgen abend beweisen, und daß wir uns dadurch nicht aus der Verfassung bringen lassen, das zeigen wir euch übermorgen, wenn wir, als wäre nichts vorgefallen, wieder mit der neuen Arbeit beginnen.

Seid am Sonntag früh die ersten beim Wahlakt. Benutzt die übrigen Stunden des Tages, die letzten Reserven an die Urne zu bringen. Stellt euch den Sektionen zur Mitarbeit zur Verfügung. Werbt und agitiert! Spart euch am letzten Tage langatmige Beweise. Appelliert an die Ehre, an den Charakter, an den Zorn, an die Empörung über angetanes Unrecht! Laßt niemanden aus, den ihr noch gewinnen könnt. Weist darauf hin, daß mit uns ein neues Volk aufsteht, und daß jeder es später bereuen wird, nicht mit dabeigewesen zu sein, als das junge Deutschland zum erstenmal in einer gewaltigen Heerschau Musterung abhielt über die kämpfende Front der Zukunft.

Und dann, wenn die Stunde geschlagen hat, wartet mit uns zitternden Herzens auf das Ergebnis. Wir werden uns am Abend zusammenfinden, und dann wollen wir uns für ein paar Stunden der Freude und der Begeisterung hingeben, wollen uns die Hände schütteln, uns in die Augen schauen und einander zurufen:

Kamerad, das hätten wir geschafft!

14. September 1930

Einhundertsieben

Das ist eine runde, nette, ansehnliche und gewichtige Zahl. Viele unter uns erinnern sich noch der Zeit, da wir sie auf eine Mitgliedskarte schrieben und damit dokumentierten, daß die Ziffer unserer Parteigenossen schon fast ins zweite Hundert marschierte. Auszudenken, daß das nun die Zahl unserer Reichstagsabgeordneten ausmacht, daß wir damit die zweitstärkste Partei des Reichstags überhaupt und die stärkste aller nichtmarxistischen Parteien geworden sind, das scheint vorerst noch kaum möglich. Wir müssen uns zuvor einmal in die neue Rolle, die uns damit übertragen wurde, hineinfinden. Über Nacht ist aus dem verachteten und verlästerten kleinen Häuflein eine Massenpartei allergrößten Stils geworden, und der Sieg, den sie am 14. September an ihre Fahnen heften konnte,

steht ohne Beispiel da in der gesamten Parteigeschichte. Man erlebte es bisher, daß eine Partei sich bei einer Wahl verdoppelte und feierte das als unerhört und triumphal. Die Sozialdemokratie hat jahrzehntelang gekämpft, um das erste Zwanzig zu erreichen. Daß eine Partei sich im Laufe von knapp zwei Jahren verzehnfacht, überall im ganzen Lande in einem hinreißenden Siegesmarsch Bastion um Bastion und Festung um Festung des Gegners nimmt, rücksichtslos alles, was sich ihr in den Weg stellt, Lüge, Verleumdung, Terror und Verbot niedertrampelt, in kürzester Frist eine festgefügte Organisation aus dem Boden stampft, ein halbes Hundert Zeitungen auf die Beine stellt, ein Bataillon der besten politischen Redner in Bewegung bringt und dabei übersprudelt von Plänen und Ideen, mit einer Überfülle von Organisatoren und geistigen Köpfen, alles das ist gar nicht mehr mit natürlichen Gründen zu erklären, das ist politische Mystik. So etwas wie ein Wunder.

Unsere Pflicht aber ist es nun, aus der Mystik des politischen Wunders eine Realität des Tages zu formen. Die breitesten Volksmassen, die in unserer Bewegung zum Aufbruch gekommen sind, haben damit ein eindeutiges und unmißverständliches Bekenntnis gegen das Deutschland von heute und für das von morgen abgelegt. Sie wollen, daß mit dem bisherigen Regierungskurs innen- und außenpolitisch, wirtschafts- und kulturpolitisch radikal gebrochen wird. Es war eine Manifestation gegen das System, wie sie drohender und fordernder gar nicht gedacht werden kann. In ihr kam zum Ausdruck, daß der Wille, der in Deutschland mit den Parteien und ihren Ideen aufräumen will, in unaufhaltsamem Wachstum begriffen ist, daß sich zu ihm nicht mehr nur eine engbegrenzte Partei, sondern ein ganzes erwachendes Volk bekennt. Diesem Willen haben wir das erlösende Wort gegeben in unserer Propaganda. Wir werden und müssen ihm auch das erlösende Wort in der Tat geben.

Man täusche sich im Lager der Mitte nicht über unsere Absichten: die nationalsozialistische Bewegung hat keineswegs den Ehrgeiz, sich vor den bürgerlichen Parteikarren spannen zu lassen. Wir denken nicht daran, uns vor der Verantwortung zu drücken, wenn sie an uns herantritt. Wir sind nicht jene Phraseure des Pathos, als die die Journaille uns darzustellen beliebt. Wir werden aber nur Verantwortung übernehmen, wenn wir das vor Volk und Nation auch verantworten können. Was die sogenannte Republik als unantastbar

ansieht, das ist für uns nicht heilig und anbetenswert. Die nationalsozialistische Bewegung will eine Umwälzung des Bestehenden, und sie ist nicht gekommen, um Fallendes zu halten, sondern es noch zu stoßen.

Die Bedingungen, unter denen wir uns bereit finden lassen könnten, die Macht, die wir heute schon besitzen, auch praktisch einzusetzen, sind festgelegt. Sie erscheinen jedermann, der uns in unserer Wesenheit kennt, klar, gerecht und präzise. Bei ihnen ist keinerlei Parteiinteresse maßgebend, sondern lediglich das Wohl des deutschen Volkes. Die Millionen, die uns gewählt haben, wollen, daß der Nationalsozialismus bestimmenden Einfluß auf die Geschicke des Reiches nimmt. Sie haben kein Interesse an parlamentarischen Kuhhändeln und wollen noch viel weniger, daß unsere Stärke dazu dienen soll, einem fallenden System die letzte Krücke zu bieten. Wer mit uns regieren will, muß sich schon darauf gefaßt machen, daß die Zeit, wo man mit dem Wohl des werktätigen Volkes ungestraft Schindluder treiben konnte, endgültig vorbei ist. Auch lehnen wir jederlei Handel um Parteivorteile von vornherein und grundsätzlich ab. Die Vorteile unserer Partei wahren wir selbst. Die Regierung aber soll die Vorteile des Volkes wahren.

Wir haben uns in der vergangenen Woche von der ersten Überraschung über den triumphalen und von niemandem erwarteten Wahlsieg bereits vollkommen erholt. Unsere Herzen sind wieder heiß und unsere Köpfe kalt. Nicht umgekehrt. Wir stehen unserer so plötzlichen Macht mit nüchternem Verstand gegenüber, jeden Augenblick bereit, sie zu benutzen. Wir können regieren, wir können Opposition treiben. Aber beides können wir nur im nationalsozialistischen Geist. Wir passen ebensogut auf Ministersessel, wie wir auf die Tribünen der Volksversammlungen passen. Wir sind überall in der deutschen Politik zu Hause. Aber wo wir gehen und wo wir stehen, da werden wir unermüdlich dem Volk und seinem Wohl dienen. Wir geloben das noch einmal feierlich in dieser Stunde, da das Schicksal nach so viel Sorgen, Opfer und Blut nun seinen Segen über uns ausgießt:

Wir bleiben beim Volk, wir fechten für Deutschland! Wir wollen nichts für uns, aber alles für die Nation! Wir werden mit allen Kräften dem Gemeinwohl dienen, dem Vaterlande Ehre und Brot zurückerobern und mit dem deutschen Schicksal stehen und fallen!

Die Fahne hoch! 21. September 1930.

Die Finanzkolonie

Für den Staat von Weimar fand der Angriff kein anderes Wort als „Finanzkolonie".

„Wir sind an unsere Aufgabe als Geschäftsleute herangegangen", schrieb der Dawes-Ausschuß im Jahre 1924 und legte Beschlag auf die Deutsche Reichsbahn, die Zölle, die Steuern, die Notenbanken und die Industrie.

Den gleichen Satz übernahmen die Sachverständigen des Young-Planes im Jahre 1929 und fügten hinzu, sie hätten „Vorsorge für die Umwandlung der Reparationsschuld aus einer politischen in eine kommerzielle Verpflichtung getroffen."

Auf sechzig Jahre setzte der Young-Plan wachsende Tributzahlungen Deutschlands fest, die „der erwarteten Zunahme seines Wohlstandes folgen" sollten.

1924 zählte Deutschland 300 000 Arbeitslose.

1929, als man den Young-Plan unterschrieb, war die Zahl auf 3 Millionen angestiegen.

1933 gingen 6½ Millionen stempeln.

Das Wort von der Finanzkolonie war grauenvoll in Erfüllung gegangen.

Warum Angriff?

Deutschland ist eine Ausbeutungskolonie des internationalen jüdischen Finanzkapitals. Man hat uns Eisenbahn, Wirtschaft und Münze genommen, man hat aus unserem von jeher schon zu engen Raum lebensnotwendige Stücke herausgeschnitten und tastet jetzt nach den letzten Resten deutscher Unabhängigkeit, Landwirtschaft und Post. Mitleidlos schwingen die Büttel des Geldes über deutschen Arbeitern die Sklavenpeitsche, und es ist kein Ende in all dem Jammer abzusehen. Drei Millionen Erwerbslose sind stumme Kronzeugen des mörderischen Wirtschaftskrieges gegen deutschen Fleiß und deutsche Arbeit. Die ersten Armeekorps des namenlosen Heeres der zwanzig Millionen Deutschen, die in der Welt zu viel sind, gruppieren sich.

Diesem Volk nimmt eine gerissen lügende, heuchlerische Presse und angefaulte Moral den letzten seelischen Halt. Noch leben wir von den Vorräten vergangener Jahrzehnte des Fleißes und Kampfes. Allein mit automatischer Sicherheit naht der Tag, wo auch der letzte wirtschaftliche und seelische Besitz verkitscht ist, und wir Deutschen vor dem grauen, grauen Ende stehen.

So ist die Lage. Darüber hilft kein Drehen und Deuteln hinweg. Je mehr wir vor dem nahenden Zusammenbruch die Augen feige verschließen, um so grausamer wird über kurz oder lang das Erwachen sein. Darum rufen wir zur Einsicht und zur Sammlung der deutschen Widerstandskraft gegen die Verzweiflung.

Kann es so, wie es heute geht, noch zehn Jahre weitergehen? Diese mitleidlose Frage muß jeder beantworten, der noch an Deutschland glaubt. Und lautet die Antwort: nein!, dann gibt es nur eine Rettung: Kampf!

Darum rufen wir zum Widerstand!

Und noch eins: man hat uns, als wir diesen Zustand begründen halfen oder doch schweigend zusahen, Arbeit und Brot, ein Leben in Schönheit und Würde versprochen. Statt Arbeit gab man uns den Jammer des Almosenbettels, statt Brot Steine und Hohn. Ist das ein Leben der Schönheit und Würde, das heute drei Millionen täglich durch Stempel und Hunger amtlich bescheinigt wird? Und sind dafür zwei Millionen unserer Väter und Brüder draußen an den Fronten für ein anderes Deutschland gefallen, daß heute der

Jude und seine deutschen Henkersknechte aus unserer Haut Riemen schneiden?

Antwortet! Antwortet!

Wimmernd gestehen's die Parteien links und rechts, daß sie nicht helfen können. Sie können's nicht und wollen's nicht. Sie verdienen ja an der Beerdigung unseres Volkes, und wo fände man den Totengräber, der sich nicht über ein fettes Begräbnis freute! Schon rüsten diese Jammergebilde zum offenen Raub am letzten Rest unserer Freiheit, und leise, fast schüchtern nur noch verteidigt der eine oder der andere die Überbleibsel jenes Heldengeistes, der einmal vier Jahre lang einer ganzen Welt die Stirne bot.

Müssen wir darum verzweifeln? Nein! Die Parteien sind nicht Deutschland, die Parlamentswanzen nicht die Führer der Nation. Weg mit diesen jämmerlichen Gebilden und Menschen, die Deutschland bis hierhin brachten! Deutsche Zukunft in deutsche Hände!

Arbeiter! Frontsoldaten! Heraus!

Wo die anderen feige wimmernd um Gnade winseln und verteidigen, was zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel ist, da gehen wir aufs Ganze. Wir haben nichts mehr zu verlieren. Man hat uns ja alles genommen. Wohlan denn: laßt uns aufmarschieren, um alles zu gewinnen: den deutschen Arbeiterstaat!

Zu dem wollen wir vorbereiten. Das ist die erste Etappe unserer Aufgabe. Kampf und Vorwärts machen den Weg dahin frei.

Noch immer war der Angreifer stärker als der Verteidiger!

Darum greifen wir an! 4. Juli 1927.

Ist das ein Staat?

Am 9. November 1918 wurde er gegründet. Nicht wie sonst bei Staaten im Donner der Kanonen, sondern unter dem feigen Gewehrgeknatter von Verrätern und Deserteuren; mit Versprechungen, von denen nichts, aber auch nichts gehalten wurde; indem man eine Fahne herunterriß, unter der zwei Millionen gefallen waren; mit einer Verfassung, die auf dem Schreibtisch eines Juden entstand.

Am 28. Juni 1919 schloß er Frieden mit seinen Feinden. Dieser Frieden hatte ein übles Vorzeichen mit Namen Versailles. Das bedeutet: Versklavung der deutschen Arbeiterschaft auf ein halbes Jahrhundert, Abtreten von Gebietsteilen, die seit ewig unser waren,

Anerkennung der Lüge, daß wir den Krieg verschuldet und deshalb seine gesamten Lasten zu tragen haben, Zerschlagung der deutschen Wehrhaftigkeit und damit Auslieferung unserer gesamten Zukunft an unsere Feinde.

Am 29. August 1924 gab man ihm die Bibel der Wirtschaft: Dawes. Das bedeutet: wir haben auf nahezu ein halbes Jahrhundert jährlich 2,5 Milliarden an unsere Unterdrücker abzuliefern. Das macht auf den Tag sieben Millionen; das ist eine Summe, mit der man in Deutschland auf einen Schlag die gesamte Wohnungsnot beseitigen könnte. Wir haben uns der freien Bestimmung über Eisenbahn, Münze und Wirtschaft begeben. Die sind jetzt in den Händen unserer Ausbeuter und werden von ihnen rücksichtslos gegen uns ausgenutzt. Jetzt sitzen die feindlichen Mächte mitten unter uns, kaufen sich mit dem uns gestohlenen Gelde unter uns an, und werden wir einmal der Reparationslasten ledig, wir haben dann mehr an Zinsen als heute an Entschädigungen zu zahlen.

Eine Folge dieser Verträge ist, daß in Deutschland drei Millionen keine Arbeit mehr finden und deshalb auf den Aussterbeetat gesetzt werden müssen. Eine Folge davon ist, daß ihre Kinder verelenden, und daß in zwei Jahrzehnten statt deutscher Menschen verkommene und angefaulte Krüppel unser Land bevölkern werden.

Eine weitere Folge dieser Verträge ist, daß Mittelstand und Gewerbe unseres Volkes mit automatischer Sicherheit zugrunde gehen. Sie müssen kapitulieren vor dem schrankenlosen und unersättlichen Vernichtungswillen der Hochfinanz. Denn diese Hochfinanz muß, will sie ihre Herrschaft auf ewige Zeiten befestigen, unserem Volke das Rückgrat zerbrechen, damit es lendenlahm und ausgepowert jedem Diktat seiner Unterdrücker gehorcht.

Über all diesem Jammer und all diesem namenlosen Elend sitzen vierhundertneunzig Auserwählte, deren Amt es ist, zu reden, statt zu helfen. Wir müssen sie selbst wählen und deshalb auch ernähren. Sie leben von unseren Hungergroschen, und deshalb geht es ihnen desto besser, je schlechter es uns geht. Sie wählen aus sich heraus die Gewandtesten und Listigsten, die sich sozusagen am besten auf den Rummel verstehen und den Übriggebliebenen von den vierhundertneunzig am sichersten ihr sattes, träges, feiges, wanzenhaftes Dasein garantieren. Diese gerissenen Schaumschläger besteigen nun die Throne, machen Verbeugungen nach Ost und West, nach Nord und

Süd, danken den Diätenschluckern, daß sie ihnen die Ehre antaten, für den sachlichen und ungestörten Genuß des Raubes — sie nennen das Ruhe und Ordnung — Sorge tragen zu dürfen, und dann pfeifen sie, und wir müssen tanzen; wie die Puppen am Draht!

Das nennt man dann ein Leben in Schönheit und Würde.

Nein, das ist kein Staat, das ist eine Sklavenkolonie, ein Ausbeutungsobjekt der Börsenfinanz, und zwar weil wir so feige sind, ein sehr bequemes. Machen wir uns selbst nichts weis; und schauen wir den Tatsachen nüchtern und leidenschaftslos in die Augen.

Warum redet ihr von Staatsmännern, wo es keinen Staat gibt? Über uns regieren — heiliger Staatsgerichtshof! — statt Staatsmännern Kolonialverwalter. Jetzt schreit ihr, wir seien staatsgefährlich. Wo ist der Staat, dem wir gefährlich werden? Wir kennen euch! Wir sind der Kolonie gefährlich, weil wir den Staat wollen.

Ihr verwaltet die Kolonie und behauptet mit eiserner Stirne, Staatsmänner zu sein. Ihr nennt uns staatsgefährlich, weil es für euch und uns gefährlich ist, den Staat zu wollen.

Euch kennen wir, uns sollt ihr noch kennenlernen!

Den Gläubigen aber rufen wir zu: Zertrümmert die Kolonie! Ihr erstickt an diesem Leben in Schönheit und Würde!

Steht auf und fordert: Den freien deutschen Staat!

8. August 1927.

Proklamation!

An alle Deutschen! Männer wie Frauen!

Es ist an der Zeit! Der Feind steht im Lande! Mitten unter Euch!

Noch tanzt und jubelt Ihr und wollt ihn nicht sehen. Noch redet er Euch süße Worte vor von Völkerfrieden und Verständigung. Aber schon wißt Ihr's alle: Es ist Lüge! Es ist Lüge!

Die Zeiten sind vorbei, wo ihr an Phrasen und Versprechungen glaubtet. Das war einmal! Der hochgebildete deutsche Michel hat an den Ohrfeigen gelernt, die die Geschichte der letzten zehn Jahre ihm mit erfrischender Rücksichtslosigkeit ins Gesicht geschlagen hat. Noch ist er zu faul und zu feige, mit seinen Verführern und Vernichtern aufzurechnen.

Doch es wird Zeit! Es wird Zeit!

Er nahm Hypothek über Hypothek auf seinen Besitz, bis er von

den Anleihen nicht mehr die Zinsen aus vordem Geliehenem decken konnte. Nun ist es mit dem Pumpen aus. Jetzt heißt's: Vogel friß oder stirb. Arbeiten oder verrecken. Da habt Ihr Brot! Zwar nicht genug für Euch alle. Aber für einige. Für die Fleißigsten und Willigsten, für die, die dem Vernichter ihrer Freiheit keinen Knüppel zwischen die Beine werfen. Die andern sollen dahin gehen, wo der Pfeffer wächst.

Es ist Matthäi am letzten! Dreht und windet Euch! Macht Sprüche und Ausflüchte! Drescht Phrasen von Schönheit und Würde, von Weltfrieden und Versöhnung! Die halten so lange, wie der Magen stille schweigt. Beginnt der zu reden — er spricht eine deutliche Sprache — dann hört das Gefasel auf. Tatsachen sind stärker als Versprechungen. Das war immer so; das ist auch heute noch so und wird in alle Ewigkeit so sein. Aus dem kommunistischen Manifest ist bis auf diesen Tag nicht eine Ähre herausgewachsen, aus der Ihr Brot backen konntet, um Eure Kinder satt zu machen. Wohl aber hat es Euch wacker geholfen, Tausende von Morgen Land zu verlieren, auf denen jetzt Getreide hochschießt, das die Kinder des Feindes groß macht, damit sie Euch nach fünfzehn Jahren endgültig den Schädel einschlagen. Das ist die Wahrheit! Das ist die nackte Wahrheit!

Was hat man Euch nicht alles *versprochen*, seitdem Ihr Euer Geschick selbst in die Hand nahmt? Angefangen vom Paradies auf Erden bis zum Betriebsrätegesetz und Achtstundentag. Und nun rechnet auf: Was hat man *Euch gehalten*?

Nichts! Steine gab man Euch statt Brot. Einen Geßlerhut statt Freiheit. Und ein Hundeleben für ein Paradies auf Erden. Man hat Euch betrogen. Man wird Euch in alle Ewigkeit betrügen, wenn Ihr nicht mit der Faust dreinschlagt und dem Verbrechen am Volk ein Ende, ein *ganzes* Ende macht.

Der Prolet geht stempeln. Warum schreit er's seinen Unterdrückern nicht ins Gesicht: Ist das alles? Ist das alles? Hat man mir dafür die Knochen in Fetzen geschossen, und haben Frau und Kind dafür vier Jahre gehungert und geweint? Du feiste, feige, fette Canaille, heraus mit meinem Staat! Her mit Freiheit und Brot! Und wenn du, Bonze, sagst, es muß gehungert werden um alte Schuld, warum gibst du, Bonze, nicht ein Beispiel und hungerst mit uns, der du ein vollgerüttelt Maß von dieser alten Schuld trägst?

Der Kriegsinvalide steht an den Straßenecken, mitten in Glanz und Licht, und bettelt sich die Groschen zusammen, die ihm die Gebenden in Hundertmarkscheinen gestohlen haben, und die sie ihm nunmehr mit Hohn und Gift in Pfennigen wieder in die schmutzige Mütze werfen. Warum dreht er den Krückstock nicht herum und schlägt seinen Peinigern den Schädel ein? Wäre das nicht billig? Gibt ihm nicht Gott ein Recht dazu, jenes Recht, das in den Sternen hängt? Wo hat man Euch gelehrt, zu Schimpf und Spott und Hunger zu schweigen? Und um das betteln zu gehen, was Eure Vernichter Euch huckepack abgegaunert haben?

Statt zu handeln, schlagt Ihr Euch gegenseitig die Köpfe ein. Verdient Ihr denn anderes als Hunger und Prügel? Ihr Dummen, Ihr Feigen, Ihr Kleinmütigen und Verzweifelten! Gaben Euch dafür die Väter ein gesegnetes Land, daß Ihr es Euch nehmen laßt und sagt noch „Danke schön!" und lüftet den Hut? Seid Ihr Männer, seid Ihr Arbeiter?

Wir rufen Euch auf! Ihr alle von Amboß und Feder, von Faust und Stirn! Ihr Männer und Frauen! Es ist Zeit! Es ist Zeit!

Tötet die Zwietracht, die der Feind unter Euch sät! Hört auf, Euch einander zu hassen und zu verfolgen und seid einig im Haß und in der Verfolgung Eurer Vernichter! Wir proklamieren:

Freiheit und Brot!

Es ist der Ruf des jungen Deutschlands!

Stimmt mit ein!

Anschließen! Anschließen! 14. November 1927.

Sturmzeichen

Als im August 1924 die Dawesgesetze dem Deutschen Reichstag vorgelegt wurden — sie waren längst schon vorher in den Kabinetten und Bankkontoren unterschrieben und fertiggemacht — da war einer der gewichtigsten Gründe, die die damalige Reichsregierung den deutschen Reichsboten für die Kapitulation vorbrachte, der, man müsse den Versklavungspakt allein schon deshalb annehmen, weil sonst die dreihunderttausend Erwerbslosen, die in der kredit- und blutleeren deutschen Wirtschaft keine Beschäftigung mehr fänden, für immer aus dem Produktionsprozeß ausgeschieden werden müßten. Gustav Stresemann prägte in jenen wonnevollen Tagen

die Worte von der „Bibel der Wirtschaft" und vom „Silberstreifen am Horizont", und unter der Demagogie dieser Phrasen und Lügen ließ das deutsche Volk sich zur Annahme breitschlagen.

In nahezu vier Jahren, in denen wir uns der Segnungen dieser amerikanisch-jüdischen Finanzgesetze erfreuen, hat sich allerdings das Blatt gründlich gewendet. Aus den dreihunderttausend Erwerbslosen, die angeblich durch den Dawespakt wieder in die Produktion zurückgeführt werden sollten, sind mittlerweile drei Millionen von der Arbeitslosigkeit Betroffene geworden, und ihre Zahl steigt mit einer unheimlichen, atemberaubenden Stetigkeit. Aus der deutschen Wirtschaft, die durch ausländische Kredite — erinnert ihr euch noch des „Goldstromes", der von Amerika nach Deutschland fließen würde? — wieder in Gang gebracht wurde, ist ein Tummelplatz internationaler Geldmanöver geworden, und man kann automatisch sicher ausrechnen, in welchem Augenblick ihr letztes Stück deutschen Händen entwunden sein wird. Kleingewerbe und Handwerk seufzen unter einer drakonischen, unerträglichen Steuerlast; die Arbeiterschaft streikt, und das Unternehmertum sperrt aus. Die Landwirtschaft steckt bis über die Ohren in Schulden, und das Getreide, das in diesem Sommer erst seine gelben Ähren im Winde wiegen wird, ist bereits verkauft und verpfändet, zu Schleuderpreisen hergegeben, damit der Landmann von dem Erlös die dringendsten Schulden- und Steuerlasten begleichen kann. Schon zieht der Bauer die schwarze Fahne der Verzweiflung auf. Notwehrakte von unerhörten Ausmaßen werfen ihre schwarzen Schatten weit voraus; Bauernkrieg, Bürgerkrieg, Streik der Kapitalisten und Klassenkampf der Proletarier, hungernde Kinder und verzweifelte Väter und Mütter: das Leben in Schönheit und Würde, über dem ein silberner Streifen aufgeht.

Die Regierung ist machtlos. Sie erkennt das Übel nicht an der Wurzel — oder vielleicht will sie es auch nicht erkennen — doktert an den bösen Folgen herum, ohne die Ursachen zu beseitigen, gibt dem von glühenden Schauern durchschütterten Volkskörper Mittel gegen das Fieber ein und läßt dabei die Fenster offenstehen, durch die der Pestwind der Vernichtung, der Korruption, des Betruges und der amtlich geduldeten Ausbeutung der Volkskraft auf diesen kranken, siechen Organismus ohne Unterlaß hereinpfeift. Um den lautwerdenden Protesten zu entgehen, beschäftigen sich die Herren Minister mit

müßigen Fragen: wie man das Reich reformiere. Welches Reich? Diese Provinz des Geldes? Ihr sagtet besser arm statt reich. Wie man der Schule ein neues Gesicht gebe? Was nutzen die Schulen, wenn keine Kinder mehr kommen, die zu deutschen Männern und Frauen erzogen werden sollen, und so sie kommen, arme verhutzelte Jammerleibchen sind, aus denen ihr in der Schule Narren, Krüppel, Zuchthäusler und Sterbenskranke machen könnt, nur keine Menschen, die das harte Leben meistern. Auch sonst haben die Regierungsparteien so ihre Sorgen: die Wahlen stehen vor der Tür. Es wird diesmal schwerhalten, dem Stimmvieh klarzumachen, es sei Friede, Freiheit und Brot, was der süße Pöbel seit Jahren genießt. Darum hocken sie einträchtiglich beieinander und knobeln die Rabulistik aus, mit der man einmal noch den fesselbereitenden Urnenmob zusammentrommelt. Aber es ist vergebene Liebesmüh. Es geht noch hin dieses und vielleicht auch das nächste Mal. Aber einmal ist Schluß! Dann kommt das dicke Ende nach.

Sturmzeichen wurden gesehen im Lande. Überall beginnt es zu brodeln, zu gären, hier und da gar zu brennen. Die Herren Minister laufen mit dem „Minimax" herum und löschen die leckenden Feuer aus. Dann pfeift der Wind herein, und das Land steht wieder in roten Flammen. Wir sitzen alle auf einem Vulkan. Hört es und denkt daran!

So kann's nicht mehr weitergehen. Das Volk will zu essen haben. Phrasen machen nicht satt. Auch dann nicht, wenn sie dem wortreichen Gehege der Scheidemänner entfleuchen. Wir wollen Arbeit und Brot! Keine Stimmzettel und Versprechungen!

Das deutsche Volk will anständig regiert werden, und da ihr das nicht könnt und nicht wollt, fordern wir euch auf, die Polster zu verlassen und für Arbeiter und Frontsoldaten Platz zu machen. Wer nicht freiwillig geht, der muß es sich bald gefallen lassen, gegangen zu werden. Und er darf sich dann nicht wundern, daß es dabei etwas unsanft zugeht.

Das Volk ist im Erwachen. Daß es diesmal seine wahren Peiniger erkennt, dafür wollen wir schon vorsorgen. Und dann soll's nicht mehr heißen: Seine Majestät der Bonze ist gestorben, es lebe der neue Bonze! Dann braust es im Sturmwind einer neuen Freiheit:

Die Bonzen sind nicht mehr!

Es lebe das deutsche Arbeitsvolk!

13. Februar 1928.

Die Katastrophe

Wie oft haben sie uns in der Vergangenheit, wenn wir gegen den Irrsinn der Tributpolitik und den in ihrem Gefolge mit unheimlicher Sicherheit näherrückenden Staatsbankrott öffentlich Protest erhoben, beschimpft und verleumdet und als gewerbsmäßige Schwarzseher und verantwortungslose Katastrophenpolitiker angeprangert. Als sie den Youngplan annahmen, da erhoben wir vor der gesamten Nation unsere warnende Stimme und erklärten feierlich, daß das deutsche Volk unter diesem Versklavungsjoch früher oder später zusammenbrechen müßte, und daß dann die breiten Massen der Werktätigen mit den Schuldigen furchtbare Abrechnung halten würden.

Wer hat nun recht behalten, die Radiominister oder wir? Ist in der Tat die Arbeitslosenziffer gesunken? Ist die Wirtschaft angekurbelt worden, die Absatzkrise gemildert? Hat man dem Bauern Hilfe gebracht, die bedrohten Ostprovinzen aus der wirtschaftlichen Umklammerung befreit, dem Mittelständler den unerträglichen Steuerdruck von den schwachgewordenen Schultern genommen, dem Arbeiter Leben und Brot gegeben? Nichts von alledem: die Arbeitslosenziffer ist mitten im Sommer auf über drei Millionen gestiegen und erreichte damit das Doppelte ihres Standes zur selben Zeit des Vorjahres. Die Wirtschaft liegt kalt und erstarrt, die Fabriken sind verödet. Wie Fieberschauer rasen Arbeitskämpfe, Streiks und Aussperrungen durch den Produktionskörper. Die Absatzkrise hat sich, vor allem in den Randgebieten des Reiches, bis zur Unerträglichkeit verschärft, der Bauer scheuert nur noch Getreide ein, das ihm nicht mehr gehört, sondern längst schon an die Finanzbarone verpfändet ist. Er verfüttert jetzt schon sein Winterfutter und wird im Oktober vor dem blanken Nichts stehen. Aus dem Osten dringen die letzten verzweifelten Hilfeschreie eines zusammenbrechenden Grenzvolkes ins Reich. Dort rotten sich die Massen der Bauern zusammen und prügeln die Gerichtsvollzieher der Regierung, die die Hungertribute von der Substanz holen kommen, mit Dreschflegeln zum Dorf hinaus. Das Kabinett Brüning hat auf diktatorischem Wege die grauenhaftesten und ungerechtesten Steuern ausgeschrieben, die, wenn überhaupt, dann nur vom letzten Rest der Substanz bezahlt werden können. Der Mittelstand bricht unter der Last der Abgaben

und Steuern zusammen. Den Arbeiter aber hat man aus Brot und Arbeit vertrieben. Er fristet ein kümmerliches und demütigendes Dasein als Youngprolet, und der Tag ist nicht mehr fern, da werden die Arbeitsämter auf ihre leeren Taschen klopfen und achselzuckend erklären: wo nichts ist, da hat selbst der Kaiser sein Recht verloren.

So ist die Lage. Wir stehen mitten in der Katastrophe drin und nähern uns mit Riesenschritten ihrem gewaltsamen Ausbruch. Glauben die regierenden Parteien, daß sie das mit mechanischen Verboten aufhalten können? Revolutionen brauchen nicht mehr gemacht zu werden, sie kommen unter diesen schamlosen Zuständen von selbst. Das schaffende Volk ist des Betrogenseins müde. Es ist so oft belogen und hinters Licht geführt worden, daß es nun hellhörig ist und mit geschärften Sinnen dem weiteren Verlauf der Dinge zuzuschauen beginnt. Nehmen die Behörden im Ernst an, daß sie uns nur die Hemden auszuziehen brauchen, um dem drohenden Ausbruch der Volksleidenschaften begegnen zu können? Das ist ja nicht mehr Menschenwerk, was sich da Bahn bricht. Das ist Werk des Schicksals, unentrinnbar und zwangsläufig. Hoffen die Gerichte tatsächlich, sie könnten uns aus der Verwurzelung in den breiten arbeitenden Massen herauslösen, wenn sie uns vor ihre Tribunale schleppen und in hochnotpeinliche Verfahren ziehen? Ganz im Gegenteil! Behörden, Kabinette, Gerichte haben im Volk längst jeden Kredit verloren. In einem dumpfen Argwohn schauen die breiten Massen diesem frevelhaften Spiel zu, bis sich eines Tages der gesammelte Zorn gewaltsam Luft macht. Man traut der Regierung nicht mehr. Man ist den Tributparteien hinter ihre Schliche gekommen, und wo sie einen Mann oder eine Partei verfolgen und bedrohen, da nimmt das Volk deshalb schon, weil sie verfolgt und bedroht werden von Behörden, denen es selbst sein ganzes Unglück verdankt, für sie Partei.

Sie mögen sich winden und drehen, jammern, schreien, zetern und klagen; sie mögen uns verleumden und über das aufmarschierende junge Deutschland das Blaue vom Himmel herunterlügen! Es nutzt nichts mehr, es ist zu spät. Mit kleinen Verleumdungen hält man nicht den Aufbruch einer Nation auf. Wir wehren uns gar nicht mehr dagegen. Selbst wenn alles das, was sie an feiger Lüge gegen uns vorbringen, der Wahrheit entspräche, was wollte es bedeuten gegenüber der Tatsache, daß heute in Deutschland Schufte das große Wort

reden dürfen, die den Youngplan annahmen und damit Volk und Nation in den unvermeidlichen Zusammenbruch hineinstürzten.

Hier sollen sie stehen und fechten. Sie dürfen nicht glauben, daß wir uns vom geraden Weg abdrängen lassen. Wer hat den Youngplan angenommen? Wer hat ihn uns als Segnung angepriesen? Wer trägt deshalb die Schuld an der Katastrophe und am drohenden Chaos?

Heraus mit dem Geschmeiß! Reißt ihnen die Maske neuer Namen von der Fratze herunter! Packt sie beim Genick, gebt ihnen am 14. September Fußtritte auf die Fettbäuche und fegt sie mit Glanz und Gloria zum Tempel hinaus! 10. August 1930.

Gegen den Volksfeind

Als nach dem 9. November 1918 die sieggewohnten deutschen Heere, dennoch geschlagen und um den Preis ihres Opfertums betrogen, in die Heimat zurückfluteten, da stand in den Hirnen und Herzen jener grauen Frontsoldaten das Bewußtsein einer neuen Mission und der Wille zum Staat auf. Eine junge Generation, unerzogen in den Taktiken der großen Politik, ohne handwerksmäßige Tradition und nur ausgerüstet mit jenem sicheren Instinktgefühl für Seiendes und Werdendes, wurde mit einem Male unvermittelt und wenig vorbereitet vor die elementarste Aufgabe gestellt, die die Geschichte einem Volk, auch und gerade einem geschlagenen Volk nach Krieg und Zusammenbruch aufgeben kann: den Staat zu formen. Und diese jungen Männer, die vor Ypern und Verdun unerschüttert gestanden waren, versagten davor, mußten davor versagen, da ihre Überzahl, in Unkenntnis der treibenden Kräfte und Menschen, Frieden schloß.

Am Anfang der deutschen Republik stand die Kapitulation, und es war nur folgerichtig, wenn die Männer, die Weimar schufen, auch Versailles unterschrieben. Diese beiden Akte sind nur dem Schein nach zwiefach. Im Wesen sagen und bedeuten sie dasselbe: die Überführung der deutschen Volkshoheit an die wesen- und raumlosen Mächte des Weltgeldes, die sich je nach Bedarf in die Maske des Freundes oder des Feindes kleiden. Weimar gab die Form, Versailles den Inhalt des neuen, sogenannten Staates, der nun auf den Trümmern des großen Krieges errichtet wurde.

Und dabei war die deutsche Lage in jenen schicksalsschweren Monaten durchaus nicht so verzweifelt, wie es dem oberflächlichen Blick

fürs erste scheinen mochte. Wir hatten den Krieg verloren: ein Volk kann und darf einen Krieg verlieren und braucht dabei nicht Schaden zu nehmen an seiner Seele. Was schwerer wog: wir verloren den Umbruch, jenen Revolution genannten Akt der Meuterei, verloren ihn vor uns selbst ganz und bis zum letzten grausamen Ende, das in Versailles sichtbar wurde.

Versailles war ein Kriegsschluß ohne faules und vergiftetes Beiwerk. Rund und nüchtern, ohne Phrase und Vorbehalt wurden wir unter die Knute rachsüchtiger und machthungriger Sieger gezwungen. Und es gab damals niemanden unter uns, der darüber im unklaren blieb. Das war ein Frieden ohne Frieden, ein Kriegsende, das in seinem Schoße Haß, Empörung, Revolution, Krieg barg. Das wußten wir alle: Versailles bedroht unser Leben; Versailles wird von uns zerbrochen, oder wir zerbrechen unter ihm. Quer durch den deutschen Lebenskörper zog sich diese klaffend-blutige Wunde, aus der in breitem Strom unser rotes, warmes Volksblut floß. Diese Wunde mußte heilen, oder wir verbluteten daran.

Niemand stand damals auf unter uns und erfand silberne Streifen am Horizont. Keiner sah in Versailles Sanierung und glaubte dabei einen Weg ins Freie erkennen zu können. Wir waren ein Volk der Verzweiflung, mit schwindendem Blut und siechendem Leib, zum Letzten herabsinkend, ein Volk, dem schnell und durchgreifend geholfen werden mußte, oder es ging zugrunde.

Die Soldaten wurden abgelöst von den Staatsmännern, die nur die Kulisse abgeben durften für die gefährlicheren Mächte des Geldes. Das große Leid des deutschen Volkes ging von Versailles über Spa, London und Genua, zurück nach London, einen erschütternden Weg der Umformung politischer Versklavung in kommerzielle Fron; und als am 29. August 1924 im „Deutscher Reichstag" genannten Verpfändungstribunal der weißen Geldprovinz die letzten Reste unserer Souveränität den raumlosen Mächten des Goldes verpfändet wurden um einer Atempause, eines Scheinfriedens, eines Trugerfolges willen, da war jene Entwicklung vollendet, die aus einem Heldenvolk eine Helotenarmee, aus einer Nation von Ehre eine wesen- und wurzellose Gemeinschaft von Profit, Flitter, Armut und Schmach machte.

Versailles war eine blutende Wunde. Dawes ist eine zehrende Schwindsucht. Und es ändert gar nichts an unserer trostlosen Lage, daß dieser Versklavungsakt im guten zu

beginnen scheint; um so sicherer und folgerichtiger wird er im bösen enden. Blutende Wunden bindet man ab. Niemand täuscht sich über ihre Gefährlichkeit hinweg. Zehrende Krankheiten kommen meist harmlos und unerkennbar. Sie schleichen sich an ihre Opfer heran wie der Dieb in der Nacht. Der von der Schwindsucht Befallene wird um so eher geneigt sein, sich über die Furchtbarkeit seiner Krankheit hinwegzutäuschen, als die Natur in einer grotesken Laune ihn manchmal in diesem Bestreben zu unterstützen scheint. Sie zaubert ihm eine verführerische Röte falscher Gesundheit auf die schon müden Wangen, läßt das kranke Auge in einem lächelnden Glanz strahlender Lebenslust leuchten, aber schon der Volksmund hat dafür den treffendsten Ausdruck gefunden: Kirchhofsröslein. Dieser Kranke ist gezeichnet, nicht zum Leben, sondern zum Tode.

Deutschland unter dem Dawespakt: das ist ein Volk, das an der Auszehrung leidet. Kredite und Anleihen sind für dieses Volk nur Morphiumspritzen, die zwar auf eine Zeitlang die Schmerzen mildern und einen Zustand trügerischer Gesundheit hervorzaubern können — aber der Giftstoff frißt sich unentwegt weiter in die lebenswichtigen Organe hinein, bis der Organismus, ausgehöhlt und durchpestet, eines Tages erschöpft und todwund zusammenbricht, um nie wieder aufzustehen.

Das beginnt im Wirtschaftlichen und endet im Organischen. Die Wirtschaft ist sozusagen nur das Einfallstor, durch das der Bazillus den Weg in den Volkskörper sucht und findet. Es wäre falsch anzunehmen, die Produktion könne zerstört werden, ohne daß das Volk darunter an seinem seelischen Bestand ernsthaft zu Schaden komme. Die raumlosen Mächte, die uns als unerbittliche Gegner gegenüberstehen, beginnen heute nur wirtschaftsfeindlich, um volkszerstörend aufhören zu können. Vor uns erhebt der ewige Volksfeind, der Jude, die Demokratie, der Kapitalismus — alles nur Umschreibungen desselben Geistes, der stets verneint — seine unheilvolle Drohung des Untermenschen. Und es gibt dagegen für uns nur eine Wahl:

Kampf oder Untergang!

Wir führen in diesem Jahr zweieinhalb Milliarden an staatlichen Verpflichtungen ab an die Weltgeldmächte. Dazu kommen zwei bis drei Milliarden Zinszahlungen für Schulden privatwirtschaftlicher Natur. Dazu kommt ein Handelsbilanzpassivum von gering angeschlagen sechs bis acht Milliarden für das laufende Jahr. Das heißt

in der Umgangssprache: das deutsche Volksvermögen, ohnehin durch Krieg und Revolte bis ins Innerste erschüttert, schwindet in einem Normaljahr um rund zehn bis zwölf Milliarden. Man überdenke diesen Kurs auf zehn Jahre in die Zukunft, dann steht an seinem Ende das vom internationalen Volksfeind gewünschte Ergebnis: eine zerbrochene Nation, eine Helotenarmee, hausend in einer Wüste von Asphalt und Armut.

Der wirtschaftliche Zusammenbruch bedingt automatisch den Verfall unseres Volkstums auf allen Gebieten. Wir sehen ja schon Hand in Hand mit ihm vorwärtsgreifend den Charakterzusammenbruch dessen, was wir deutsch zu nennen gewohnt sind, in Politik, Kultur, nationalistischem Denken und sozialistischem Handeln. Die deutsche Seele ist vergiftet, und nur das Wunder der Wiederaufrichtung des Charakters vermag sie im Wesen wieder zur Gesundheit zu bringen.

Der Volksfeind schlägt seine Krallen in unser Leben hinein. Deutschland ist in seiner Existenz bedroht. Entweder gelingt es uns, das Volk zur Besinnung und zum Angriff gegen die überstaatlichen Mächte zu bringen, oder das Ende ist da.

Darum werden wir nicht müde zu mahnen, zu sammeln, aufzurütteln und als immer waches Gewissen im Untergang zu Anbruch und Aufbruch zu rufen: Zerschmettert den Volksfeind!

24. September 1928.

In Geldsachen hört die Gemütlichkeit auf

Das, was der 48er Bürger Hansemann an jenem denkwürdigen Junitag des Jahres 1847 von der Estrade des Preußischen Landtages den versammelten Volksvertretern zurief, daß nämlich alle Freundschaft ein Ende hat, wenn es, wie man in Berlin sagt, um die Marie geht, das gilt heute noch so wie dazumal und wie es auch, ohne daß es so klassisch formuliert gewesen wäre, schon vordem seinen sicheren Kurswert hatte. So wird es in alle Ewigkeit sein und bleiben: sobald Geldfragen zur Debatte stehen, hört die Gemütlichkeit auf. Das kommt uns Deutschen jetzt wieder einmal bei Gelegenheit der Pariser Reparationskonferenz so recht zum Bewußtsein. Wie war bei uns es doch vordem mit Heinzelmännchen so bequem! Diese Heinzelmännchen der amtlich genährten Illusion hielten uns in jeder,

wenn auch noch so prekären Situation bei guter Laune. Wir konnten unsere Eisenbahn — das sozialisierte vorbildliche deutsche Verkehrsinstitut — verkitschen: die Heinzelmännchen machten uns weis, das sei ein Weg ins Freie. Wir konnten unsere Reichsbank verramschen und damit uns jeglichen Rechts auf eigene Münzgebarung begeben: diese flinken Kobolde kicherten uns zu, das sei nicht so schlimm. Wir konnten Milliardenkredite im Ausland als Pump aufnehmen und damit unerfüllbaren Reparationsverpflichtungen nachkommen: das flüsterte und wisperte, lachte und schmeichelte uns an, das verständen wir nicht, das müsse doch nun endlich der langersehnte silberne Streifen am Horizont sein.

Und nun? Mit einem Male sind die flinken Kobolde, diese holden Fabrikanten dessen, was wir, weil es nicht wahr sein konnte, so gern glaubten, pardauz die Treppe heruntergefallen, haben unter Kreischen und Geschimpf das Weite gesucht, und wir stehen nun vor den ausgestreuten Erbsen unserer Vorwitzigkeit, die Petroleumlampe der eigenen Gutgläubigkeit noch in der zitternden Hand und staunen. Und von Paris her dröhnt in unsere Illusionen hinein ein ehernes Halt. Das Schlußzeichen der Reparationsnutznießer: in Geldsachen hört die Gemütlichkeit auf.

Nun sind wir gespannt, ob ein sicherer Gustav Stresemann auch diese neueste Katastrophe seiner hemmungslosen Erfüllungspolitik entsprechend der von ihm erfundenen Gesetzmäßigkeit der Rückschläge erklären wird. Denn eine Katastrophe darf man das wohl nennen, was bisher durch die so dicht verschlossenen Türen der beratenden Bankiers in Paris als Gerücht, als Parole, als Mutmaßung und Vorschlag bis an unsere erstaunt lauschenden Ohren gedrungen ist. Die französische Presse ist bis heute außerordentlich zufrieden mit den Sachverständigen. Ein Beweis dafür, daß unsere Sache faul, oberfaul steht. Von der Sache verstehen die Sachverständigen schon etwas, nur findet sich unter ihnen bis heute keiner, der von unserer Sache etwas verstehen wollte, und was die Hauptsache ist, sie in Paris im Namen unseres gequälten Volkes tatkräftig verträte. Die deutschen amtlichen Stellen hüllen sich in peinliches Schweigen, das um so aufreizender wirkt, als jetzt der gegebene Augenblick wäre, mit einer breit angelegten Propaganda das deutsche Arbeitertum über das aufzuklären, was uns bevorsteht, um wenigstens bei den kommenden Entscheidungen mangels jeglichen anderen Aktivums eine

feste, unerschütterbare Willenskundgebung des deutschen Volkes selbst mit in die Waagschale schicksalsschwerer Entschlüsse werfen zu können.

Man hat in den vergangenen Monaten das deutsche Volk in einem geradezu sträflich verbrecherischen Leichtsinn glauben gemacht, in Paris ergäben sich für uns Möglichkeiten, unsere verzweifelte Lage zu lockern und eine Atempause zu gewinnen. Diese Illusionen sind nun auch dahin. Die französische Regierung besteht darauf, daß die Jahresleistungen nicht heruntergesetzt werden dürfen, und hält sicher jenen furchtbaren Trumpf in der Hand, daß, gefalle ihr die kommende Neuregelung nicht, der Dawesplan eben weiter in Funktion bleiben müsse. Und überdies: was könnte es uns schon nützen, wenn man unsere jährlichen Verpflichtungen von zweieinhalb auf zwei Milliarden herabminderte. Wir sind eben nicht in der Lage zu zahlen, weder zweieinhalb noch zwei noch eine Milliarde. Die Höhe der Zahlungen entscheidet höchstens über das Tempo unseres Zusammenbruchs, nicht aber über diesen Zusammenbruch selbst.

Geändert werden kann an unserer Not nur etwas durch radikale Umstellung unserer Gesamtpolitik nach innen wie nach außen. Nicht Krankheitssymptome gilt es zu bekämpfen, sondern die Krankheit selbst und ihre Ursache. Aber darüber wird in Paris nicht gesprochen.

Das Geld steht zur Debatte. Seine Höhe, seine Sicherheit und die Methode seines Einzugs. Bis jetzt war man freundlich und honett, lobte Herrn Stresemann und lud ihn zu Tisch, machte in Menschlichkeit und Weltgewissen und tat so, als hätte man die Moral in Erbpacht genommen. Nun ist der Spaß zu Ende, die Friedensschalmeien werden in die Futterale gepackt, und aus harmlosen Musikanten werden reisige Krieger des Geschäfts. Wie wäre es, wenn auch wir den Panzer des Trotzes umlegten! Der Spaß ist aus, die Gemütlichkeit hört auf. Das Geld hat das Wort.

25. Februar 1929

Leergebrannt ist die Stätte

Merkwürdig, wie sich das schon im deutschen Volke allmählich so herumspricht: daß dies System auf dem letzten Loch pfeift und über kurz oder lang irgendeine Entscheidung fallen muß. Die Kassen des Reiches sind leer. Wir leben augenblicklich, wie schon seit 1924 fast ausschließlich, von gepumpten Geldern.

Leergebrannt ist die Stätte, auf der die Demokratie ihr Reich des

Scheins und der Lüge aufbaute, und wir stehen nahe vor der Katastrophe. Verwunderlich ist dabei nur, wie wenig das den verantwortlichen Männern Kummer und Sorge bereitet. Man tut oben so, als sei alles in bester Ordnung, regiert und erläßt, als lebten wir in einem freien und reichen Staatswesen, und hält gar der Opposition, die nicht gewillt ist, in diesem Wahnsinnstaumel mitzumachen, mit viel Beredsamkeit vor, sie habe seit je den Teufel an die Wand gemalt, es sei noch kein Jahr vergangen, daß sie bei der Besprechung der deutschen Gesamtlage im Deutschen Reichstag nicht ihre Unkenrufe habe ertönen lassen, und trotzdem seien wir doch immer mit unserem Etat zu Rande gekommen.

Dieser Einwand ist von einem so sträflichen Leichtsinn, daß er nur in einem demokratischen System im Ernst erhoben werden kann, in jenem System, in dem niemand je für das, was er sagt und tut, zur Verantwortung gezogen werden kann. Gewiß ist es gegangen die Jahre seit 1918. Aber nur deshalb, weil man das Volk ernährte und die Reparationen bestritt mit aufgenommenen Geldern. Gewiß, die Steuern kamen herein, und die Könige der Republik legten jedesmal dem Reichstag einen ausgeglichenen Etat vor, fein säuberlich in Einnahmen und Ausgaben abgewogen und durchkalkuliert; aber niemand sprach davon, daß man dabei den Mittelstand ruiniert, Millionen von Volksgenossen arbeits- und brotlos gemacht, ein ganzes Heer von gewerbsmäßigen Nichtstuern erzogen, die Kommunen verwüstet, die Länder an den Rand des finanziellen Bankrotts gebracht und dem Bauern das letzte Stück Vieh aus dem Stall gepfändet hatte. Man nannte nur Zahlen, die sich gegeneinander aufhoben, und die Verantwortlichen an diesem irreführenden Wahnsinn sahen nicht und wollten es nicht sehen, daß an diesen Zahlen das noch warme Blut eines sterbenden Volkes klebte.

So ist es gewesen, und so ist es noch heute. Das deutsche Volk ist seinen Kalvarienweg gegangen, und seine Minister machten aus unserer Not Politik, münzten unsere Sorgen und Entbehrungen in kalte Zahlen um, schrieben Bilanzen und ließen den lieben Gott einen guten Mann sein. Nach uns die Sintflut! Und das Volk ging dabei vor die Hunde. Die Republik steht fest und unerschüttert, aber sie lebte bisher ausschließlich von den vorhandenen Beständen. *Die Politik des Novemberdeutschlands war eine einzige organisierte Auktion.* Man schnüffelte im deutschen

Nationalbesitz herum, wo es noch etwas zu verkitschen gäbe, und rettete sich dabei mit den Pfandgeldern durch. Aber auch die Bäume der Republik wachsen nicht in den Himmel hinein, und einmal muß auch diese Art Politik ein Ende nehmen. Dann nämlich, wenn es in Deutschland nichts mehr gibt, was man unter den Hammer bringen kann.

Und dieser Augenblick ist nun in greifbare Nähe gerückt. Die Kassen sind leer; wir zehren augenblicklich vom letzten Kredit. Die großen Geldleiher fangen an, störrisch zu werden, und mit den Zwangsversteigerungen geht es auch zu Ende, weil zwar genug Gerichtsvollzieher, aber keine Auktionsgegenstände mehr da sind. Die Götzendämmerung dieses korrupten Systems kommt herauf. Schon raunen es sich die Betroffenen zu, daß es so nicht mehr weitergehen kann, und hinter dem so demonstrativ zur Schau getragenen Optimismus der Regierung erkennt nicht nur der Eingeweihte die blasse Angst und Furcht vor den Dingen, die da kommen.

Wo ist in Deutschland noch ein Arbeiter, der in den vollen Genuß seines Fleißes kommt, wo ein Unternehmer, der weiß, wie er morgen die Schornsteine rauchen lassen soll, wo ein Bauer, der als freier Mann auf freier Scholle sitzt? Ein Volk unterm Kreuz: das ist die Bilanz zehnjähriger republikanischer Politik. Die feindlichen politischen Lager platzen aufeinander. Die Gewehre, die wir, so wollten es die Weltverbesserer, niemals mehr auf den Feind richten sollten, schleudern ihr tödliches Blei gegen den eigenen Blutsbruder.

Je tiefer die anderen im Sumpf verkommen, desto höher steigt u n s e r Wille und u n s e r Glaube an die Zukunft. Es ist gut, daß es so ist. Wir wußten es längst, daß die deutsche Gegenwart ein Eiterprozeß ist, der ausreifen muß, wenn das deutsche Volk je wieder gesund werden soll. Es liegt zuletzt doch ein tiefer Sinn im grauenerregenden Unsinn. Es bleibt uns nichts erspart. Über leergebrannte Stätten wird bald die Verzweiflung rasen, dann, wenn alle Illusionen zerstört sind und die nackte, furchtbare Wirklichkeit heraufdämmert.

Das wird dann auch die Stunde sein, für die das Schicksal uns bestimmte.

3. Juni 1929

Der Youngplan

Wir nahmen uns Zeit, dieses neueste Versklavungsdokument gegen das deutsche Volk aufmerksam und leidenschaftslos durchzustudieren. Wir wollten uns nicht der Gefahr aussetzen, vor der Öffentlichkeit den Vorwurf einstecken zu müssen, daß wir vorschnell und ohne tiefere Sachkenntnis unser Urteil fällen. Wir waren uns zu gut dafür, in wilden Protesten Einspruch zu erheben, ohne daß wir auch einmal aus der ganzen Psychologie der Erfüllungspolitik heraus versucht hätten, dem Sinn und Inhalt dieses Paktes nachzuspüren. Nun liegt der Youngplan seit Wochen auf unserer täglichen Arbeit. Wir kennen seine Anlage und die in ihm vertretenen Ansichten über die deutsche Lage und unseres Volkes Erfüllungsmöglichkeiten wie unsere Hosentasche. Aber trotzdem: kaum schlagen wir irgendwo und irgendwann eine Seite dieser mit einer fast unheimlich anmutenden geschäftlichen Sachlichkeit geschriebenen Denkschrift über unseren auf sechzig Jahre mit nüchterner, satanischer Fachkenntnis verteilten Volksmord auf, dann steht uns, wie beim ersten Lesen, das Herz still, dann stockt uns der Atem, dann steigt uns eine heiße Blutwelle in den Kopf. Das ist kein Menschenwerk mehr, das ist ein Teufelswerk. Da haben in Paris die Vernichter der Welt zu Tisch gesessen, reißende Wölfe in Frack und Zylinder, und was sie ausbrüteten, das ist der letzte aufgellende Zerstörungsschrei einer dahinsinkenden Welt, die mit kraftlosen Fäusten noch einmal das Chaos Europas zu halten versucht. Das ist nicht das Todesdokument des deutschen Volkes; da hat sich der Weltkapitalismus seine endgültige fratzenhafte Apotheose des Untergangs geschrieben. Dieser Pakt wird, das glauben wir unerschütterlich, Deutschland einmal frei machen, so wahnwitzig das auch in diesem Augenblick klingen mag. Hier haben sich die Geister endgültig geschieden und werden sich hier für die kommende Zukunft scheiden müssen: für das Geld oder für die Arbeit. Und ein nach uns kommendes junges deutsches Geschlecht wird nur noch ein verständnisloses Lächeln übrig haben für jenen deutschen Kanzler, der vom Bismarcksessel herunter den Abschluß dieses weltkapitalistischen Testaments mit den Worten „des wärmsten Dankes für die unermüdliche und aufopfernde Arbeit" begrüßte; der das als Sozialist tat angesichts der Tatsache, daß das deutsche Volk und die Freiheit seiner Arbeit in diesem Dokument auf drei Generationen in die schlimmste Fron hineingezwungen wurde, die je die Geschichte sah.

Wir versagen es uns, auf die Einzelheiten des Youngplanes hier einzugehen. Das wird künftigen Einzelbetrachtungen vorbehalten bleiben. Und überdies sind sie vorerst noch zu unausdenkbar und grauenvoll, als daß man sie in Worte fassen könnte, die auch der Mann aus dem Volk zu verstehen vermag.

Es ist einfach unfaßbar, was uns da zur Unterschrift vorgelegt wird. Man kann es nicht glauben. Das Auge eilt fiebernd durch dieses Gewirr von Jahren und Zahlen und sucht nach einem Haltepunkt. Über ein halbes Jahrhundert steht da verzeichnet, fein säuberlich und korrekt registriert, und hinter jedem Jahr stehen Zahlen, phantastische Zahlen, Millionen und Milliarden, die wir bezahlen müssen, die unsere Kinder abtragen sollen, die sie wieder auf die Schultern ihrer Kinder legen, wenn ihre Augen sich schließen zum ewigen Schlaf.

Wir haben niemals das Recht eines Volkes bestritten, das Schwert mit dem Hammer und der Pflugschar zu vertauschen und zu schuften statt zu kämpfen. Wir wehrten niemals einer lebenden Generation, in der Feigheit sich zu verkriechen und um ihr Recht betteln zu gehen, statt darum zu fechten. Aber hier verkauft die Gegenwart nicht nur ihr eigenes Leben, sie verpfändet das Dasein von Geschlechtern, die kommen werden, die sie selbst zum Kommen ruft, um sie der Sklaverei zu überantworten.

Dagegen machen wir Front. Und dazu haben wir nicht nur das Recht, sondern die Pflicht. Mit der Verantwortung vor Deutschlands Zukunft beladen treten wir in die Arena der politischen Öffentlichkeit hinein und schleudern dem Wahnsinn unser unerbittliches, gellendes Nein entgegen. Nein! Tausendmal nein! Niemals!

Für uns ist das nicht bindend, was ihr unterschreibt. Feierlich erheben wir vor der Geschichte unsere Hände, rein und makellos, und schwören, daß wir nicht ruhen und rasten wollen, daß wir die Nacht zum Tag machen, daß wir arbeiten und kämpfen und glauben und opfern werden, bis diese Hände einmal in zitternder Vergeltung die Schmach und Fron dieser Verträge zerreißen können.

1. Juli 1929

Volksbegehren und Sozialismus

Die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei hat nie einen Zweifel darüber gelassen, daß sie, wie auch ihr Name schon sagt, eine sozialistische Partei ist. Für uns Nationalsozialisten ist der Sozialismus nicht ein Aushängeschild, mit dem wir die marxistischen Arbeitermassen an uns locken wollen, sondern tiefes, inneres Bedürfnis, und zwar nicht geboren aus einer wandelbaren Gefühlsstimmung, vielmehr aus nüchternen politischen Erkenntnissen. Wir wollen einen Staat, in dem die Arbeit und nicht das Geld der Souverän der Produktion ist, und wir haben den Willen, diesem ehernen Grundsatz das wirtschaftliche Leben unseres Volkes unterzuordnen.

Nun ist die deutsche Lage so, daß von einer sozialistischen Neugliederung unseres Wirtschaftslebens füglich gar nicht mehr die Rede sein kann. Es gibt in Deutschland nichts mehr, was zu sozialisieren wäre, denn die pazifistische Erfüllungspolitik der bürgerlichen Marxisten und der marxistischen Bürger hat einem außenpolitischen Phantom zuliebe und um ihre eigene unsittliche Machtposition zu halten, den deutschen Besitz auf allen Gebieten, vor allem aber auf dem Gebiet der Produktion verkitscht und verschachert, so daß uns heute in Deutschland kaum noch ein Stein gehört. Schuld daran trägt nicht allein die kapitalistische Raubbauwirtschaft des freihändlerischen Bürgertums, wie der Marxismus so gern wahrhaben möchte, und nicht allein die landesverräterische Verzichtpolitik der Sozialdemokratie, die das Bürgertum so gerne wahrhaben möchte. Beide wirken Hand in Hand und in ungetrübter Eintracht auf dasselbe Ziel hin, und deshalb fällt auf Bürgertum wie auf Marxismus die ganze Last der Verantwortung für die augenblickliche katastrophale Lage unseres Volkes.

Solange diese Lage fortbesteht, muß in Deutschland sowohl die Forderung auf Sozialisierung des Wirtschaftslebens wie auf Nationalisierung des Gesamtvolkes eine Phrase bleiben.

Der Youngplan, der in diesen Wochen dem deutschen Volk aufgezwungen werden soll, hat einen ausgesprochen antisozialistischen und einen ausgesprochen antinationalistischen Charakter. Er zerstört jede fernere Möglichkeit auf der einen Seite einer sozialen Verständigung innerhalb des deutschen Volkes und auf der anderen Seite einer Wiederherstellung unserer nationalen Freiheit und Ehre. Der

Kampf gegen dieses Teufelsdiktat ist ebensosehr Sache der deutschen Sozialisten wie der deutschen Nationalisten.

Ein Volk, das vertraglich gezwungen ist, auf sechzig Jahre in jedem Jahr eine Summe von zwei Milliarden an die Weltfinanz abzuführen, von zwei Milliarden, die es nicht aus eigenem Fleiß erarbeiten kann, die es vielmehr unter Verpfändung seines nationalen Besitzes pumpen muß, dieses Volk hat kein Recht, von Sozialismus zu reden: es ist der bequeme Packesel des Weltkapitals. Dagegen setzen wir uns als Sozialisten zur Wehr. Und weiterhin: Ein Volk, das seine lebenswichtigsten Organe, wie Eisenbahn, Münze und Wirtschaft, verpfändet, dem das Ausland das Heereskontingent vorschreibt, dessen Verfassung bestimmt wird nicht von der von der eigenen Volksvertretung feierlich beschlossenen, sondern von den Tributdiktaten seiner Feinde, dieses Volk hat kein Recht, von Nationalismus zu reden: es ist eine ihrer Hoheitsrechte beraubte Plantage des Militarismus der andern. Dagegen setzen wir uns als Nationalisten zur Wehr. Wir Nationalsozialisten verfolgen also in unserem Kampf gegen Young ein doppeltes Ziel: ein sozialistisches und ein nationalistisches. Wir wollen die Youngketten zerbrechen, um dem deutschen Nationalismus die Wege zu bahnen. Wir handeln also dabei im besten Sinne des Wortes als Nationalsozialisten.

Wenn wir uns in diesem Kampf des Volksbegehrens bedienen, so ist das nur eines der taktischen Mittel, mit denen wir versuchen, zu unserem Ziel zu kommen. Die Mittel, mit denen man einem Ziel zustrebt, sind veränderlich. Das Ziel bleibt dasselbe. Daß sich bei der Anwendung dieses Mittels Gruppen beteiligen, die weltanschaulich von uns durch eine tiefe Kluft getrennt sind, vor allem in sozialistischer, aber, wenn man es recht besieht, auch in nationalistischer Beziehung, so ist das an sich noch kein Beweis gegen die Richtigkeit dieses Mittels. Was andere Gruppen mit diesem Mittel erreichen wollen, ist für uns vollkommen gleichgültig. Von Belang ist nur, was wir damit erreichen wollen; und daß wir unser Ziel, nämlich die weitere Vorbereitung des großen Endkampfes um die innere und äußere Befreiung Deutschlands erreichen werden, dafür bürgt die Lauterkeit unserer politischen Führung, die Konsequenz unseres Programms und die straffe Disziplin unserer Organisation. Dem hat keine der sonst angeschlossenen Gruppen ein Gleiches in derselben zielstrebigen Klarheit und Folgerichtigkeit entgegenzusetzen.

Wenn die Sozialdemokratie ein Volksbegehren einleitete auf Enteignung der Bank- und Börsenfürsten, der seit 1914 eingewanderten Ostjuden, auf Sozialisierung der Warenhäuser, würdet ihr da nicht mittun? Gewiß! Und warum? Weil das ein Volksbegehren von wahrhaft sozialistischem und nationalistischem Charakter wäre. Wieviel mehr ist das beim Kampf gegen Young der Fall! Hier müssen sich die Geister scheiden: für Young und damit gegen unsere sozialistische und nationalistische Zukunft! Gegen Young und damit für die Freiheit unserer Arbeit und die Wiederherstellung unserer Ehre. Deshalb tun wir im Kampfe gegen den Youngplan nicht nur mit, wir stehen hier, wie immer, mit klarem Ziel und revolutionärem Wollen in vorderster Front! 16. September 1929.

Gegen die Young-Sklaverei

Versailles: das war die Fortsetzung des Krieges mit den Mitteln der politischen Gewalt. Eine offene, blutende, lebenbedrohende Wunde am Körper des deutschen Volkes.

Dawes: das war die Fortsetzung des Krieges mit den Mitteln der diplomatischen Raffinesse. Eine Wunde, die, scheinbar im Heilen begriffen, unter ihrer Narbe einen Eiterherd barg, der unser Dasein vergiftete.

Young: das ist die Fortsetzung des Krieges mit den Mitteln der geschäftlichen Praxis. Eine Wunde, die nach außen vernarbt, nach innen wie eine schleichende Krankheit fortfrißt und unser Volksleben vernichtet.

Geändert hat sich seit Versailles nichts an der Tatsache unserer Versklavung, nur an den Methoden. Die vielgerühmte Liquidierung des Krieges besteht darin, daß die Art und Weise, wie man das deutsche Volk unter das Joch zwingt, abgefeimter, unsichtbarer, raffinierter und gemeiner geworden ist. Bei Versailles wußten wir alle, daß wir den Krieg verloren hatten, und daß der internationale Feind uns den Absatz in den Nacken setzte. Bei Dawes glaubte ein großer Teil des deutschen Volkes daran, daß das Schwert vertauscht sei mit dem Palmwedel, daß die Gewalt der Verständigung hätte weichen müssen. Bei Young redet man uns bereits ein, daß der Krieg endgültig liquidiert sei, und es nunmehr keine Sieger und keine Besiegten mehr gäbe.

Und dabei ist die deutsche Lage heute verzweifelter, als sie nach Versailles war. Versailles barg in sich den Kern zum Widerstand, zum Aufruhr und zur Rebellion. Dawes schon legte einen Teil unserer nationalen Kraft lahm, und der Youngplan vernichtet sie vollends.

Wir sind ein Volk geworden, das sich mit seiner verzweifelten Lage abzufinden beginnt. Wir gewöhnen uns an die Knechtschaft, und wir machen uns nichts mehr daraus, daß wir auf Generationen hinaus dem Weltkapital tribut- und zinspflichtig sind.

Der deutsche Widerstandswille ist in Fesseln geschlagen. Europa erscheint beruhigt und befriedet.

Was verlangt der Youngplan vom deutschen Volk?

1. Wir sind dazu verurteilt, auf rund sechzig Jahre Tributdienste für unsere Feinde zu tun, und zwar in einer Höhe und Schwere, wie sie bisher niemals einem Kulturvolk aufgezwungen wurden. Wir müssen auf drei Generationen jährlich an die Weltfinanz die phantastische Summe von zweitausend Millionen Mark abführen, und zwar werden wir diese Summen, da wir sie infolge unserer Absperrung vom Weltmarkt nicht erarbeiten können, auf dem Wege des Kredits aus dem Ausland nach Deutschland hereinnehmen müssen. Da uns aber niemand Geld auf unsere gute Gesinnung hin gibt, sind wir gezwungen, als Gegenleistung dafür unser Volksvermögen zu verpfänden. Die Folge davon wird sein, daß in kürzester Frist unsere ohnehin durch Krieg und Inflation bis auf ein Minimum zusammengeschrumpfte Substanz restlos verloren ist. Es wird uns dann kein Stein mehr im eigenen Hause gehören. Wir sind dann auch praktisch das, wozu man uns die letzten zehn Jahre bereits geistig und seelisch erzogen hat: die Arbeitstiere der Weltfinanz, die uns füttert, damit wir leben und für sie schuften können.

2. Die Hochfinanz hat zur besseren Durchführung dieses teuflischen Planes eine Weltreparationsbank gegründet, die die Aufgabe hat, das innerdeutsche Wirtschafts- und Finanzleben zu beaufsichtigen und zu kontrollieren. Diese Reparationsbank verwaltet unseren Etat, befindet über Deutschlands Einnahmen und Ausgaben, bestimmt unser gesamtes innerpolitisches Dasein, hat ausschlaggebenden Einfluß auf die Gebarung unseres sozialen Lebens, kurz und gut übt über Deutschland Rechte aus, wie sie niemals ein Kaiser oder König über uns noch über einem anderen Volk je innehatte.

3. Während der Dawespakt die Verantwortung für die Stabilität unserer Währung durch die Transferschutzklausel dem Reparationsagenten aufbürdete, ist diese Verantwortlichkeit nunmehr beseitigt worden. Deutschland muß über ein Drittel der ihm aufgezwungenen Verpflichtungen pro Jahr erfüllen, ohne Rücksicht auf seine wirtschaftliche und soziale Lage. Gleichgültig, ob dabei sein Volksleben verkümmert und seine Währung zusammenbricht.

4. Während wir auf Grund des Dawespaktes nur gehalten waren, aus einer aktiven Handelsbilanz heraus Tributzahlungen zu leisten — wenn auch die gegenwärtige erfüllungswütige Regierung niemals von dem Recht der Zahlungsweigerung, zu dessen Inanspruchnahme sie auf Grund unserer katastrophalen Lage geradezu gezwungen war, Gebrauch gemacht hat —, ist diese Chance uns im Youngpakt ganz, restlos und ohne Gegenleistung seitens unserer Unterdrücker verlorengegangen.

5. Der Dawespakt war als Provisorium gedacht. Der Youngplan ist endgültig und bietet uns bis zu seinem furchtbaren Ende keine Revisionsmöglichkeit mehr. Entzieht sich nun Deutschland für die Zukunft einmal unter dem Zwang seiner verzweifelten Lage den hier feierlich eingegangenen Verpflichtungen, dann bricht es Verträge, die in seinem Namen deutsche Staatsmänner ohne Zwang, gegen besseres Wissen und Gewissen unterschrieben haben.

6. Zwar wissen wir jetzt — und das wird als Vorteil des Youngplanes bezeichnet —, wieviel wir zu zahlen haben, aber die Endsumme ist so phantastisch hoch, daß unser Wissen darum nicht im mindesten einen Vorteil bedeuten kann. Wir bezahlen auf Grund des Youngplanes eine Summe von über hundertzwanzig Milliarden Mark an den Feindbund. Diese Summe ist auf rund sechzig Jahre verteilt. Unsere Staatsmänner haben also in Paris und im Haag einen Vertrag unterschrieben, der drei Generationen versklavt. Die Unterschrift unter diesen Vertrag ist schon deshalb unsittlich, weil man die, die ihn zu erfüllen haben, gar nicht um ihre Zustimmung befragen konnte, da sie ja noch gar nicht leben.

Wir setzen also Kinder in die Welt, von denen wir heute schon wissen, daß sie für ihr ganzes Dasein zu Sklavendiensten verurteilt sind.

7. Das Rheinland, so sagt man, wird geräumt. Wenigstens hat man es so der deutschen Regierung versprochen. Aber man hat uns

das schon so oft versprochen, daß wir nicht mehr daran zu glauben vermögen, weil man es ebensooft nicht gehalten hat. Deutschland jedenfalls hat sich im Haag verpflichtet, für den Rest der Besatzungszeit noch einmal dreißig Millionen Mark freigebig zu bezahlen. Und darüber hinaus: sollte es sich tatsächlich bewahrheiten, daß das Rheinland bis spätestens 30. Juni 1930 geräumt wird, dann bleibt die Tatsache bestehen, daß man das Rheinland formal frei machte, um dafür ganz Deutschland auf sechzig Jahre in Ketten zu legen.

8. Die Saarfrage, die angeblich auch im Haag endgültig gelöst werden sollte, ist erst gar nicht zur Debatte gestellt worden. Darüber sollen in der Zukunft Verhandlungen stattfinden. Man wird die Lösung des Saarproblems bei kommenden Erpressungen so teuer wie möglich an Deutschland verhökern.

9. Wir verzichteten im Haag, um den englisch-französischen Konflikt, an dessen Schürung wir alles Interesse haben mußten, beizulegen, auf die dreihundert Millionen Goldmark, die uns aus der Überschneidung des Youngplanes mit dem Dawespakt vertragsmäßig zustanden.

10. Wir verzichteten weiterhin und aus demselben Grunde auf den uns selbst nach dem Versailler Diktat zustehenden Ersatz der Besatzungsschäden in Höhe von schätzungsweise sechzig Millionen Mark.

Das nennt die feile, deutsch geschriebene Judenjournaille „Einigung in Paris und im Haag" und „Liquidation des Krieges". Ein Sechzigmillionenvolk auf sechzig Jahre in die Fron hineingepreßt, Land und Besitz verschachert, der Nachwuchs verkauft und verbüttelt, ein Volk in Tributknechtschaft auf Ewigkeit, die nationale Ehre verpfändet, die Arbeit verhökert, der Besitz verauktioniert und die Substanz verloren.

Es hat sich geändert seit Versailles und Dawes: unsere Sklaverei wird auf einen breiteren Zeitraum verteilt, sie wird unsichtbarer, korrupter und raffinierter. Young schließt den Kreis unseres Unglücks und unserer Schmach. Wir sind nun am Ende unseres Leidensweges. Das deutsche Volk hat die vielen Stationen seines Golgatha durchschritten, und eben machen sich seine Henker daran, es hohnlachend ans Kreuz zu schlagen.

Was können und müssen wir dagegen tun?

Zum ersten: Wir müssen den Volkskampf proklamieren gegen die Sklaverei. Das deutsche Volk ist sich gar nicht im klaren über die

Tragweite dieses Tributdiktats, das ihm soeben aufgezwungen werden soll. Darum haben wir die Pflicht, unser Volk aufzuklären, ihm seine Lage handgreiflich vor Augen zu führen und ihm Wege zu zeigen, die Sklaverei zu zerbrechen.

Zum zweiten: Das deutsche Volk wird, wenn es seine verzweifelte Lage einmal erkennt, von sich aus und von selbst ein System und seine Repräsentanten zum Sturz bringen, die es wissentlich und vorsätzlich in diese furchtbare Not hineingeführt haben.

Zum dritten: Es ist dann unsere Aufgabe, den erwachenden Freiheitswillen der breiten Massen zu organisieren, ihn systematisch und bewußt weiter zu treiben und zu wachsenden revolutionären Erschütterungen zu steigern.

Zum vierten: Diese revolutionären Erschütterungen werden nur dann zum Ziel der Wiederbefreiung unseres Volkes führen, wenn es gelingt, die beiden großen Aktionsflügel der deutschen Innenpolitik, die in den großen geistigen Strömen des Sozialismus und des Nationalismus noch gefesselt liegen, freizumachen und unter einer neuen sinn- und formgebenden Idee zu vereinigen. Diese Idee muß die Synthese bilden aus den zukunftsträchtigen Energien, die noch heute in den politischen Lagern von Bürgertum und Proletariat stecken. Sie heißt Nationalsozialismus und hat in unserer Bewegung unter der Führung Adolf Hitlers ihre Auferstehung gefunden.

Hier bildet sich eine neue Front, die gegen Klassendünkel von rechts und Klassenhaß von links die ehrlich Wollenden des deutschen Volkes in sich zusammenschließt. Es ist die Aufgabe unserer Bewegung, dieser Front den Weg zu brechen, ihr Sinn, Inhalt, Form und Programm zu geben. In ihr werden Proletarier und Bürger wieder Deutsche, und aus ihnen bildet sich nach schweren seelischen Erschütterungen ein neues deutsches Volk.

Ein Volk der Ehre und der Arbeit! Eine marschierende Front der Bewußtheit, die Deutschland frei machen will aus sozialistischen und aus nationalistischen Motiven heraus.

Weil wir Sozialisten sind, darum wollen wir Young zerbrechen; denn Young bedeutet das Ende der Freiheit des deutschen Arbeitertums, das Ende jeder Gerechtigkeit und damit jeder sozialen Verständigung.

Und weil wir Nationalisten sind, darum haben wir diesem Teufelspakt den Krieg angesagt; denn Young bedeutet die Vernich-

tung unserer nationalen Ehre, die Fesselung unserer politischen Freiheit, die Verewigung der deutschen Schmach.

Bürger und Arbeiter reichen sich hier die Hand. Nationalisten und Sozialisten marschieren in einer neuen Front, wiederauferstanden aus dem reinigenden Feuer einer jungen Bewegung, als Überwinder alter Ideale, als Zertrümmerer verwesener Formen, als Gestalter neuer Ideen und Inhalte.

Die braunen Bataillone formieren sich. Auf ihren Fahnen steht der Schlachtruf der Bewegung, die Deutschland frei machen wird: Freiheit und Brot! In ihm findet unser nationalistisches und sozialistisches Bekenntnis seinen letzten und prägnantesten Ausdruck.

Hinter diesen Fahnen marschiert das junge, bewußtgewordene Deutschland, und aus Millionen Kehlen hallt heute schon der Ruf:

Die Straße frei!

23. September 1929.

Volksentscheid

Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, die abgrundtiefe Verlogenheit, Heuchelei und zitternde Angst der derzeitigen Machthaber vor den kommenden Dingen aufzuzeigen, das allein würde vollauf genügen, daß die Regierung nahezu einen ganzen Monat nötig hat, um die Eintragungen zum Volksbegehren auszählen zu lassen und dann, ohne dabei vor Scham und Selbstverachtung in den Boden zu sinken, den Tag des Volksentscheides auf den 22. Dezember, also zwei Tage vor dem Heiligen Abend, festsetzt. Ja, das hätte genügt und könnte eigentlich heute jeden Blinden sehend und jeden Tauben hörend machen. Später wird man einmal an diesem Beispiel die Kinder in den deutschen Schulen belehren, wie feige, hinterhältig und niederträchtig das amtliche Deutschland nach dem Kriege der neuen Front einer kommenden Revolution Knüppel zwischen die Beine warf, wie es zu schwach und zu vergreist war, sich zum offenen Kampf zu stellen, aber tapfer genug im Schimpfen, Verleumden, Verdrehen und Vertuschen, in der Vorspiegelung falscher Tatsachen unter infamster Ausnutzung amtlicher Machtmittel.

Der Reichstag hat als bezahlte Fremdenlegionskompanie auf deutschem Boden, wie nicht anders zu erwarten war, das durch das Volksbegehren aufgeworfene deutsche Freiheitsgesetz niedergestimmt. Aber wenn man die Dinge bei Licht besieht, dann muß man doch

mit inniger Freude feststellen: am Ende waren die Erfüllungsparteien links und in der Mitte niedergestimmter als das Gesetz selbst. Es war ihnen bei Gott nicht wohl dabei, und dem einen oder dem anderen Finanzbüttel aus der Youngfront graust nun — und das mit Recht — vor den Dingen, die vor uns liegen. Daß die Regierung das Freiheitsgesetz für verfassungsändernd ansah, und daß das angeblich „dem deutschen Volke" geweihte Kolonialtribunal sich dieser Auffassung anschloß, ist außerordentlich erfreulich und für eine zukünftige Oppositionspolitik geradezu wegweisend. Damit ist klar zum Ausdruck gebracht, was wir seit zehn Jahren nicht müde werden, tauben Ohren zu predigen, daß Versailles und Weimar ein und dasselbe bedeuten, nur zwei verschieden gerichtete Gesichte desselben Zustandes darstellen, daß die Kriegsschuldlüge und die darauf basierende sechzigjährige Versklavung des deutschen Volkes gewissermaßen Bestandteile der Weimarer Verfassung sind, und wer dagegen ankämpft, diese Verfassung bricht. Damit wird Klarheit geschaffen. Die roten Zaren im Kabinett demonstrieren sich hier dem souveränen Volk ohne Maske und Schminke als vom Ausland bezahlte und ausgehaltene Büttel der Hochfinanz, die nur zur lügnerischen Täuschung der breiten Massen die Titel deutscher Amtlichkeit tragen. Zum ersten Male ist das demokratische Deutschland seit 1918 gezwungen, Farbe zu bekennen, und es tut das mit einer erfrischenden Deutlichkeit. Verfassung ist jetzt gleich Verfassung, das heißt Weimar gleich Zustand, und die Verfassungshüter demaskieren sich hierbei als Träger und Nutznießer des gegenwärtigen Verfalls, während die Verfassungsfeinde immer mehr sichtbar erscheinen als Beseitiger dieses Verfalls und seiner Nutznießung durch parasitäre Parlamentsbonzen. Zwischen Regierung und Volk schiebt sich nun nicht mehr das Blatt Papier von Weimar. Wir stehen uns Auge in Auge gegenüber; zwischen uns ist Klarheit.

Und das ist gut so. Was wir vom Kampf gegen Young vorerst erwarteten, das haben wir bereits erreicht. Die Fronten haben sich geschlossen, hüben und drüben. Der eine sagt ja, der andere sagt nein. Es ist dabei vorerst nur von untergeordneter Bedeutung, ob der nun bevorstehende Volksentscheid durchgeht oder fällt. Unsere Aufgabe muß es sein, ihn so hoch zu treiben, wie das nach Lage der Dinge möglich erscheint, im übrigen aber die Entscheidung für die nächste Zukunft abzuwarten. Die hohen Tiere in den Regierungs-

parteien täuschen sich, wenn sie annehmen, das Volk in seiner Gesamtheit stehe diesem Kampf teilnahmslos gegenüber. Das Volk fängt an, politisch zu denken und — wir verdanken das in erster Linie der Aufklärungsarbeit der NSDAP. — in der Erfüllungspolitik die Quelle alles Übels zu erkennen; wenn es sich am 22. Dezember nicht in überwältigender Mehrheit zu uns bekennen sollte, die Youngdeutschen mögen nicht glauben, das sei ein Votum für sie. Die breite Masse ist noch neutral, aber sie neigt in ihren Sympathien schon stark zu uns. Es wird die Aufgabe der kommenden Monate sein, diese Neutralität zu brechen und aus Zuschauern Kriegsteilnehmer zu machen. Die Regierung möge sich fragen, welche Druckmittel sie dabei in der Hand hat, und welche wir. Sie hat nur Not, Verfall, Hunger und Arbeitslosigkeit, Folgen der Youngpolitik. Wir haben den Hinweis auf diese Folgen, die uns nicht unerwartet kommen werden, sondern die wir heute noch einmal, wie so oft, prophezeien.

Die Youngdeutschen gehen einen gefährlichen Weg. Wir wünschen ihnen dazu viel Glück. Stolpern sie, wir werden schon nachstoßen; und sie mögen überzeugt sein, das Volk wird ihnen keine Stütze mehr bieten.

Sie hängen heute schon in der Falle, sie merken's nur nicht. Am 22. Dezember werden sie noch einen Ausbruchsversuch machen. Aber es ist vergebens. Vielleicht lassen wir nur die Leine etwas locker.

Herr Severing macht einen Volksentscheid. Unter Umständen hat er Glück damit.

Die Entscheidung jedoch fällen wir und werden sie auch gewinnen.

8. Dezember 1929

Das zweite Haag

Die Delegierten der Feindbundstaaten versammeln sich nun zum zweiten Male mit den Vertretern des deutschen Volkes im Haag, um dem Youngplan die letzte Feilung zu geben, seine Unebenheiten und noch bestehenden Unklarheiten aus dem Wege zu räumen und dann den in Betracht kommenden Parlamenten ein fertiges Vertragswerk vorzulegen. Die Weltpresse hallt auch diesmal, wie immer bei solchen Gelegenheiten, wider von großen Hoffnungen und Erwartungen, und der hochgebildete deutsche Michel rankt sich zum letztenmal empor an dem Vertrauen auf ein gütiges Schicksal, das am Ende

doch die bösen Dinge zum Guten wenden werde. So ist augenblicklich die Lage.

Allerdings hat sich die Situation, seitdem die Herren der Welt mit ihren gefügigen Rüsselputzern sich das erstemal im Haag zur Debatte versammelten, grundlegend geändert. Stresemann fehlt unter den Partnern. Und das ist zweifellos für Frankreich ein großer Verlustposten. Nicht als glaubten wir, daß die an seiner Stelle die deutsche Republik vertretenden Minister ihm etwa nachstünden an Unterwürfigkeit, Liebedienerei und verantwortungslosem Optimismus; aber keiner versteht so wie er, auf der Klaviatur der deutschen öffentlichen Meinung souverän herumzuspielen. Was diesen Mangel noch um ein bedeutendes verschärft, das ist die Tatsache, daß heute innerhalb der deutschen Grenzen immerhin eine beachtliche Minderheit steht, die den Dingen ein aufmerksames Auge zuwendet und sich kein X mehr für ein U vormachen läßt. Zwar hat der Volksentscheid gegen den Youngplan und die daraus resultierende Versklavung des deutschen Volkes nur sechs Millionen aufrechte Deutsche zum Protest auf den Plan gerufen. Aber so klug ist man auch in Paris und in der Wallstreet, um abmessen zu können, wieviel schwerer diese sechs Millionen wiegen den dreißig Millionen gegenüber, die zu Hause blieben. Dazu stieß in den letzten Monaten auf die Anti-Youngfront ein Bundesgenosse, dessen ungeheure Durchschlagskraft im Endeffekt noch gar nicht abzusehen ist: die zunehmende Krisenhaftigkeit der deutschen Wirtschaft und die damit verbundene katastrophale Entwicklung der deutschen Reichsfinanzen. Man mußte dem wachsenden Unwillen schon einen der Hauptschuldigen am deutschen Bankrott opfern: den Juden Dr. Hilferding, der sich in der defaitistischen Tributpolitik etwas zu weit vorgewagt hatte und deshalb auch für die Parteien außerhalb der Gegnerschaft gegen Young nicht mehr tragbar erschien. Der Sturz Hilferdings ist in Deutschland durchaus nicht so spurlos vorübergegangen, wie es vorerst den Anschein haben mochte. Das deutsche Volk ist hellhörig geworden. Es erinnert sich in einer dumpfen Ahnung, daß dieser unglückbeladene Zeitgenosse schon einmal auf demselben Sessel saß, von dem er jetzt herunterfiel, und daß nach seinem damaligen Abgang fast wie automatisch die Katastrophe von 1923 eintrat. Wenn die Herren der Republik sich auch noch in der angenehmen Hoffnung wiegen, daß ihr bester und treuester Bundesgenosse die Vergeßlichkeit des deutschen Volkes sei,

das Ausland hat längst eingesehen, daß auch diese Wahrheit nur mit einem Körnchen Salz verstanden werden darf, daß sich seit einem Jahr eine grundlegende politische Umschichtung in den breiten Massen vollzogen hat und weiter vollzieht, und daß die Trägerin dieser Umschichtung in erster Linie die nationalsozialistische Bewegung ist.

Gewiß, auch damals, als es galt, die Dawesgesetze zur Magna Charta des deutschen Daseins zu machen, erhob sich von allen Seiten Widerstand und Skepsis. Nur die Lauten und Gewissenlosen waren ehrlich begeistert und trugen ihre Befriedigung vor aller Welt offen zur Schau. Aber der Widerstand dagegen war damals doch mehr gefühlsmäßiger Art, und diejenigen, die aus der Erkenntnis der Dinge ihre warnende Stimme erhoben, predigten fast immer tauben Ohren, weil ihnen keine trostlose Vergangenheit zur Verfügung stand, auf die sie wie auf eine Wunde den Finger legen konnten. Das ist nun anders. Dawes und die daraus resultierende ungeheure Verelendung der schaffenden Stände steht noch drohend vor aller Augen. Deutschland erwartet nun von Young eine grundlegende Besserung dieser Verhältnisse. Und wo diese nicht eintreten wird, da sie nicht eintreten kann, beginnt dann der Volkswiderstand.

Man mag aus diesen Andeutungen ermessen, von welcher weittragenden Bedeutung unser Kampf gegen Young für die Zukunft noch sein wird, und wie recht der Gegner hatte, wenn er, aus seinem Blickfeld heraus natürlich, Volksbegehren und Volksentscheid als ausgemachte Perfidie anprangerte. Es war in der Tat perfide, die Youngparteien aus dem Versteck herauszuholen, sie zum offenen Bekenntnis zu zwingen, nicht zuzulassen, daß die schicksalsschwerste Entscheidung, die je über unserm Volk fiel, hinter den Kulissen gefällt würde, sondern vorher in einer offenen Feldschlacht die Geister sich scheiden mußten. Nun haben die Parteien ihr Votum abgegeben, und keiner von ihnen wird es gelingen, sich der drohenden Verantwortung der kommenden Katastrophe zu entziehen.

Unter diesem ungünstigen Stern steht die zweite Haager Konferenz. Während dort die deutschen Delegierten sich bereit machen, ein Vertragswerk zu unterzeichnen, auf Grund dessen Deutschland gehalten ist, auf sechzig Jahre zwei Milliarden pro anno an die Weltfinanz auszubluten, fehlt jetzt schon genau dieselbe Summe im normalen deutschen Etat. Während man im Haag auf über ein hal-

des Jahrhundert die Gesetze paraphiert, nach denen sich das Leben unseres Volkes abspielen soll und muß, gerät das Reich unter die Zwangsverwaltung, melden die Städte ihre Zahlungsunfähigkeit an, verendet eben der letzte deutsche Steuerzahler unter einem unerträglichen Lastendruck, verödet die Wirtschaft und wird der deutsche Bauer mitleidlos von Haus und Hof vertrieben.

Und beginnt ein rebellierendes Volk aufzustehen gegen seine Peiniger. Dumpf grollt es schon in den Massen. Es geht wie der Atem einer neuen Zeit durch alle Klassen, Stände, Berufe, Landschaften und Konfessionen. Der Sturm bricht los. Wir verharren noch im Schweigen. Aber das Land ist schwanger von jener katastrophischen Stimmung, die die Atmosphäre erfüllt, bevor nach lastender Sommerhitze der erste erlösende Blitz schlägt.

Im Haag sitzen die Herren Europas und schreiben ihr letztes Testament.

Sie sollen auf der Hut sein! Deutschland ist im Erwachen!

5. Januar 1930.

Der Youngpatriot

Sie wissen es alle, von Breitscheid bis Treviranus: daß der Youngplan unerfüllbar ist, und daß die Summen, die uns darin abgefordert werden, nicht aus dem Ertrag unserer Arbeit gewonnen werden können, sondern nur aus der Substanz, durch Hereinnahme von Anleihen und Krediten unter verantwortungsloser Verpfändung des deutschen Nationalbesitzes; daß jedes private Geschäft, das auf diese Weise Verträge abschließen wollte, mit dem Staatsanwalt in Konflikt käme und wegen betrügerischen Bankrotts vor den Kadi gerufen würde. Sie wissen es alle, und wüßten sie es nicht, sie könnten es hören aus den Stimmen der Vernunft im neutralen und gar im feindlichen Auslande, aus den Mahnungen deutscher Wirtschaftskapazitäten, die gewiß nicht in dem Verdacht stehen, von unserer Farbe zu sein. Sie geben es auch unter vier Augen mit Augurenlächeln zu. Sie haben im Ernst unserer Beweisführung nichts entgegenzusetzen, denn es ist ihre Beweisführung, nur daß wir den Mut haben, sie in der Öffentlichkeit vorzutragen, während sie sie nur hinter verschlossenen Türen verlauten lassen. Sie unterscheiden sich von uns nur im Charakter, nicht in der Erkenntnis. Und darum

kann ihnen heute selbst der Wohlwollendste nicht mehr den guten Willen zubilligen. Sie sind Volksvernichter mit Bewußtsein und Wissen. Die Bruchstelle ihrer Haltung liegt nicht im Gehirn, sondern im Herzen. Es mangelt nicht am Wissen, sondern am Charakter.

Bei den roten Landesverrätern nimmt das nicht mehr wunder. Ihr ganzes politisches Geschäft war ja seit 1918 der Ausverkauf, die schamlose Verhandelung unserer nationalen Ehre und unserer sozialen Wohlfahrt für bare Kredite, mit denen sie das System auflackierten und salonfähig machten. Sie haben niemals Wert darauf gelegt, als national zu gelten. Ihr Beruf ist seit ihrem Bestehen der organisierte Landesverrat auf allen Gebieten. Es ist zwecklos und unfruchtbar, sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Ihnen imponieren nicht die Argumente, sondern nur noch der politische Knockout.

Das ist so der Fall bei den roten und bei den schwarzrotgelben Marxisten. Was aber soll man zu den schwarzweißrot drapierten Vaterlandsverteidigern sagen, die sich zum Steigbügelhalter dieses schamlosen Systems machen? Sie treiben dieselbe Politik wie die Brüder in Marx proletarischer und bürgerlicher Prägnanz, nur sie begründen sie anders. Sie sagen auch wie wir, daß Young ein Verbrechen ist am schaffenden Volk, an der nationalen Ehre und sozialen Gerechtigkeit. Aber sie bestreiten, daß man etwas dagegen tun kann und soll. Sie sind zwar bereit, im Parlament dagegen zu stimmen, weil sie wissen, daß die breiten Massen das so wollen — aber sie entziehen sich dem Kampf gegen dieses Vertragswerk, der im Volke selbst ausgefochten wird. Sie verlassen im entscheidenden Augenblick die Aufmarschfront des Nationalismus und fallen der Rebellion gegen die Sklaverei in den Rücken. Die Lambach und Treviranus nennen das konservativ, aber das ist in ihrem Munde nur eine Phrase, nur ein Aushelf, um die eigene politische Rückgratlosigkeit damit zu überkleistern. Und hinter ihnen dämmert bereits der niederträchtigste Versuch auf, der jemals an der Freiheit der deutschen Nation vorgenommen wurde: sie lassen von den anderen den Youngplan annehmen, um selbst dieses Schanddokument praktisch zu organisieren. Ihre nächste Parole wird die Lastenverteilung sein. Das heißt, sie werden sich, ist Young einmal Wirklichkeit geworden, damit abfinden und versuchen, die unmögliche Ausführung dieser Forderungen auf die Schultern der breiten Massen zu legen und das politische Bürgertum, soweit es geht, davon zu verschonen. Sie werden diesen

schamlosen Raubzug mit nationalen Phrasen einspeicheln, und sie geben damit dem, was sie unter vaterländischer Gesinnung verstehen, bei den breiten Massen den Gnadenstoß und rauben ihm für alle Ewigkeit im Volk den Kredit. Eine national drapierte Haltung, die sich vor aller Welt mit dem unsaubersten und diffamierendsten Geschäft, das je die Geschichte sah, mit der Ausplünderung des deutschen Volkes im Büttteldienst der Weltfinanz, belasten läßt, ist damit erledigt. Sie hat ausgespielt und ist für immer degradiert und korrumpiert.

Und dagegen gilt es Front zu machen. Der Youngpatriot, ein würdiges Gegenstück zu jenen einundfünfzig Dawespatrioten, die in einer heillosen Verkennung ihrer nationalen Pflicht der Kommerzialisierung der deutschen Kriegsschuld den ersten Weg bahnen halfen, geht wieder um. Er sitzt am Flügel der Aufmarschfront, jederzeit bereit, die Reihen bewußt gewordener deutscher Jugend aufs neue zu verwirren. Keine Schranke ist hoch genug, uns vor aller Öffentlichkeit von ihm zu trennen, kein Wort zu scharf, ihn vor den Massen des Volkes zu diffamieren und zu brandmarken. Wir haben allen Grund, gerade jetzt den Nationalsozialismus endgültig zu reinigen von diesen Überläufern nach Frankreich, ihre Gesinnung in der Aufmarschbewegung mit Stumpf und Stiel auszurotten, um damit jede fernere Möglichkeit zu bannen, daß ein halber Schwächling unter uns rückfällig werden könnte. Das Jahr 1929 war das Jahr der Scheidung. Es hat zwischen Erfüllung und Widerstand eine Mauer aufgerichtet, die nicht mehr überklettert werden kann. Es ist unsere Pflicht, dafür zu sorgen, daß nun keiner hüben stehenbleibt, der drüben stehen müßte. Nur nach vollzogener Reinigung kommt es zu einer Einigung des Willens, und erst nach durchgeführter Scheidung fällt die Entscheidung.

Man muß zum Widerstand gegen Young ja oder nein sagen. Es ist angesichts der bedrängten Lage, in der sich Deutschland befindet, unerträglich, daß unter den Aufrechten noch Halbstarke stehen, die mit ihrem Kompromißgeruch die gesunde Luft des Angriffs verpesten.

Wer Young annimmt, der soll es ausführen. Die Aufmarschfront muß vor aller Welt rein bleiben und ihre Hände in Unschuld waschen. Sie darf den Verrätern an der deutschen Nation nicht die

Möglichkeit geben, sich bei der kommenden Abrechnung hinter der Verantwortung der anderen zu verkriechen.

Es gibt nur Younganhänger und Youngzertrümmerer.

Sie sollen wählen, so oder so. Das Mundspitzen ist nun vorbei, es muß jetzt gepfiffen werden!

19. Januar 1930.

Gesinnungsperversion

Vor dem Kriege:

Der Kaiser verkehrt mit Juden und Judengenossen, während deutschbewußte Politiker sich nicht schmeicheln können, sein Ohr zu besitzen, sondern gar noch von ihm belächelt und verhöhnt werden.

Der Kanzler des Kaiserreiches, von Bethmann-Hollweg, brüstet sich damit, daß auf seinem Nachttisch das „Berliner Tageblatt" liegt, und daß ihm am Morgen sein erster Blick gelte, damit er wisse, welche Politik er betreiben müsse.

Der Wortführer der nationalen Opposition heißt Maximilian Harden, der Herausgeber der „Zukunft". Dieser Jude schreibt das, was die bürgerlich-nationale Welt als ihre politische Meinung verficht.

In den Witzblättern vom Schlage des „Simplizissimus" werden der Pfarrer, der Schlotbaron, der Krautjunker und der Gardeleutnant als die verächtlichsten Subjekte, die Gottes Erde bevölkern, den breiten Massen dargestellt. Die sogenannte nationale Intelligenz entrüstet sich nicht etwa darüber, sondern sie findet das belustigend und erheiternd, geistreich und unterhaltsam.

Die Arbeiterschaft, der noch unverdorben gebliebene Teil der Nation, wird von internationalen Juden, Eindringlingen des Sozialparasitismus, gegen den bürgerlichen Kapitalismus geführt. Die größeren Drohnen bekämpfen die kleineren Drohnen mit Hilfe der Ausgedrohnten.

卐

Während des Krieges:

Der Jude Rathenau organisiert die Rohstoffverteilung.

Draußen kämpft der Frontsoldat unter Einsatz seines Lebens für die Sicherheit der Grenzen. Im Lande erlassen die Parlamentsbonzen Friedensresolutionen.

Der Soldat gibt sein Blut, der Kapitalist leiht sein Geld.

Tausende müssen an den Fronten verbluten, während in den Fabriken unter Führung landesverräterischer Subjekte Munitionsstreiks organisiert werden.

Der Kaiser kennt keine Parteien mehr, er kennt nur noch Deutsche; dabei schließt er auch alle die ein, die keine Deutschen sein wollen, die es gar nicht sind und auf Grund ihrer rassischen Minderwertigkeit auch gar nicht sein können.

Am Ende des Krieges schreitet man zur Bildung von Arbeiter- und Soldatenräten. Tonangebend in diesen bolschewistischen Gebilden sind Subjekte, die niemals gearbeitet haben, sondern nur geschoben, die niemals Soldaten waren, sondern nur Deserteure.

Man beauftragt diejenigen mit der Niederschlagung der Revolte, die die Revolte erst angezettelt haben.

卐

Nach dem Kriege:

Auf dem Pariser Platz in Berlin werden die heimkehrenden Garderegimenter von einem internationalen Judenschieber im Namen des deutschen Volkes begrüßt.

Die, die das Volk durch ihre verbrecherische Politik seiner letzten Lebensrechte beraubten, nennen sich Volksbeauftragte, sie ziehen über der Republik die Fahne hoch, die der Feind draußen über den Schützengräben mit der Aufforderung zur Desertion herunterwarf. Minderwertigster Pöbel reißt den aus der Front mit Schmutz und Blut beladenen heimkehrenden Soldaten und Offizieren die Ehrenzeichen der Tapferkeit von der Brust und nimmt ihnen die Gewehre ab.

Der deutsche Soldat wird als Schwein, als Biest, als Bluthund beschimpft, während man vor dem Soldaten der Entente nur Bewunderung empfindet.

Deutschland unterschreibt einen Friedensvertrag, demzufolge es seine besten Söhne, Generäle, Flieger- und Marineoffiziere, Männer, die nur für das Vaterland ihr Leben einsetzten, als Kriegsverbrecher an den Feindbund ausliefern muß.

Zum bayerischen Ministerpräsidenten wird der polnische Jude Kurt Eisner ernannt. Die bürgerlich-christlichen Parteien bieten ihm ihre loyale Mitarbeit an.

Dieser Jude Eisner telegraphiert nach Paris ungefragt und unaufgefordert Deutschlands Alleinschuld am Weltkrieg und setzt hinzu, daß es sich für alle durch den Krieg entstandenen Schäden haftpflichtig fühlt.

In des Volkes höchster Not erstehen ihm sechzehn parlamentarische Parteien.

Deutsche Soldaten werden vor dem höchsten Gerichtshof des Volkes als Kriegsverbrecher abgeurteilt, und man führt sie in Ketten gefesselt in die Gefängnisse.

Als das Regiment der Schieber in Gefahr gerät, stellen sich dieselben Helden zum Schutz davor auf. Die Republik gibt ihnen wider die mit dem Feind abgeschlossenen Verträge Waffen mit dem Anheimgeben, sie unter allen Umständen und mit allen Mitteln geheimzuhalten. Dabei werden ein paar Dutzend landesverräterische Schufte mit Recht und nach Gesetz umgelegt.

Nachdem die Republik wieder gefestigt ist, klettern die Schieber auf den Thron und stecken die Helden ins Loch.

Die größte deutsche Arbeiterpartei, die Sozialdemokratie, wird durch den Barmatskandal so kompromittiert, daß man annehmen könnte, ihr Bestand sei ernstlich gefährdet. Bei der nächsten Wahl gewinnt sie dreihunderttausend Stimmen.

Die Partei, die seit ihrer Entstehung den Brudermord und Bürgerkrieg verfocht, beschimpft die Partei, die diesem Wahnsinn Einhalt gebieten will, als Arbeitermordorganisation.

Der Marxismus als größte deutsche Arbeitnehmerbewegung wird zum Büttel der Großfinanz. Die Sozialdemokratie versprach Sozialisierung, aber sie sozialisierte nicht, sondern was schon sozialisiert war, kapitalisierte sie wieder.

Juden werden Richter, Ärzte, Rechtsanwälte und Lehrer. Wer sie „Jude" nennt, fliegt dafür sechs Monate ins Loch.

Die Deutschnationale Volkspartei nimmt das Republikschutzgesetz an.

Ein deutschnationaler Minister in Bayern und ein internationaler Minister in Preußen verbieten Adolf Hitler zwei Jahre lang das Reden, weil er Ausländer sei.

Die Deutsche Volkspartei erringt einen großen Wahlerfolg unter der Parole: „Von roten Ketten macht euch frei allein die Deutsche Volkspartei". Dann legt sie Deutschland die roten Ketten um.

Eine große Regierungspartei verschickt vom Reichstag aus Broschüren, in denen offen zum Landesverrat aufgefordert wird; dieselbe Partei stellt den Berichterstatter, wenn es sich darum handelt, Nationalsozialisten die Immunität zu nehmen, um sie wegen Hochverrats anzuklagen.

Die Kommunisten kämpfen angeblich gegen Young, lassen aber in Berlin beim Volksentscheid die Stimmlokale überwachen, um die, die sich gegen Young erklären, verfemen und terrorisieren zu können.

In Berlin fordert ein beamteter Schulrat, für die Volksschulen Geschichtsbücher herauszugeben, in denen Deutschlands Alleinschuld am Kriege feierlich festgelegt wird.

Gegen die Kriegsschuldlüge demonstrierende Studenten werden im besetzten Gebiet von der Besatzung und in Berlin von der Staatspolizei auseinandergeknüppelt.

卐

Das ist nur eine kleine Blütenlese. Sie ließe sich nach Belieben vergrößern. Aber auch das mag genügen. Es zeigt mit erschreckender Deutlichkeit, wie tief wir gesunken sind, und beweist auch, daß es sich hier nicht mehr um eine akute Lähmung unseres Nationalbewußtseins handelt, sondern um eine krankhafte Pervertierung unseres Charakters und unserer Haltung. Es ist in der Tat eine Gesinnungsperversion in des Wortes wahrster Bedeutung. Nur eine grundsätzliche Auseinandersetzung mit den Mächten des Untermenschentums kann hier Wandel schaffen. Es geht nicht mehr um Reformen, es geht um einen radikalen Sturz der heute herrschenden Unwerte. Das deutsche Deutschland muß ganz von vorn anfangen.

Es ist schon im Aufbruch! Wer marschiert mit?

2. Februar 1930.

Rheinlandräumung

Einer der gewichtigsten Gründe, die für die Annahme des Youngpaktes ins Feld geführt zu werden pflegen, ist der: der „Neue Plan" schaffe eine bisher noch nicht erkannte Möglichkeit, Europa endgültig zu befrieden, und in Verfolg dieser Befriedung werde das unter schwerster Besatzung des Feindes schmachtende Rheinland wieder frei. Nun hat diese Freude über die kommende Rheinlandräumung schon dadurch eine kleine Trübung erfahren, daß Frankreich in Haag aus-

drücklich das Sanktionsrecht seitens der deutschen Unterhändler zugebilligt bekam, daß es also auch nach erfolgter Räumung jederzeit wieder die Möglichkeit hat, deutsches Land zu besetzen, ohne daß wir darin eine feindliche Handlung sehen könnten und dürften. Allerdings werden die Erfüllungspatrioten auf diesen Einwand erwidern, das Sanktionsrecht trete für Frankreich nur im alleräußersten Falle in Kraft, dann nämlich, wenn Deutschland sich weigere, auf Grund seiner Verpflichtungen weiterzuzahlen, also den Youngplan „zerreiße". Derjenige, der diesen Einwand anführt, ist sich wohl kaum darüber klar, wie sehr er gegen ihn selbst spricht. Denn er unterstellt ja damit, daß Deutschland in jedem Fall, auch in dem der tatsächlichen Unmöglichkeit, weiterzahlen werde, und daß eine deutsche Regierung, die aus Verantwortungsgefühl dem eigenen Volk gegenüber der Tributpolitik ein Ende mache, eben nichts anderes verdiene, als daß Frankreich ihr Land aufs neue besetze. Wir schmeicheln uns nicht, dieser Meinung stichhaltige Gegengründe anführen zu können. Denn hier liegt der Unterschied zu uns nicht in der Erkenntnis, sondern im Charakter, und darüber läßt sich bekanntlich nicht streiten.

Aber wir glauben doch, anderseits einen indirekten Beweis gegen die Rheinlandräumung führen zu können, und zwar von so vernichtender Schärfe, daß er zugleich auch den Youngpakt und die aus ihm resultierende neue Ordnung der Dinge mitten ins Herz hinein trifft. Die deutsche Regierung erklärt: wenn wir den Youngplan annehmen, dann wird das Rheinland geräumt. Briand sagte neulich in der französischen Kammer: Nur wenn Deutschland den Youngplan annimmt, werden wir unsere Truppen vom Rhein zurückziehen. Frankreich wird den Rhein nur räumen, wenn es im Youngpakt der bisherigen Regelung gegenüber eine bessere durchsetzt. Was für Frankreich als Tributnehmer günstig ist, das ist für Deutschland als Tributgeber ungünstig. Entweder also ist die Rheinlandräumung für uns ein Nachteil, dann bedeutet Young für uns einen Vorteil, oder aber sie bedeutet für uns einen Vorteil, dann ist Young unser Nachteil. Hält jemand uns für so dumm, daß wir glauben sollen, Frankreich schenke uns die Rheinlandräumung zum Dank dafür, daß wir uns bereit erklären, im Youngvertrag eine für uns günstigere und damit doch zwangsläufig für Frankreich ungünstigere Lösung der Reparationsfrage anzunehmen?

Aber darüber hinaus bietet gerade diese Frage die Möglichkeit,

das Problem Young von einer ganz neuen Seite aus aufzurollen. Wir haben in unserer Kampagne gegen diesen Vertrag immer darauf hingewiesen, daß seine große Gefahr gerade darin bestehe, daß er keine Revisionsmöglichkeiten mehr biete, daß er aus der politischen Frage der Kriegsentschädigungen eine geschäftliche Angelegenheit der Wiedergutmachung mache, daß eine Kommerzialisierung der Tribute Deutschland in die Unmöglichkeit versetze, je mit politischen Mitteln ein unwürdiges und unerträgliches Joch der Sklaverei abzuschütteln. Die versprochene Rheinlandräumung ist der schlagendste Beweis für diese Behauptung. Wenn Frankreich das Rheinland räumt, dann gibt es damit sein letztes unmittelbares militärisches Pfand aus der Hand, und es wird und kann das nur tun, wenn es andere bessere Sicherheiten hat, zu seinem Geld zu kommen. Diese Sicherheiten bietet ihm der Youngvertrag in vollstem Maße. Die Tributfrage regelt sich nach ihm automatisch und zwangsläufig. Sie ist nun ein wie ein Uhrwerk ablaufendes Börsengeschäft geworden. Frankreich gibt seine Pfänder heraus, weil es sie gar nicht mehr nötig hat.

Wann bindet man den Hund an die Kette? Wenn er wild oder wenn er zahm ist? Wann nimmt man ihm den Maulkorb ab? Wenn er beißt oder wenn er nur bellt? Der Youngvertrag bricht uns die letzten Reißzähne aus dem Gebiß heraus, wir können danach nur noch bellen, nicht mehr beißen. Warum sollte Frankreich uns wie einen wilden Hund an eine enge Hütte ketten, wo wir doch aufs beste dressiert sind, apportieren und auf Kommando kuschen und schön machen? Weshalb sollte Frankreich seine Negerbataillone am Rhein stehen lassen, da die deutsche Regierung freiwillig und ohne Widerspruch das tut, was ja doch diese Negerbataillone erst erzwingen sollten?

Daß Frankreich den Rhein räumt, daß es auf den Reparationsagenten verzichtet, daß es der Republik einen Teil der ihr durch den Dawesvertrag gänzlich geraubten Souveränitätsrechte zurückgibt, das ist eigentlich die tiefste Schmach, die die deutsche Regierung im Haag eingehandelt hat; und sie täte gut daran, sich darum in Grund und Boden zu schämen, anstatt damit auf den Märkten der Politik hausieren zu gehen. Frankreich hat dem deutschen „Hund" die Kette abgenommen, weil es besser als wir alle weiß, daß er nicht mehr beißen kann. Es sichert sich Sanktionsrechte für den Fall, daß ein-

mal einer kommt und aus dem zahmen Pudel wieder eine reißende deutsche Dogge macht.

Wir gratulieren der Regierung zu diesem Erfolg. Er enthebt uns des Beweises dafür, daß diese Regierung feige ist und gar nicht mehr den Mut aufbringen will, sich gegen die ewige Sklaverei zur Wehr zu setzen. Frankreich, der schärfste, kritischste und argwöhnischste Beobachter Deutschlands, sieht keinen Grund mehr, Sicherheiten zu fordern. Diese Regierung ist ihm Garantie genug, daß wir erfüllen bis zum letzten Rest.

Und die Nutzanwendung: das System von heute ist kein deutsches Vollzugsorgan mehr. Es ist nur noch der Geld- und Tributeintreiber des Feindes. Frankreich vertraut ihm ohne Pfänder. Darum muß das deutsche Volk ihm sein Vertrauen entziehen, muß es zum Sturz bringen und damit Platz machen für neue Männer:

für eine Regierung der Ehre, der Freiheit und der Arbeit!

16. Februar 1930.

Lastenverteilung

Das ist hier die Frage, um die augenblicklich eifrigst und mit Leidenschaft hinter den Kulissen und die nächsten Monate hindurch heuchlerisch und mit viel Pathos im Plenum des Reichstags gestritten wird. Was heißt das?

Die Republik hat seit 1919 eine Außenpolitik betrieben, deren einziges Charakteristikum die bedingungslose Erfüllungsbereitschaft war, und zwar eine Erfüllungsbereitschaft, die im umgekehrten Verhältnis zur Erfüllungsmöglichkeit stand. Man konnte die uns abgeforderten Tributleistungen nicht vom Ertrag unserer Arbeit nehmen, da unsere Arbeit eben dazu ausreichte, das deutsche Volk zu ernähren. Und so behalf man sich damit, von 1919 bis 1924 den liegenden Besitz in Deutschland zu verbütteln, und von 1924 bis 1930 setzte man die unselige Reparationspolitik durch wahllos hereingenommene Kredite fort. Wir haben bisher noch nicht den leisesten Versuch gemacht, die Lebenshaltung des deutschen Volkes in etwa der Erfüllungspolitik anzugleichen. Wir haben nur aus vorhandenen Beständen oder geliehenen Geldern erfüllt, also aus Besitztum und aus Eingängen, die wir nicht verpfänden durften, und die uns gar-

nicht zustanden. Wir haben damit die wahre Last der Tributpolitik für die breiten Massen des Volkes und vor allem für die besitzenden Schichten durch unlautere und betrügerische Mittel künstlich verschleiert. Wir hielten Frieden, aber wir wollten uns den teuren Frieden nichts kosten lassen.

Das ist nun anders geworden. Der Youngplan organisiert eine neue Methode der Kontributionen. Wir müssen nun in der Tat das bezahlen, was der Feind uns abzwingt, und zwar in barem Geld und aus dem Ertrag unserer Arbeit, unter schärfster Einengung des deutschen Lebensstandards. Das ist um so notwendiger, als es ohnehin in Deutschland nicht mehr viel an Besitztum gibt, das man verpfänden könnte, und die noch vorhandene Kapitaldecke kaum dazu ausreicht, die deutsche Produktion auf das notdürftigste in Bewegung zu halten. Lastenverteilung, das bedeutet nichts anderes als Streit um die Frage, wer die Zeche bezahlen soll. Im Bewilligen sind sie alle freigebig und generös. Wenn es aber einmal ans Blechen geht, dann möchten sie sich auf französisch empfehlen. Das deutsche Volk, und insbesondere seine arbeitende Klasse wird sehr bald erfahren müssen, daß auch der Friede Geld kostet, und zwar manchmal und oft mehr als der Krieg. Und man kann es den erfüllungsfreudigen Koalitionsparteien nachfühlen, daß sie ein lebhaftes Verlangen verspüren, sobald die Lasten angenommen sind, es anderen zu überlassen, sie zu verteilen.

Man braucht kein Prophet zu sein, um voraussagen zu können, daß die Tribute in der Hauptsache auf die Schultern des arbeitenden Volkes gelegt werden. Der Besitz hat es bisher immer verstanden, sich nach Möglichkeit vor den Pflichten der Nation zu drücken und nur ihre Rechte für sich in Anspruch zu nehmen. Es war die schamloseste Lüge, die die Sozialdemokratie jemals zur Verneblung des deutschen Arbeitertums in die Welt gesetzt hat, der verlorene Krieg werde vom Besitz getragen, und das Proletariat habe nunmehr Anspruch auf die sozialen Errungenschaften, für deren Durchfechtung es die Monarchie zum Sturz brachte. Verlorene Kriege werden immer von den breiten Massen bezahlt. Was nutzt heute dem arbeitenden Mann eine Arbeiterpartei, wenn diese Arbeiterpartei die willigste Tributeintreiberin ist und nicht im mindesten daran denkt, die ihrer Führung anvertrauten Massen gegen ein schamloses Kontributionssystem in Bewegung zu setzen! Wie heuchlerisch und ver-

logen ist es, wenn diese Partei einen Vertrag annimmt, der ein ganzes schaffendes Volk auf sechzig Jahre in die schimpflichste Knechtschaft hineinzwingt und zu gleicher Zeit noch von sozialen Reformen faselt!

Sie haben sich einander nichts vorzuwerfen, die bürgerlichen und marxistischen Youngpatrioten, die den „Neuen Plan" als die Magna Charta einer kommenden europäischen Ordnung preisen und nun hinter den Kulissen kuhhandeln, wie sie am bequemsten und ungefährlichsten die Gelder eintreiben können, mit denen sie unerfüllbare und wahnwitzige Forderungen des Feindes am Ende doch erfüllen können. Schon tauchen in der Ferne die neuen und neuesten Steuerprojekte auf. Sie treffen wie brutale Faustschläge das Haupt des kleinen Mannes. Es sind Massensteuern von einer so abgefeimten und arglistigen Grausamkeit, daß man es kaum glauben kann, daß sie von Deutschen gegen ihr eigenes Volk ersonnen worden sind. Dazu kommen Abstriche am Etat, die in ihrer Zielsetzung einer vollkommenen Abdrosselung des gesamten sozialen Lebens gleichzustellen sind. Die Masse muß bezahlen. Sie wird ausgepreßt wie eine Zitrone. Von Sozialismus kann in Deutschland fürderhin nicht mehr die Rede sein. Es muß nun geschuftet werden, Tag und Nacht und Nacht und Tag. Die Weiber und die Kinder werden mit in das Sklavenjoch der Tributknechtschaft hineingepreßt. Das ganze Volk muß Frondienste tun im Dienste der überstaatlichen Mächte, und die eigenen Minister schwingen über ihm die Peitsche. Die Lasten werden verteilt; man sucht nach Schultern, die noch nicht zusammengebrochen sind. Man wird darauf packen, was darauf paßt und mehr und mehr. Das deutsche schaffende Volk nimmt sein Kreuz über sich und macht sich auf zum schweren Gang nach Kalvaria.

Wehe den Volksvernichtern, wenn ein gepeinigtes und bis aufs Blut gequältes Arbeitertum aufsteht im Lande! Es gibt eine Grenze der Opferfähigkeit, und wird die überschritten, dann kann auch aus einem geduldigen Schaf ein reißender Wolf werden. Wir haben gewarnt und gemahnt. Wir haben unsere Stimme erhoben oft und oft, in einer Wüste des Hohns und des Unverständnisses. Was jetzt kommen wird, das mögen *die* verantworten, die seine Ursachen verschuldeten. Wir waschen unsere Hände in Unschuld.

Wir lehnen jede Verantwortung dafür ab. Wir haben keinen Teil an dem Verhängnis, das mit unheimlicher Sicherheit näherrückt.

Stehen die Millionen einmal auf, rüttelt ein verzweifeltes Volk an seinen Ketten, wird der Massensturm ausbrechen, in einem unheilschwangeren Gottesgericht, da die Opfer dieser Politik Abrechnung halten mit ihren Peinigern — wir wissen, wo wir zu stehen haben.

2. März 1930

Der neue Kurs

Mit der Annahme des Youngplanes und des Gesetzes zum Schutz der Republik durch die Erfüllungsmehrheit des Deutschen Reichstages ist die innen- und außenpolitische Entwicklung Deutschlands, solange dieses System weiter an der Macht bleibt, zwangsläufig vorgezeichnet. Dieser Tatsache muß auch in unserer politischen Arbeit Rechnung getragen werden, und zwar so, daß es uns ohne schwere Schädigung gelingen kann, die heute schon bestehende Bedeutung unserer Bewegung so zu steigern, daß sie am Ende einmal von sich aus selbstherrlich und allein die deutschen Dinge in die Hand nehmen kann. Es darf kein Zweifel darüber bestehen, daß wir uns niemals, niemals mit der durch Youngvertrag und Republikschutzgesetz in Europa im allgemeinen und in Deutschland im besonderen stabilisierten Ordnung abfinden können und wollen: wir machen kein Hehl daraus, auch jetzt nicht, wo es unter dem Terror des Gummiknüppelgesetzes doppelt und dreifach schwer ist, in Deutschland die Wahrheit zu sagen, daß wir das bestehende System innen- und außenpolitisch ablehnen und verabscheuen, ganz und gar, rundweg und ohne Einschränkung; daß es zwischen ihm und uns keine Versöhnung geben kann und geben wird, daß wir jedes taugliche legale Mittel anwenden, es politisch zu erledigen; daß wir die durch den „Neuen Plan" festgelegte „Liquidierung des Krieges" als das größte nationale und soziale Unglück ansehen und dementsprechend nach Strich und Faden befehden werden, bis zu dem Tage, an dem das deutsche Volk sehend wird und von sich aus dem Spuk und wüsten Traum ein jähes Ende bereitet.

Wir befanden uns bisher in der glücklichen Lage, das auch vor aller Öffentlichkeit mit erfrischender Deutlichkeit bekennen zu dürfen. Wir nutzten das uns auf Grund der Weimarer Verfassung zustehende Recht der freien Meinungsäußerung mit aller Schärfe und Rücksichtslosigkeit, die uns zu Gebote stand, aus. Das muß nun, Gott sei's geklagt, ein Ende haben. Nicht als hätte sich unsere Ge-

sinnung gewandelt. Nein, nur die Möglichkeiten sind enger geworden, diese Gesinnung auf offenem Markt zu verkünden. Aus Hohn, Galle, Bitterkeit und Wut wird jetzt Konziliance, Verbindlichkeit, Vornehmheit und Loyalität werden. Wer lacht da? Wir bleiben höflich bis zur letzten Galgensprosse. Aber am Ende wird doch gehenkt. Die Lateiner hatten für diese Haltung ein treffendes Wort: suaviter in modo, fortiter in re; süß in der Methode, aber hart in der Sache. Wir sind nicht nur die Draufgänger, als die man uns zu kennen glaubt. Wir können auch klug sein wie die Schlangen. Aber wir haben dabei die tröstliche Gewißheit: wenn wir sagen, wir lieben die Demokratie und denken nicht im mindesten daran, ihre Einrichtungen „böswillig und mit Überlegung verächtlich zu machen", so lächelt jedermann und denkt sich seinen Teil. Die hinter uns stehen, müssen nun lernen, zwischen den Zeilen und Worten zu lesen und zu hören. Unsere schalgewordene Parole, „Vorsicht, Gummiknüppel", feiert von nun ab fröhliche Urständ. Es ist nicht leicht, Republikaner zu sein und Haltung zu bewahren.

Unsere Federn werden stumpfer oder vielleicht noch spitzer werden müssen. Wir haben keine Lust, eines starken Wortes wegen dem Gegner billige Gelegenheit zu brutalen Verfolgungsmaßnahmen zu geben, wenn wir dasselbe hinterrücks und mit sanfterem Tonfall sagen können, so aber, daß der Zeitgenosse schmunzelnd sich seinen Vers darauf dichtet. Wir schlugen bisher mit Schwertern. Das war uns das liebste und durchaus unserer inneren Veranlagung angepaßt. Der Gegner darf sich nicht beklagen, wenn wir von nun ab mit Pfeilen schießen und im Notfall die Spitze dieser schlanken Geschosse nicht immer in die Milch der frommen Denkungsart, sondern manchmal und zuweilen auch in das Gift der Bosheit und in die Galle der verhaltenen Wut hineintauchen. Er hat es selbst so gewollt.

Und noch eins: der propagandistische Kampf um Annahme oder Ablehnung der Younggesetze hat uns in der jüngsten Vergangenheit in eine Tuchfühlung zu Parteien und Verbänden hineingebracht, mit denen wir zwar ein taktisches Teilziel gemein hatten, von denen uns aber sonst eine tiefe Kluft weltanschaulicher Besonderheit trennt. Dieses taktische Teilziel ist nicht erreicht worden. Es ist den vereinten Kräften aller angeschlossenen Gruppen nicht gelungen, den Youngplan zu Fall zu bringen. Der Kampf um dieses Gesetz und seine unmittelbar bevorstehenden Folgen wird nun wieder in den

breiten Volksmassen aufgenommen werden müssen, und zwar mit Mitteln und Methoden, die von den bisher angewandten grundsätzlich verschieden sein werden. Unsere Bewegung selbst braucht sich da nicht umzustellen. Sie ist ihrer eigengewachsenen Art auch in der jüngsten Vergangenheit treu geblieben. Aber vielleicht empfinden die anderen Partner das lebhafte Verlangen, aus der kompromittierenden Nachbarschaft zu uns herauszukommen und in eine etwas reserviertere Ferne abzuschwenken. Verschiedene Anzeichen der letzten Tage deuten darauf hin. Wenn die DNVP. im Reichstag ihre Hand dazu bietet, daß nationalsozialistischen Abgeordneten wegen „Hochverrats" die Immunität genommen wird, so ist das immerhin eine Geste der Kameradschaft, die sich sehen lassen kann. Man soll uns nicht mißverstehen: wir denken nicht daran, etwa um gut Wetter zu bitten. Die skeptische Arroganz, mit der man dort manchmal und oft uns zu betrachten beliebt, ist bei uns seit langem vorhanden. Ja, sie ist eigentlich niemals geschwunden, nur waren wir in letzter Zeit zu höflich, das auch nach außenhin zu zeigen.

Abstand nach rechts kann da in keinem Fall schaden. Die politische Lage ist nunmehr eine grundsätzlich andere als vor einigen Monaten. Neue Aufgaben tauchen auf, neue Ziele gilt es mit neuen Methoden zu erkämpfen. Wir haben nun einmal unsere eigene Art, die Dinge zu sehen und sie zu formen. Es wäre gut, wenn wir dem von jetzt ab in stärkerem Maße, als das bisher manchmal und leider der Fall sein konnte, auch nach außenhin Ausdruck gäben. Der Kampf gegen Young war in der Hauptsache ein Kampf um die Ehre. Der Kampf gegen seine Folgen wird vor allem ein Kampf um das tägliche Brot sein. Den ersten fochten wir aufrecht und tapfer als radikale Nationalisten aus.

Zeigen wir nun, daß wir ebenso gute Sozialisten sind!

23. März 1930

Gefangenschaft

Wir setzen uns alle um den festlich duftenden Weihnachtstisch, und dann beginnt er zu erzählen:

„Das furchtbarste war, wenn das Christfest kam. Dann waren wir immer eine Woche vorher und nachher krank vor Wehmut und Bitterkeit. Die Posten um unser Gefangenenlager wurden verdoppelt, weil der Franzose glaubte, in der Weihnachtszeit überfalle den Deut-

schen besonders stark und inbrünstig die Sehnsucht nach Hause. Und es war denn auch so, daß in diesen Tagen die meisten Ausbruchsversuche gemacht wurden. Das verstärkte die Wut des Feindes, die noch vermehrt wurde durch die Tatsache, daß so und so viele französische Soldaten durch die Wachbereitschaft ihres Weihnachtsurlaubes verlustig gingen. Sie ließen dann ihren Zorn und Widerwillen an uns aus, die wir uns ja nicht wehren konnten. Es hagelte Beschimpfungen und Fußtritte, man schikanierte uns, wo man nur konnte, sperrte uns geringster Vergehen oder vermeintlicher Untaten wegen auf zwei Wochen in finsteren Arrest, und da konnten wir dann einsam in luft- und lichtleerer Zelle das Christkind anbeten und den Schöpfer loben, der die Menschen nach seinem Ebenbild erschuf. Aber trotzdem rüstete das Lager zum Fest. Die härtesten Männer wurden weich. Wir flickten unsere zerrissenen Uniformen auf, bürsteten liebevoll über Schmutz- und Blutflecke, putzten Leder und Knöpfe mit derselben Sorgfalt, mit der wir heute die festliche Weihnachtskleidung zurecht machen. Irgendwo wurde ein grüner Zweig gestohlen, ein findiger Kopf kam auf den Gedanken, aus Fett und Talg, das wir in einer Büchse vorfanden, eine Kerze zu kneten. Es wurde abends nach Schlafengehen in der Dunkelheit gehämmert und gebastelt, und allmählich nahte dann das Fest heran.

In der Ferne hörten wir Kanonendonner; über unseren Häuptern zogen in schwarzen Geschwadern die Kampfflugzeuge des Feindes zur deutschen Front, und wir wußten nun, daß es ein blutiges Weihnachten geben würde. Dann war plötzlich alle armselige Freude zu Ende. Wir schämten uns fast des grünen Zweiges, den wir hinter einer Bettlade verborgen hielten, und machten uns Vorwürfe, daß wir uns freuen wollten, während unsere Brüder starben.

Das sollte ein bitteres Weihnachten werden.

Am Nachmittag des Heiligen Abends kam der wachthabende französische Offiziere, um die Austeilung der Post zu überprüfen. Wir sahen an seinen finsteren Mienen, daß Unheil drohte. Name um Name wurde verlesen, Brief auf Brief und Paket auf Paket zu einem großen Haufen geschichtet. Wir wußten: in diesen Briefen steht ein Gruß aus der Heimat, von Vater, Mutter, Weib und Braut; eine ungelenke Kinderhand hat einen kaum lesbaren Namen gekritzelt. In diesen ärmlichen gelben Paketen hat die Heimat das letzte zusammengetragen, was sie ihrer Dürftigkeit absparen konnte, ein

Brot, etwas Schmalz, ein Paketchen Tabak und eine Büchse übelriechender Marmelade. Das soll ein Fest werden! Ein Freudenfest in all dem Jammer! Wir sind nicht vergessen. Die Heimat hat in all ihrer Not und Sorge auch an uns gedacht.

Der letzte Name wird verlesen, letzter Brief und letztes Paket zu den anderen gehäuft, dann bricht ein diabolisches Lächeln durch die verlebten Züge dieses französischen Gentlemans. In gebrochenem Deutsch erklärt der Offizier: „Damit Sie nicht zu übermütig werden, habe ich angeordnet, daß die Weihnachtspost erst nach Neujahr zur Austeilung kommt; und damit wünsche ich Ihnen ein frohes Fest.“ Wir stehen in betretenem Schweigen. Mit einemmal bricht in uns allen die mühsam aufgebaute Hoffnung zusammen. Irgendwo in der Ferne läuten Glocken. Mir steigt es heiß in die Kehle. Die Kameraden stehen stumm und gerade. Da nehme ich mir ein Herz, trete vor und sage: „Herr Leutnant, es ist Weihnachten!“

Er schaut mich an, hohnvoll lächelnd, fragt nach meinem Namen und läßt dann meine Festpost aus dem großen Haufen heraussuchen. Ein Brief, ein Paket von der Mutter: ich sehe es an der Handschrift. „Ist das Ihre Post?“ „Jawohl!“ Er läßt das Paket öffnen. Es enthält ein graues hartes Brot, etwas Tabak und etwas Marmelade. Er nimmt den Tabak und mischt ihn vor unseren Augen mit einem Löffel in die Marmeladen hinein. Dann schüttet er den ganzen rotbraunen Brei über das Brot, zerreißt den Brief, legt die Fetzen sorgfältig über das offene Paket und reicht mir alles herüber. „Dann sollen Sie Weihnachten feiern.“

Auf meinen Lippen steht Blut. Ich springe vor, packe diesen Hund bei der Kehle, schon ballt sich meine Faust zum rächenden Schlag — da werde ich von hundert Händen gepackt und überwältigt.

Fern klingen Glocken. Dazwischen Kanonendonner. Ich sitze in tiefster Dunkelheit, stumm und starr in eisiger Kälte. O du fröhliche . . .!“

„Das ist ja nun glücklich vorbei“, sagt die Mutter aufseufzend.

„Nein, nein“, wirft einer ein, „das ist so und bleibt so, bis wir es ändern. Wir Deutschen sitzen nun alle im Pferch, in tiefster Dunkelheit weint ein Volk, stumm und starr in eisiger Kälte.

O du fröhliche . . .!“

24. Dezember 1928.

Schutzbedürftige Minister

Es lag den Ministern der Republik nicht, zu Bewunderung hinzureißen. Sie waren anspruchslose Naturen, die sich von dem überlebten Größenwahn frei wußten, dem Schicksal ins Auge zu sehen. Statt dessen ließen sie sich von ihm auf die Fersen treten. Sie zeigten dabei das Gesicht von Biedermännern in reiferen Jahren, denen es schicklich erscheint, auch in peinlichen Augenblicken das Lächeln von Geschäftsführern aufzusetzen. Man konnte ihnen politische Besessenheit weder ansehen noch nachsagen. In ihnen kam die deutsche Mittelmäßigkeit ans Ruder, eine leidenschaftslose, sehr geschäftige, aber ebenso instinktlose Art, die Politik eines 65-Millionen-Volkes zu erledigen, bei der es darauf anzukommen schien, nur alle Welt bei guter Laune zu halten.

Als die Nationalsozialisten nicht daran dachten, sich von dieser Laune anstecken zu lassen, verfaßte Minister Severing das zweite Gesetz zum Schutze der Republik. Justizminister Radbruch erklärte ausdrücklich, daß es zur Verfolgung des „Rechtsradikalismus" bestimmt sei, worunter man nur die NSDAP. verstehen konnte.

Justav

Mitten im Weltmeer liegt wellenumspült eine einsame Insel, Nenta mit Namen.

Auf diesem Eiland hausten in grauer Vorzeit zwei Stämme, die in ewigem Krieg miteinander groß geworden waren. Der eine hatte die gerissenen Unterhändler und der andere die tapferen Soldaten. Die Mani, die im Norden der Insel wohnten, überragten an Kraft und leidenschaftlichem Wollen. Die Anzi, die den Süden bevölkerten, waren groß an Galanterie und Grazie.

Dem lieben Gott gefiel mehr die herrlich gewachsene Stärke der Mani, und deshalb hatte er in seinem Sinn beschlossen, daß die Mani Herr sein sollten über die Insel. Aber so stark die Mani waren in den Fäusten, so schwach waren sie manchmal im Gehirn. Dann spuckten sie auf ihre eigene Heimat, entkleideten sie ihres herrlichen Schmuckes, der Ehre und der Tapferkeit, und ließen es zu, daß die Anzi Sendboten in ihr Land schickten und das Volk gegen ihre eigene Heimat voll Groll erfüllten.

Dann schenkte der liebe Gott ihnen zur Strafe einen sogenannten Minister. Das war dann eine furchtbare Plage und eine wahre Geißel des Herrn.

Einmal hatten die beiden Stämme sich wieder gewaltig in den Haaren gelegen, und als die Mani trotz aller göttlichen Fingerzeige keine Vernunft annehmen wollten, da strafte der Lenker aller Dinge sie mit einem Staatsmann namens Sema.

Und da begann für die Mani eine wahre Leidenszeit.

Sema war aus halbem Hause. Er verstand bald die Kunst der Rede, wand sich behende durch alle Schulen der politischen Raffinesse, wurde groß im Schaumschlagen und verstand das Geschäft wie kein zweiter. Behende kletterte er hinauf auf der Leiter zweifelhafter Erfolge, und bald schon hatte er ein Bankkonto, das man der Einfachheit halber, da er Sema hieß, Konto S. nannte.

Damit fing es an. Vom Bankkonto bis zum Ministersessel ist meist kein langer Weg. Ihn durchschritt Sema mit traumwandlerischer Sicherheit. Plötzlich stand er oben, und keiner wußte wie.

Das Volk der Mani lag in schweren Kämpfen, es hatte sich gegen die Raubzüge der Anzi in furchtbarem Ringen zu verteidigen. Und was lag näher, als daß Sema mit in das Horn des Widerstandes

blies. Da aber die Sache schief ging — böse Leute behaupten, sie müsse und solle schief gehen, wie Sema sie mache — da sprang er blitzschnell auf die Seite der anderen um und machte in Frieden.

Von da an begann sein großer Aufstieg. Die Chroniken verschweigen, warum er an den Frieden glaubte. Sie berichteten nur, daß das Konto S. wuchs und wuchs.

Er schloß Verträge mit den Anzi, die die Mani auf ein halbes Jahrhundert mit Mann und Weib und Greis und Kind in die Sklaverei führten. Sie mußten nun Frondienste tun, und keiner wurde verschont. Nur einer gedieh dabei: das war Sema. Er verkaufte der Mani Land um ein Linsengericht und behauptete dann, das müsse so sein, weil der liebe Gott es wolle. Manchmal kamen die Mani zu ihm in hellen Scharen, und dann ballten sie die Fäuste und drohten:

„Du, Sema, dir geht's gut! Aber wir haben Hunger! Gib uns zu essen!"

Dann lachte Sema und sagte: „Das scheint nur so! Es geht euch besser und besser!"

Die Mani waren anfangs damit zufrieden. Aber schwang der Hunger wieder seine Peitsche über ihren Häuptern, dann ballten sie aufs neue ihre Fäuste und riefen vor Semas Tür:

„Mach auf; du hältst uns zum Narren. Warte, wir rechnen schon ab mit dir!"

Dann trat Sema heraus, lächelnd und voll Grazie:

„Ihr Toren! Könnt ihr nicht warten? Seht ihr nicht den silbernen Streifen am Horizont?"

Sema aber betete für sich: „Unsere tägliche Illusion gib uns heute!"

So ging es Woche um Woche, Monat um Monat und Jahr um Jahr. Die Zeit rollte dahin. Die Mani wurden immer ärmer und die Anzi immer übermütiger. Zuletzt schien das unerträglich zu sein; und da stand einer auf unter den jungen Mani und proklamierte:

„Wir Jungen haben das Land der Mani mit unserem Blut verteidigt. Wie viele liegen draußen im Sande verscharrt! Sie alle starben für die Freiheit der Heimat.

Wo war damals Sema? Zu Hause. Er wärmte sich und wurde dick, während wir froren, hungerten und starben.

Herunter mit ihm vom Thron! Wir wollen geführt sein von

einem, der das Land der Mani liebt, und der es auch, wenn's not tut, mit dem Leben verteidigen wird."

Und alle jungen Mani riefen Hurra! Sie hoben diesen Sohn des Volkes auf den Schild, und da sahen sie, daß er über und über mit Wunden bedeckt war. Die hatte ihm der Feind geschlagen.

Und mit lauter Stimme rief er:

„Diese Wunden schlug mir das Volk der Anzi. Sie wollen keinen Frieden. Sie wollen unsere ewige Sklaverei. Wie diese Brust von Wunden zerrissen ist, so blutet das Land der Mani!"

Und dann zogen sie vor Semas Haus und riefen: „Heraus mit dir!"

Aber Sema war schon über alle Berge.

Dann machten die Jungen das Land der Mani frei.

Und der liebe Gott segnete ihr Werk.

19. September 1927

Der Fall Stresemann

Stresemann ist ein typisch deutscher Fall. Deutschland ist das klassische Land, in dem dieser Typ nicht nur vorkommen kann, sondern vorkommen muß. Stresemann ist bei Licht besehen gar keine Einzelpersönlichkeit, er ist eine symbolhafte Fleischwerdung, die menschgewordene Darstellung einer inneren Haltung, die ursächlich zusammenhängt mit dem, was man zwar nicht deutsches Wesen, aber deutsches Unwesen nennt. Gustav Stresemann ist der Typ des deutschen Bildungsphilisters, der — ob auf Pantoffeln oder in Lackschuhen, das ist dabei unwesentlich — geräusch-, aber nicht folgenlos durch die deutsche Geschichte schreitet und die Spuren seiner unfähigen Unzulänglichkeit hinter sich läßt. Vater Stresemann hat eine gute Nase gehabt, als er seinen Sohn Gustav nannte. So und nicht anders konnte jener Zeitgenosse heißen, der ein paar Jahre lang in unseres Volkes schlimmster Verfallszeit unsere außenpolitischen Geschäfte verwaltete, der Flaschenbierdoktor, der demokratische Arrivist, der emporgekommene Syndikus, der wilde Bürger, der Mann mit der fast sprichwörtlichen Geschmeidigkeit, der Inhaber des Kontos S. Gustav, jener politisierende Dilettant, den ein launisch-grotesker Zufall vom Schokoladenhandel in die hohe Diplomatie verschlug, der durch eben denselben Zufall zu einem halb

willigen, halb verständnislosen Instrument von dunklen Weltmächten wurde, die er zum einen Teil gar nicht erkannte und auch nicht erkennen konnte, zum andern Teil aber gern in Anspruch nahm, um mit ihnen und durch sie die Stufenleiter der parlamentarischen Erfolge heraufzuklettern. Daß es einen solchen Typ in Deutschland gibt, das ist an sich nicht schlimm. Daß er in einem haltlosen Augenblick unserer Geschichte Außenminister des Landes werden konnte, schon schlimmer. Daß er das über vier Jahre blieb, ohne daß die Erkenntnis seiner Wesenheit einen kleinen Teil unseres politisch denkenden Volkes überschreitet, das ist geradezu vernichtend. Das ist kein Urteil gegen Stresemann, das ist ein Urteil gegen Deutschland.

Die Politik ist eine Kunst, besser gesagt, die Politik ist Kunst schlechthin, und zwar die umfassendste und vielseitigste. Ein Staatsmann muß alles können. Das will nicht besagen, daß er die Technik der Dinge auf allen Gebieten verstünde. Aber er muß mit dem Instinkt ihr Wesen erfassen oder doch erahnen. Er gibt in allem die Richtung, den Kurs; die Technik machen seine Trabanten. Stresemann ist ein umgekehrter Staatsmann. Er kann alles und nichts. Er versteht sich auf die Menschen und nicht auf die Dinge. Er redet von ihrer Technik, aber er hat keinen Schimmer einer Ahnung von ihrer Wesenheit. Er ist das, was man einen Hans Dampf in allen Gassen nennt. Seine Fixigkeit ist erstaunlich. Es gibt keine Angelegenheit des öffentlichen Lebens, über die er nicht virtuos zu sprechen verstünde. Aber entkleidet man seine Reden ihres rhetorischen Beiwerks, dann bleiben nur schale Gemeinplätze übrig. Seine Arbeitsweise ist die: nichts, das er nicht anfinge, aber auch nichts, das er zu Ende führte. Seine gesamte Außenpolitik ist ein einziges Ruinenfeld von zwar angeschnittenen, aber zuletzt doch ungelösten Fragen. Nur unter Stresemann war Locarno möglich. Aber auch nur unter Stresemann konnte die Veröffentlichung des belgisch-französischen Kriegsplanes gegen Deutschland so vollkommen ohne Konsequenzen bleiben.

Wenn der Parlamentarismus demokratischer Couleur nichts anderes ist als geschäftiger Müßiggang, dann hat er in Gustav Stresemann seinen Idealtyp gefunden. Stresemanns Freunde machen gern Rühmens aus der von ihnen unterstellten Tatsache, daß ihr großer Lehrmeister niemals untätig sei. Wir sind durchaus nicht abgeneigt, ihnen das zu glauben. Aber wir meinen zu wissen, daß die Tätigkeit Stresemanns derart sei, daß sie besser unterbliebe, als daß

sie wirksam wird. Fleiß und Beharrlichkeit, das ist etwas. Müßiggang und Nichtstun, das ist auch etwas. Aber wo diese beiden zusammenkommen, da entsteht ein unerträgliches Gemisch von betulicher Betriebsamkeit, die immer das von hinten wieder umstößt, was sie von vorn aufgebaut hat. Das ist die deutsche Außenpolitik seit 1924. „Der Silberstreifen am Horizont" und „unsere tägliche Illusion gib uns heute", diese zwei Worte sind nicht die außenpolitischen Parolen zweier gegnerischer Lager in Deutschland, sie stammen vielmehr aus einem und demselben Munde: Stresemann.

Wenn Stresemann zur Jugend oder von ihr spricht, das ist zum Erbarmen. Es gibt überhaupt nicht zwei Dinge mehr, die weiter voneinander entfernt wären als sie und er. Trotz seiner fünfzig Jahre ist Stresemann der älteste Politiker in Deutschland. Seine Welt und die Welt der Jugend sind durch Abgründe voneinander getrennt. Aber daß er zur Jugend spricht und — so paradox das klingt — auch sprechen kann, das ist für ihn wieder außerordentlich bezeichnend. Ein Beweis auch dafür, wie gefährlich dieser Typ trotz seiner entwaffnenden Harmlosigkeit für die deutsche Gegenwart ist.

Ich kann schreiben rechts, ich kann schreiben links. Sowohl als auch. Wenn schon, dann aber. Einerseits, andererseits. Man kann auch anders. Das sind Worte, die Stresemann sozusagen nie gebraucht, die aber in der Praxis seine gesamte Wirksamkeit ausschließlich bestimmen.

In einem photographischen Atelier auf dem Kurfürstendamm hängt seine neueste Aufnahme. Da ist er zu sehen in Lebensgröße, etwas dick, etwas gelb, ein wenig verschwitzt, mit diesem unerträglichen, aufreizenden Lächeln auf den Lippen, die kleinen listigen Äuglein sorglich in Fettpolster gebettet, eine viereckige, faltenlose Stirn, darüber eine Riesenglatze gestülpt, so steht er da, mitten unter seinen lieben Juden.

So denken wir uns den Außenminister, der einmal Deutschlands Ketten zerbricht.

Wir lüften ehrfürchtig den Hut und schleichen vorbei.

Und stehen dann lange vor einem Fenster, aus dessen Dunkel, mitten unter vielem Firlefanz, die verfallenen Züge der Totenmaske Friedrichs des Einzigen in den Abend hineinschweigen.

8. April 1929.

Müller

So heißt er. Mit Vornamen Hermann. Zum Unterschied von den Millionen anderer Müller, mit Beinamen Franken. Der gegenwärtig in Deutschland amtierende Reichskanzler. Groß, blond, mit blankgeputzter Intelligenzbrille, etwas dicklich und selbstgefällig, volles Doppelkinn, fast Ansatz zum Kinneskinn, die Stimme stark verrostet und mit Schleim geölt: so sieht der Mann aus, der augenblicklich auf Bismarcks Sessel sitzt. Man muß ihn schon durch einen Beinamen von allen anderen Müllers unterscheiden. Er hat sonst kaum etwas, das ihn als Persönlichkeit absentierte. Wenn er im Reichstag aufsteht, um eine seiner sattsam bekannten Reden zu reden — die langweiligsten und stillosesten, die in diesem Hause gesprochen werden —, dann schweigt die Opposition aus Mitleid, und die Auguren lächeln. So entwaffnend naiv und unbelastet ist das alles. Welch eine groteske Laune mag das Schicksal geritten haben, als es uns diesen Mann zum Präsent machte!

„Die Unsterblichkeit ist nicht jedermanns Sache", sagt Goethe einmal. Vielleicht hat er dabei an den ewigen Typ Müller gedacht. Sein Ehrgeiz ist es bestimmt nicht, den Namen Müller-Franken in den Stein der Geschichte hineinzukratzen. Das ist nicht seine Sache. Die ist vielmehr, einen Platz besetzt zu halten, für den man im Augenblick keinen anderen finden kann, der sonst leerstünde. So ist die Angelegenheit Müller beschaffen.

In der Innenpolitik geht das noch an. Wir sind ja nicht viel gewohnt, haben gelernt, bescheiden zu sein und von Dankbarkeit zu überströmen, wenn die Männer, die uns zu Hause die Steuern abknöpfen, nur persönlich eine saubere Weste haben. Mehr kann man heute nicht verlangen. Unter uns muß das genügen. Beschämend wird das alles, wenn dieser geistige Mittelstand anfängt, mit der Welt zu verkehren, in Außenpolitik zu machen, den Ritus der Zahlabende in die wohlabgestimmte Atmosphäre internationaler Konferenzen zu übertragen. Das entwaffnet. Da kann man nicht mehr polemisieren. Da steckt man beschämt den Degen in die Scheide, geht hinaus und weint bitterlich.

Wir mußten das bei Müller erleben. Das erstemal, als er Versailles unterzeichnete, jenes schaurige Dokument, das einen Frieden vortäuschte und in Wahrheit die abgefeimteste, niederträchtigste,

boshafteste Fortsetzung des Krieges mit merkantilen Mitteln war, ein Versklavungspakt, wie er bis dahin selbst in der kolonialen Unterdrückungsgeschichte nicht gekannt wurde. Nicht daß man uns das Brot nahm; das wäre erträglich und umzuändern gewesen. Nein, man gaunerte uns das Geständnis ab, daß wir auf Ehre und Achtung in der Welt keinen Wert mehr legen wollten, und zur Bekräftigung dessen mußten wir Versailles unterschreiben. Wer kam dafür in Frage? Müller!

Das zweitemal, als er in Lugano Stresemann vertrat. Man wird uns gewiß nicht in den Verdacht nehmen, Parteigänger des gegenwärtigen Außenministers zu sein. Aber das eine müssen auch wir ihm zugestehen: er weiß, wie weit er gehen darf, und er läßt sich von seinen Brüdern in Paris und London immer nur ohrfeigen, wenn er selbst nicht dabei ist. Sobald die anderen ausholen, dann schickt Stresemann einen Dummen vor. Diesmal war es Müller. Wie der nach Lugano fährt, wie der den anderen bieder und treuherzig die Hand schüttelt, mit ihnen zu Tisch sitzt, morgens in der Ratstagung mit einer dicken Aktenmappe erscheint, nach einiger Beklemmung das Wort erbittet und dann eine herrliche Zahlabendrede ins Parkett hineinschmettert, die andern sollten nun auch einmal abrüsten, und diese Schweinerei könne nicht so weitergehen, und wenn die Genossen ihm einen Gefallen tun wollten, dann blieben sie noch einen Augenblick, da gleich noch die Monatsbeiträge kassiert würden, und die Welt warte auf Taten, Worte seien genug geredet: dazu dieser Typ von Unzulänglichkeit, mitten unter den gerissensten Schiebern des internationalen Parketts. Das alles war von so lähmender Doofheit, daß es Briand gewiß schwergefallen sein mag, diesem biederen Hermann Müller die Ohrfeigen zu verabreichen, die Gustav Stresemann verdient hatte.

So war das in Lugano. Seitdem macht besagter Hermann Müller keine Weltpolitik mehr. Er tut nur noch in Staatspolitik. In eingeweihten Kreisen wird behauptet, daß er ein Kabinett bilden wolle. Aber das ist wohl bloß ein unkontrollierbares Gerücht, das hemmungslos übertreibt. Jedenfalls merkt man in der Öffentlichkeit nichts davon. Die deutsche Parlamentskarre steckt im Dreck, und dem Fuhrmann Müller ist es nachgerade zu dumm geworden, ewig hü und hott zu schreien, wenn die Gäule doch nicht wollen und er überdies auch nicht mit Pferden umgehen kann.

Nun hat man die Koalitionsverhandlungen bis nach Ostern vertagt. Bis dahin hat also dieser Müller wieder einmal Gelegenheit und Muße, den Platz Bismarcks für einen ebenbürtigen Nachfolger warmzuhalten. Dann kann das Theater wieder losgehen. Immer toujours mit Jeist und Jrazie, wie der Berliner sagt.

25. März 1929.

Groener im Schlapphut

Wie gefällt euch die Reichswehr? Soweit ganz gut, aber — — Was aber? Je nun! Die Truppe selbst ist musterhaft, und zu bewundern bleibt, daß es unter den erdrückendsten Bedingungen gelungen ist, solch einen stattlichen, disziplinierten Heereskörper in dieser Republik überhaupt auf die Beine zu stellen. Es macht kein Vergnügen, Soldat zu spielen, wenn die Regierung des Landes pazifistischen Ideologien huldigt, wenn der Reichskanzler und die ausschlaggebenden Minister Mitglieder einer Partei sind, in der der Landesverrat sozusagen zum guten Ton gehört. Und trotzdem haben sie's geschafft. Die Mannschaften stellen ein ausgezeichnetes Menschentum dar, die Offiziere in der Linie sind noch von altem unerschütterten preußischen Soldatengeist erfüllt, der ernste und aufbauende Wille in der kleinen Wehr ist ganz unverkennbar und wird von niemandem angezweifelt. Aber — — — ja, und? Aber die Führung! Ja, ja die Führung! Das ist eine Frage, über die man in Deutschland nicht gern spricht, und das ist von vornherein verdächtig. Dann wird man damit rechnen können, daß in Zukunft sehr viel davon gesprochen werden muß.

Kennen Sie Herrn Groener, den gegenwärtigen Prokuristen der Reichswehr? Ein braver, ehrenwerter Mann. Genau so brav und ehrenwert wie sein Begleiter im Schatten, General Schleicher. Sie haben sich einander nichts vorzuwerfen, diese beiden Dioskuren der Bendlerstraße, und sie können von Glück sagen, daß bisher auch sonst niemand Veranlassung fand, ihnen etwas vorzuwerfen. Die Linke schweigt aus Klugheit, die Rechte aus Dummheit. Die Linke will damit die Reichswehr gewinnen, und die Rechte wird damit die Reichswehr offenbar verlieren. Unterdes werden von den Bürogeneralen die ergötzlichsten Dinge bekannt. Es schadete Herrn Groener, wie man weiß, in seiner republikanischen Karriere nicht im mindesten, daß er am 8. November 1918 seinen kaiserlichen Herrn

im Stich ließ und den Fahneneid für eine bloße Idee erklärte. Ähnliches erlebte man damals an vielen hohen Stellen. Er hatte das Zeug in sich, ein General mit der Jakobinermütze zu werden, und so mauserte er sich durch bis zu dem Sessel, auf dem er heute sitzt. Was mag ein einfacher kleiner Leutnant draußen in der Provinz über diese Art von Vorgesetzten denken? Ein frischgebackener Fähnrich hat es ihm einmal selbst gesagt, unbewußt vielleicht, was er von der Republik halte: „Solange nichts Besseres da ist — — —."

Am 6. Februar war die Uniformkommission des Beamtenbeirates der Reichswehr zum Vortrag bei dem hochmögenden Herrn Minister geladen. Man weiß, wie das bei solchen Vorträgen zu gehen pflegt. Der Herr Minister geigt seinen staubgeborenen Gemeinen, und dann darf die Kommission sich untertänigst wieder zurückziehen. Also sprach Groener: er sei ein entschiedener Gegner des heutigen Uniformtragens. Die Uniform sei ein Überbleibsel aus der feudalistischen Zeit. Man dürfe sie überhaupt nur tragen, wenn man sie unbedingt tragen müsse. Es werde in Deutschland viel zu viel Uniform getragen. Er stehe auf dem Standpunkt, daß er als Chef des Feldeisenbahnwesens den Krieg auch im Schlapphut hätte mitmachen können. Der Deutsche könne sich leider das Uniformtragen noch nicht abgewöhnen. Er persönlich besitze zwar eine Uniform, aber er trage sie nie.

Da stehst du machtlos vis à vis. Da bleibt dir die Spucke weg. Der General Groener hätte in der Tat den Krieg im Schlapphut mitmachen können. Nicht nur das, er konnte und kann sich sogar einen Ring durch die Nase ziehen lassen mit jener dünnen roten Schnur, an der die Severing und Genossen diesen merkwürdigen Soldaten und sonderbaren Heiligen hinter sich her zu ziehen pflegen. Warum steckt Herr Groener sich nicht wirklich eine Pfauenfeder an, von der er in besagter Rede behauptete, daß sie zur Uniform zu gehören scheine? Ist er noch im Zweifel, wohin er sie stecken soll?

Glaubt Herr Groener vielleicht, daß er mit solchen Geschmacklosigkeiten das Herz der Reichswehr gewinnen könne? Und ist er sich im klaren darüber, wie seine Mannschaften und Offiziere über diesen von ihm so klassisch repräsentierten neudeutschen Wehrwillen denken? Es ist kein Geheimnis mehr, daß der betriebsame Herr Schleicher, der böse Geist des Reichswehrministeriums, ernsthaft mit politischen Ehrgeizen schwanger geht. Herr Groener, der doch davon

wissen muß, soll einmal seine eigenen Untergebenen ausfragen, wie sie sich dazu stellen. Freilich, sie werden ihm nicht die Wahrheit sagen. Das pfeifen ja die Spatzen von den Dächern, daß im Bereich des militärischen Schlapphutes alles fliegt, was nicht nach der Pfeife des allmächtigen Herrn Schleicher tanzt. Die Herren da oben treiben ein frevles Spiel. Sie mischen sich in Dinge hinein, die sie nichts angehen und von denen sie auch nichts verstehen. Dabei unterdrücken sie in der eigenen Wehr jeden wahrhaft vaterländischen Gedanken und jede nationalpolitische Leidenschaft. Es täte ihnen gut, mehr Clausewitz und weniger Marx zu lesen.

Ist es nicht ein Skandal, daß sich ein General dazu herabläßt, Nationalsozialisten mit Kommunisten auf eine Stufe zu stellen und ihnen die Zugehörigkeit zur Wehr zu verbieten? Daß er seine Offiziere dazu anhält, niedrige Spitzel- und Denunziantendienste zu tun und Gesinnungsschnüffelei minderwertigster Sorte zu betreiben?! Will Herr Groener in Zukunft etwa nur das Reichsbanner als Rekrutierungsdepot für die Reichswehr gelten lassen? Es stehen bei uns Zeiten vor der Tür, da kommt man mit dem Mundspitzen nicht mehr aus, da muß gepfiffen werden. Wir gratulieren dem nationalen Deutschland zu diesem Pfeifmeister. Er hat es vielleicht nie gekonnt. Severing pfeift — und er muß tanzen.

Und so was spielt bei uns den Scharnhorst und soll aus der Reichswehr eine Pflegstätte nationaler Glut und Leidenschaft machen. Hier liegt das Erbe des preußischen Soldatentums — begraben, möchte man sagen. Daß Gott erbarm'! Ein General mit Pfauenfeder und im Schlapphut, dem in dieser Republik noch zuviel Uniform getragen wird. Arme Reichswehr! Wie lange noch wird es dauern?

9. März 1930

Regierung ohne Vertrauen

Am 3. Juli dieses Jahres verlas der Reichskanzler Hermann Müller-Franken, ehemaliger Reisender in Spülklosetts, und nachmaliger Unterzeichner des Versailler Schmachfriedens, ein Mann also, dem nach dem gewiß unverdächtigen Zeugnis seines Fraktionskollegen Philipp Scheidemann die rechte Hand füglich verdorren müßte, als commis voyageur der gegenwärtigen Koalitionsregierung vor dem neugewählten Reichstag das Programm des jungen Kabinetts.

Diese Erklärung war abgestimmt auf den Tenor: wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen. Wohl noch nie war bis dahin vor den deutschen Reichsboten ein Programm entwickelt worden, das soviel und zugleich so wenig brachte, und das will doch einiges heißen. Herr Hermann Müller-Franken verzichtet in Übereinstimmung mit seinen Ministerkollegen auf ein formelles Vertrauensvotum, zu dem ihm ausgerechnet wir Nationalsozialisten verhelfen wollten, und begnügte sich mit der Erklärung, daß der Reichstag sein Phrasement zur Kenntnis genommen habe und zur Tagesordnung übergehe. Immerhin eine etwas merkwürdige Art und Weise, einem Kabinett seine Sympathien zu bekunden. Wenn unsereins in einem Kreise von Männern — und wir glauben wohl annehmen zu dürfen, daß Herr Hermann Müller-Franken die Mitglieder der Regierungsparteien für Männer ansieht, denn er wird sich ja wohl nicht selbst in sein holdes Angesicht schlagen wollen — stundenlang seine politischen Ansichten entwickelte und dann zum Schluß erleben müßte, daß der Sprecher dieses Kreises sich von seinem Sitz erhöbe und im Namen der Mehrheit erklärte, er nähme diese Ansichten zur Kenntnis und der Kreis seinerseits ginge darüber zur Tagesordnung über, dann würden wir das als eine bewußte Brüskierung und peinvolle Blamage buchen, und wir wüßten dann, woran wir mit diesen Männern sind. Anders Herr Müller. Er nimmt dieses „Vertrauensvotum" glückstrahlend in Empfang und fängt an zu regieren.

Diese Regiererei ist denn auch danach. Das Kabinett getraut sich gar nicht, eine eigene Vorlage vor diesem Reichstag einzubringen, und wo es sich, ob gern oder mit Widerwillen, das bleibe dahingestellt, zum Anwalt fremder Vorlagen macht, da wird es, wie beim Nationalfeiertag, so in die Minderheit versetzt, daß es vorzieht, diese Vorlagen schleunigst zurückzuziehen und in irgendeinem Ausschuß verschwinden zu lassen. Ja, als die Oppositionsparteien hinterhältig genug sind, den sozialdemokratischen Parteiministern ausgerechnet mit den Anträgen zu kommen, die die Sozialdemokratie wenige Monate vorher selbst stellte, als sie sich noch der goldenen Freiheit der Opposition erfreute, da erleben wir das merkwürdige Schauspiel, wie beispielsweise bei der Lohnsteuersenkung, daß die sozialdemokratischen Abgeordneten gegen ihre eigenen Anträge stimmen, bloß um diesem Kabinett ohne Vertrauen das kümmerliche und peinvolle Dasein zu retten. Endlich ist die Regierung des trockenen

Tones satt und schickt den Reichstag bis Mitte November in die Ferien.

Und nun begibt sie sich ans Regieren. Minister ohne das selbst in der Weimarer Verfassung vorgeschriebene Vertrauen des Reichstags üben nun für volle vier Monate die absolute, unumschränkte volle Regierungsgewalt aus. Ein Zustand, der in seiner Verfassungswidrigkeit selbst auf den demokratischen Zeitgenossen aufreizend und empörend wirken muß.

Es ist ein Irrtum zu glauben, daß nun die Dinge von selbst laufen. Die Sozialdemokraten sind viel zu geschickte Taktiker, als daß sie die Entwicklung an sich herankommen ließen. Sie gehen selbst an die Entwicklung heran und gestalten sie rücksichtslos in ihrem Sinne. Das Kabinett Müller regiert vorläufig unsichtbar und legt die Grundlagen zu jenem Kurs, der uns bei der Wiedereröffnung des Reichstages als feststehend und unabänderlich aufgezwungen werden soll. Severing als Innen- und Hilferding als Finanzminister: da bedarf es schon der fast sprichwörtlichen Naivität des deutschen Bildungsphilisters, um zu glauben, die beiden säßen untätig auf ihrem Thron.

Die Regierung ohne Vertrauen regiert. Wie, das werden wir bald schon sehen. Es ist notwendig, heute bereits auf die unausbleiblichen Folgen dieses Zustandes hinzuweisen und immer und immer wieder zu betonen, daß wir die Suppe auslöffeln müssen, die uns von diesen roten Herrschaften eingebrockt wird.

Wer ist mit uns bereit, sich diesem Wahnsinn entgegenzusetzen?

3. September 1928.

Anfragen an die Reichsregierung

Das Kabinett befindet sich seit Anfang Juli im Amt. Der Reichskanzler Müller-Franken hat diese sogenannte Reichsregierung — wo ist das Reich, das diese Minister regieren? — dem Reichstag vorgestellt mit einem umfangreichen national- und sozialpolitischen Programm. Wir haben gleich zu Beginn dieser neuen Ära deutscher Politik auf das Hinterhältige und Heuchlerische dieses aufgelegten demokratischen Schwindels, den uns auch dieser neue Reichstag wieder zu bieten wagt, mit der nötigen Deutlichkeit hingewiesen. Wir waren

vermessen und skeptisch genug, nicht an die Worte zu glauben; wir wollten Taten sehen. Als wir diesem Willen durch unseren Sprecher im Reichstag Ausdruck gaben, da lachte man uns aus, brüllte unseren Redner nieder, und als man sich gar nicht mehr zu helfen wußte, verwies man ihn unter flagrantem Bruch von Recht und Gesetz des Saales.

Nun sitzen die neuen Minister seit über zwei Monaten in den vom Bürgerblock kampflos verlassenen Regierungssesseln. Zwei Monate, eine lange Zeit; jedenfalls lange genug, um zu beurteilen, ob dieses Kabinett gewillt ist, seine mit so vielem Bombast gemachten Versprechungen einzulösen.

Wir fragen höflichst an:

Die Regierung hat in ihrer Erklärung vom 3. Juli vor dem Deutschen Reichstag versprochen, sich der Not der schaffenden Stände auf das wärmste anzunehmen.

Was hat sie getan, um diese Not, die von Tag zu Tag wächst und unser ganzes Volksleben zu zerfressen droht, zu lindern, sie zu vermindern oder gar zu beseitigen? Hat sie dem Schieber- und Wuchertum Fesseln angelegt? Hat sie für Arbeit und Brot gesorgt? Hat sie in großzügiger Weise ein Arbeitsnotprogramm in die Wege geleitet, um wenigstens einen Teil der Millionen Arbeitsloser wieder in die Produktion zurückzuführen?

Die Regierung hat in ihrer Erklärung vom 3. Juli vor dem Deutschen Reichstag versprochen, so schnell wie möglich einen umfassenden Plan zur Aufhebung der furchtbaren Wohnungsnot zur Durchführung zu bringen.

Was hat sie getan, um diesen angeblichen Plan in die Tat umzusetzen? Hat sie Kredite bereitgestellt, oder will sie das sofort tun? Hat sie bereits mit dem Neubau von Arbeiterhäusern begonnen? Wann und wo und in welchem Umfang? Wenn nein, warum nicht? Wann gedenkt sie damit zu beginnen? Ist sie bereit, für diese Existenzfrage des deutschen Volkes die notwendigen Mittel herbeizuschaffen durch Sozialisierung — sie ist ja doch angeblich eine sozialistische Regierung — der unproduktiven, schmarotzerischen Vermögen, durch Enteignung der Schieber und Wucherer, durch Einziehung der dem deutschen Volke gestohlenen Gelder eines Barmat, eines Goldschmidt, eines Petschek und wie sie alle heißen?

Die Regierung hat in ihrer Erklärung vom 3. Juli vor dem Deutschen Reichstag versprochen, gemäß dem Washingtoner Abkommen den Achtstundentag in Deutschland wieder einzuführen.

Hat sie das schon getan? Wenn nein, warum nicht? Wann gedenkt sie es denn zu tun? Der Bürgerblock, das einzige Hindernis gegen den Achtstundentag, ist doch gestürzt. Warum zaudert da Arbeitsminister Wissell? Er ist doch Sozialdemokrat und als solcher Vertreter der Arbeiterschaft. Glaubt er vielleicht, die Arbeiterschaft würde sich gegen die Wiedereinführung des Achtstundentages zur Wehr setzen? Was könnte er als Arbeiterführer für andere Gründe gegen seine sofortige Wiedereinführung anführen?

Die Regierung hat in ihrer Erklärung vom 3. Juli vor dem Deutschen Reichstag versprochen, die Revision der Dawesgesetze zu betreiben.

Was hat sie in dieser Richtung unternommen? Ist sie schon an den Völkerbund oder an die Feindbundstaaten herangetreten und hat unsere Zahlungsunfähigkeit erklärt? Wenn nein, warum nicht? Wann gedenkt sie das zu tun? Wann soll Ernst gemacht werden mit dem demokratischen Prinzip: erst Brot, dann Reparationen?

Wir fordern Antwort! Wir haben keine Lust, uns länger an der Nase herumführen zu lassen. Weg mit den Feiertagen! Arbeit und Brot! Das will das deutsche Volk.

Wir fragen an:

Wann gedenkt die Regierung zu handeln?

10. September 1928.

Schadre

Wieder einmal vereinigen sich alle Liebhaber der Republik in dem einmütigen Bekenntnis zum derzeitigen Zustand und stimmen ein in den Jubelruf: Schadre!

Das heißt auf deutsch: schützt alle die Republik! Nur böswillige Menschen behaupten, das Wort bedeute etwas anderes.

Zehn Jahre steht diese Republik nun wie auf Erz gebaut. Wie die Zeit vergeht! Man glaubt es kaum, daß es dieselbe sei, die heute auf hohem Kothurn einherspaziert, und die gestern nach einer „Revolution" aus der Taufe gehoben wurde. Man glaubt es kaum. So hat sie sich verändert. Und die dazu, die gestern noch die Ballonmütze

auf dem revolutionären Brausekopf schief sitzen hatten, wo jetzt der Zylinder eine glattpolierte Glatze deckt. Alles hat sich verändert, nur nicht die Furcht und die Angst, mit der die Väter des derzeitigen Zustandes in die Zukunft blicken, der kommenden Abrechnung entgegen. Sie wissen es alle längst, daß das, was sie vorgeben zu sein und erreicht zu haben, nur Firnis und Anstrich ist, und daß dahinter sich ein Unglück verbirgt, das früher oder später doch einmal aufbrechen wird in einer Katastrophe.

Wozu hätten sie es sonst nötig, wieder einmal auf allen parlamentarischen Registern zu spielen und für ein paar Jahre noch die Verlängerung jenes Gesetzes durchzudrücken, von dem sie behaupten, daß es zum Schutze der Republik da sei, von dem jedoch jeder Zeitgenosse mit gesundem Menschenverstand weiß, daß es nur dazu dient, eine unbequeme Opposition mit dem Schein des Rechts niederzuknüppeln.

Man baut keine Barrieren, um die Liebe, sondern um den Haß abzuwehren. Ein Staat, der etwas taugt, braucht keine Schutzgesetze. Er findet seinen Schutz in der Hingabe und Zuneigung seiner Bürger. Wenn das die ganze Freiheit ist, die wir seit 1918 eroberten, dann danken wir mit Gruß und frohem Händewinken. Man dürfe die Freiheit nicht mißbrauchen? Ja, was hat sich denn durch eure Revolution geändert? Seine Meinung sagen, das konnte man ehedem auch, wenn man der Monarchie nichts zuleide tat. Heute darf man das, so man die Republik ungeschoren läßt. Geändert hat sich nur die Form, der Inhalt ist derselbe geblieben. Wilhelm II. hat in seiner ganzen Regierungszeit nicht soviel Majestätsbeleidigungsprozesse anstrengen lassen, wie ein einziger der neudeutschen roten Kaiser in den zehn Jahren republikanischer Gewissensfreiheit das Gesetz zum Schutz der Republik in Bewegung gesetzt hat. Und wer wird nicht alles durch dieses Gesetz beschützt! Wir wollen noch von der Staatsform schweigen. Die interessiert uns nicht im mindesten. Ja, wir hätten nicht einmal etwas gegen die Republik, wenn die Republikaner etwas taugten. Aber die sind auch danach.

Unter den Schutz des Republikgesetzes fällt zum Beispiel ein gewisser Gustav Bauer, der in jenen Tagen den deutschen Reichskanzler spielte, da Versailles unterzeichnet wurde. Es ist derselbe Bauer, dem am 10. September 1923, also zu einer Zeit, da über Deutschland die Inflation dahinraste und das Volk in lähmender Furcht sein Vermögen und den Fleiß von Generationen dahinschwinden sah, der

galizische Schieber Judko Barmat schrieb: „Wie Sie wissen, wird bei mir Ihre persönliche Zuneigung immer stets viel höher eingeschätzt als ein paar tausend Dollar. Sollten Sie aber inzwischen noch etwas Dollar benötigen, so will ich Ihnen bei der nächsten Gelegenheit Dollar tausend oder Dollar fünfzehnhundert übersenden." Punktum! Wenn wir uns zu diesem Geschäft — man darf hier keinen anderen Ausdruck gebrauchen, da der Altreichskanzler ja immerhin eine Prominenz der Republik darstellt und unter dem Schutze ihres Gesetzes steht — jeglichen Werturteils enthalten, so gewiß nicht aus Respekt vor der Republik, sondern, sagen wir es offen und ehrlich, aus Respekt vor ihren Kerkern und Gummiknüppeln.

Von hier aus findet man den Eingang zum Wert und Sinn des Gesetzes zum Schutz der Republik. Man will Dinge und Personen, die — wieder mit aller Reserve und vorsichtig ausgedrückt — der Kritik ebenso bedürftig sind wie der sommerheiße Ackerboden des Gewitterregens, vor dem Zugriff der Öffentlichkeit schützen. Man will sie durch Gesetze und Paragraphen immunisieren, da sie durch ihre eigene Kraft weder immun noch gesund sind. Man deckt den Schleier der Liebe über Zustände und Menschen, die im höchsten Grade kritikbedürftig und unzulänglich sind, macht die Gerichte mobil, wo man sich nicht mehr verteidigen kann, hebt die Gleichheit der Menschen vor dem Gesetz auf, wenn es sich um Minister und sonstige Großwürdenträger handelt, deren Ehre eines besonderen Schutzes zu bedürfen scheint und nichts mit der des kleinen Mannes gemein hat. Das ist die Demokratie in der Praxis: steh auf, daß ich mich setzen kann. Dieses eherne Lohngesetz aller liberalen Weisheit feiert seit 1918 seine Triumphe, und wer dagegen aufbegehrt, den schlägt man so lange mit dem Knüppel über den Kopf, bis er in die Knie sinkt.

Mit welchem Recht geht ihr gegen den Faschismus maulfechten, der ein Staatsschutzgesetz schuf mit der sittlichen Berechtigung, daß er damit einen Staat beschützt, der frei nach innen und nach außen ist? Was habt ihr zu schützen? Die Demokratie, die aus Deutschland eine Plantage des Weltkapitals, ein Land unterm Kreuz, einen Staat, mit dem man bei Gott keinen Staat treiben kann, gemacht hat?

Schadre!

Schützt alle die Republik! Sie ist in der Tat des Schutzes bedürftig.

10. Juni 1929

Das neue Republikschutzgesetz

Herr Karl Severing, weiland kleiner Schlosser und heute der Republik allgewaltiger Innenminister, ist ein kluger Mann. Er überragt die Nullen des Reichstages, vor allem die seiner eigenen Partei um Hauptеslänge. Er ist kein banaler Kopf, wie sein Genosse Müller, der gegenwärtige Reichskanzler, der eben ein Müller ist und ein Müller bleibt. Es hieße ihn beleidigen, wollte man ihn mit dem Zahlabenddemagogen Wels, dem gehobenen Oberkellner Breitscheid, dem Bierbrauer Hörsing oder gar dem Salonsimpel Scheidemann vergleichen. Karl Severing ist aus anderem Holz geschnitzt. Ein zielbewußter, energischer, robuster und radikaler Demo-Marxist. Aber ein Marxist! Man könnte geneigt sein, schade! zu sagen, wüßte man nicht, daß sich hinter dem süffisanten Lächeln seiner sich immer gleichbleibenden Maske eben doch der ewige winzige Lohndütenmaterialist verbirgt, der, ob im Großen oder im Kleinen, immer nur Politik macht mit dem am Ende vergeblichen Mühen, die Gesetze des stinkigen Neides auf das große allmächtige Leben zu übertragen.

Das ist Karl Severing! Ein Sozialdemokrat! Das sagt eigentlich alles. Aber ein respektabler.

Wie viele Längen er all den anderen voraus ist, das hat er wieder einmal in den vergangenen drei Monaten bewiesen. Während Müller und Löbe ihre Galle kurierten, saß Karl Severing in seinem Amt und arbeitete. Still, emsig, mit verbissener Wut, ohne viel von der Öffentlichkeit zu vernehmen, noch sich selbst viel in ihr vernehmen zu lassen. Die anderen klapperten und machten kein Geschäft; aber Karl Severing machte ein Geschäft und klapperte nicht.

Da haben wir's: das neue Republikschutzgesetz!

Wir wußten's schon an jenem späten Abend, da unter dem tosenden Jubel der Opposition das alte Republikschutzgesetz zu Fall gebracht wurde. Da trat dieser Severing auf die Tribüne des Reichstags, der kleine Schlosser, jetzt jeder Zoll ein Volkstribun, auf den Wangen aufsteigende hektische Flecken als Zeichen seiner Erregung, die er sonst klug zu verbergen weiß, mit bebenden Lippen und zitternden Händen — und schrie der Opposition mit dem Mut der Verzweiflung sein „Sie jubeln zu früh!" ins Gesicht hinein.

Das Lachen überließen wir den andern; denn wir wußten nun, daß dieser Karl Severing zum Letzten entschlossen war und furchtbare

Rache nehmen würde über diese schmähliche Niederlage, die ihm da die Front seiner Gegnerschaft beigebracht hatte.

Das neue Republikschutzgesetz! Es ist im Entwurf fertiggestellt, wird in diesen Tagen dem Reichskabinett zugeleitet, um im Spätherbst vom Reichstag beraten und — so glauben wir vermuten zu dürfen — angenommen zu werden. Sein Inhalt bedeutet die brutalste Knebelung, die je von einer an der Macht befindlichen Gruppe an der Opposition versucht wurde. Die verfassungsändernden Paragraphen sind gefallen. Man hatte sie nicht mehr nötig, da sie ja doch nur formalen Charakter hatten. Das Gesetz bedarf also zu seiner Annahme nur einer einfachen Mehrheit. Eine Stimme über also kann unter Umständen genügen, der Gruppe, die eine Stimme unter zählt, Gewalt anzutun. Wie das niemals ein Kaiser und König gegen Rebellen wagte. Nach diesem Gesetz stehen alle politisch tätigen Personen unter dem Schutz der Republik. Man wird also in Zukunft ins Zuchthaus verbannt, wenn man den Juden Bernhard, den Landesverräter Künstler, den Schieber Bauer, ja sogar den Federhalunken Tucholsky oder den Volksbetrüger Barmat so nennt, wie sie es verdienen. Es handelt sich um „im politischen Leben stehende Personen", und die genießen den Schutz dieser Republik. Es ist verboten und mit Zuchthaus bedroht die Teilnahme an einer Verbindung, die „die republikanische Staatsform des Reiches oder eines Landes untergräbt". Was heißt „untergraben"? Das heißt: man kann darunter alles verstehen. Man hängt mit diesem Kautschuk-Paragraphen das Damoklesschwert einer drakonischen Strafe über jede, wenn auch noch so milde und noch so berechtigte kritische Äußerung: sie „untergräbt die republikanische Staatsform". Die Strafe: Zuchthaus, „Zwangsaufenthalt an bestimmten Orten des Reiches", Auflösung des Vereins, Verbot, Terror, Gummiknüppel! Ein Reich in Schönheit und Würde!

„Jeder Deutsche hat das Recht, innerhalb der Schranken der allgemeinen Gesetze seine Meinung durch Wort, Schrift, Druck, Bild oder in sonstiger Weise frei zu äußern." So lautet Artikel 118 des Weimarer Papiers. Herr Severing ist als Innenminister Schützer der Verfassung. Und er kommt uns mit diesem Terrorgesetz! Wir wissen also, woran wir sind!

Die Republik pfeift auf dem letzten Loch. Das sieht man an diesem Aufschrei der Angst und der blassen Furcht. Die Empörung im Volk wächst gegen alles, was sie ist und was sie bedeutet. Das meistert

auch Severing nicht. Herrliche Zeiten werden jetzt kommen für die Schieber und Bonzen, Verfolgung und Terror aber gegen die Opposition der Jugend. Doch aus all dem wächst Revolution. Wer Wind sät, wird Sturm ernten!

Hinter der lächelnden Maske Severings verbirgt sich Furcht und Erregung, bei uns verbirgt sich das Lächeln dessen, der warten kann.

Gummiknüppel heraus! Schlagen Sie zu, Herr Karl Severing!

Je mehr Sie schlagen, um so eher kommt der Tag, an dem wir alles mit Zins und Zinseszins zurückzahlen können.

6. Oktober 1929.

Zur Befriedung des öffentlichen Lebens

Darüber kann es heute keinen Zweifel mehr geben: das öffentliche Leben ist in dieser Republik auf das äußerste beunruhigt und friedlos. Wir sind nicht mehr ein Volk der nationalen Einigkeit und Geschlossenheit, sondern eine Ansammlung von Parteihaufen, die sich gegenseitig auf das erbittertste befehden und damit die Nation in die Unmöglichkeit versetzen, sich außenpolitisch gegen gegnerische Raubgelüste ihrer Haut zu wehren. Will man es recht verstehen, dann gibt es für den verantwortungsbewußten Politiker heute keine schönere und lohnendere Aufgabe, als das politisch friedlose Leben unseres Volkes zu befrieden. Wie aber kann das geschehen?

Das kann vorerst dadurch geschehen, daß man dieser sogenannten Republik ihr korruptionistisches Gesicht nimmt. Niemand wird im Ernst etwas gegen eine republikanische Staatsform haben, wenn sie Schutz und Schirm eines wahrhaft deutschen Volkstums ist. Das ist ja das Entscheidende: diese Republik wird am leidenschaftlichsten von Republikanern abgelehnt, und zwar von jenen, die sich unter Republik etwas anderes vorstellen als diesen Scherben- und Korruptionshaufen rund um Barmat und Sklarek. Ein Mittel, das öffentliche Leben zu befrieden, ist jener eiserne Besen, mit dem man den Augiasstall dieser Demokratie rücksichtslos ausfegt.

Wenn heute die Erwerbslosen in zorniger Empörung Sturm laufen gegen das Schandsystem der herrschenden sozialen Willkür, so tun sie das gewiß nicht aus Spaß oder Laune oder gar aus bloßer Antipathie gegen die republikanische Staatsform; die ist uns allen

im höchsten Maße gleichgültig. Wir protestieren mit unseren frierenden und hungernden Volksgenossen gegen soziale Tyrannei, gegen den schamlosen Versuch, die Lasten einer unerträglichen Tributpolitik auf die Schultern der werktätigen Massen allein zu legen, weil die sich nicht wehren können, und den Besitz dabei ungebührlich zu schonen. Das öffentliche Leben ist friedlos, weil das schaffende Volk sich mit Recht dagegen wehrt, daß die, die die Fronverträge unterschreiben, sich selbst vor ihrer Ausführung drücken und die breiten Massen die Suppe auslöffeln lassen möchten, die sie ihnen eingebrockt haben.

Wer von euch würde nicht mit Freuden dieser Republik dienen, wäre sie ein Staat der nationalen Ehre und Würde, wäre sie nicht aus der Kapitulation, sondern aus dem Widerstand heraus geboren worden? Und wer vermöchte im Ernst etwas gegen ihre Fahne zu sagen, hätten sie nicht zuerst die Deserteure, sondern die Frontsoldaten getragen, und wäre sie nicht am Tage ihres Entstehens über dem Reichstag, sondern auf dem Turm des Straßburger Münsters hochgegangen? Das öffentliche Leben in dieser Republik ist friedlos, weil in ihr mit den nationalen Belangen des Volkes Schindluder getrieben wird, weil die Landesverräter das große Wort reden und die Vaterlandsfreunde verfemt sind, weil die Schieber auf den Thronen und die Helden in den Zuchthauslöchern sitzen.

Man wird uns sagen, das alles ist Demagogie. Die Zustände in Deutschland sind zwangsläufig bedingt durch seine verzweifelte außenpolitische Lage. Dagegen etwas zu unternehmen, ist Wahnsinn, weil wir nicht im Besitz von Macht sind. Wir haben keine Waffen.

Die Freiheit eines Volkes wird nicht bestimmt von der mechanischen Gewalt der Gewehre, sondern von der ideellen Macht des Willens. Nicht die Gewehre erzeugen den Willen, aber der Wille schafft sich Waffen. Was nützte es uns, hätten wir heute Kanonen? Es fänden sich in dieser Republik genug Demokraten, die sie an Frankreich verrieten, genug hohe und höchste Würdenträger, die sie mit lohnenden Gewinnsätzen verschrotten und verschieben ließen. Das öffentliche Leben in Deutschland ist friedlos, weil der Feind uns unerträgliche Bedingungen auferlegt, die wir unmöglich erfüllen können. Der Feind erlegt uns unerträgliche Bedingungen auf, weil wir uns nicht dagegen wehren können. Wir können uns nicht dagegen wehren, weil wir uns nicht dagegen wehren wollen. Wir wollen uns

nicht dagegen wehren, weil die Regierung diesen Willen nicht vorbereitet. Die Regierung bereitet diesen Willen nicht vor, weil sie selbst zuallererst durch ihn vom Thron gefegt werden würde. Die Regierung ist feige von Natur aus. Sie macht das Volk feige, um die ihrem inneren Wesen entsprechende feige Politik treiben zu können. Zeitigt diese Politik unerträgliche Folgen, dann versteckt die Regierung sich hinter das von ihr feige gemachte Volk und behauptet, sie könne keine andere Politik betreiben, weil das Volk keine andere Politik wolle. Und so ist sie gezwungen, die furchtbare Lastenverteilung der Sklaverei zu organisieren. Darunter geht das Volk allmählich zugrunde.

Ist es da ein Wunder, wenn die am härtesten davon Betroffenen aufbegehren, wenn sie sich in offener Rebellion gegen das Schandsystem wenden und dabei das öffentliche Leben friedlos machen?

Wer ist denn hier der Schuldige, die Regierung oder das von ihr betrogene Volk? Wer hat Deutschland in den ewigen Krieg des Geldes gegen die schaffende Arbeit hineingestürzt, das Parlament oder die Opposition?

Es wird nicht eher Frieden in Deutschland werden, bis unsere nationale Ehre und unsere soziale Gerechtigkeit wieder erkämpft sind. Der Kampf darum ist entbrannt, und er wird bis zum Ende durchgefochten.

Dagegen hilft auch kein „Gesetz zur Befriedung des öffentlichen Lebens". Man kann den Volksfrieden nicht kommandieren. Herr Severing kuriert an den Symptomen herum, ohne ihre Ursachen zu beseitigen. Und darum ist sein neues Republikschutzgesetz ein untauglicher Versuch am untauglichen Objekt, von einem untauglichen Mann mit untauglichen Mitteln unternommen.

Er und seine Republik werden daran scheitern. Auch sie können der Natur keine Vorschriften machen. Das Rad der Geschichte rollt weiter, auch ohne sie, auch gegen sie. Und wer ihm in die Speichen fällt, der wird zermalmt werden.

26. Januar 1930.

Verkündung der Idee

Die Gesetze des Dritten Reiches sind nichts anderes als die Einlösung von Versprechen, die in den Jahren des Kampfes gegeben wurden.

Nicht mit den billigen Mitteln einer unverbindlichen Propaganda, nicht mit den kurzfristigen Verlockungen, mit denen die Parteien der Demokratie ihre Geschäfte fort und fort harmlos unter Dach zu bringen glaubten, ist die nationalsozialistische Bewegung groß geworden, sondern durch den Mut, den großen Lebensgesetzen der Völker auf den Grund zu gehen.

„Der Angriff" war darum mehr als ein Nachrichtenblatt, weil er die Idee des Nationalsozialismus verkündete. Was Pazifismus sei, was man unter Kapitalismus verstehen müsse, ob die Todesstrafe eine überlebte Unmenschlichkeit bedeute, wer sich als Volksgenosse künftig bezeichnen dürfe, wie man über die Arbeit im kommenden Staat denken werde — dies alles wurde mit sicherem Instinkt vorausgesagt und aus Lebensgesetzen begründet, viele Jahre, ehe es Wirklichkeit wurde.

Führer und Idee, Partei und Programm wurden als Einheit sichtbar.

Revolutionäre Forderungen

Wir sind nicht in die Parlamente gegangen, um dort unseren Willen mit den Mitteln der Demokratie durchzusetzen. Wir wissen sehr wohl, daß das Schicksal der Völker von Persönlichkeiten gemeistert, niemals aber von Majoritäten erredet oder erstimmt wird. Das Wesen der parlamentarischen Demokratie ist die Mehrheit, die Vernichtung des Verantwortungsprinzips und die Glorifizierung der Masse, über der ein paar Dutzend Schelme und Betrüger ihren gerissenen Schwindel treiben.

Was wir fordern, ist neu, einschneidend und radikal, darum im tiefsten Sinn revolutionär. Das hat in seinem Wesen nichts mit Radau und Barrikaden zu tun. Mag sein, daß das einmal dazu kommt. Aber es braucht nicht prinzipiell dazu zu gehören. Revolutionen sind geistige Akte. Sie vollziehen sich zuerst im Menschen selbst, dann erst in den Erscheinungsformen der Politik und Wirtschaft. Neue Menschen formen neue Daseinsinhalte.

In uns selbst hat dieser revolutionäre Akt seinen ersten Aufriß gemacht. Sein Ergebnis ist jener neue Typ, der sich heute dem politisch geschärften Auge als Nationalsozialist präsentiert.

Er fordert:

Die Wiederherstellung der deutschen Ehre. Ohne Ehre kein Recht auf Leben. Ein Volk, das seine Ehre verpfändet, verpfändet damit sein Brot. Die Ehre ist das Fundament jeder völkischen Gemeinschaft. Im Verlust unserer Ehre liegt ursächlich der Verlust unserer Freiheit begründet.

An Stelle der Sklavenkolonie die Wiederaufrichtung eines deutschen Nationalstaates. Der Staat ist für uns kein Ding an sich, sondern ein Mittel zum Zweck. Selbstzweck ist das Volkstum, das heißt die Summe aller im Volk lebendigen und gestaltenden schöpferischen Kräfte. Das Gebilde, das sich heute deutsche Republik nennt, ist nicht mehr Mittel zur Erhaltung unserer rassischen Erbgüter. Es ist Selbst- und Endzweck geworden, ohne innere Verbundenheit mit dem Volk und seinen Lebensbedürfnissen. Wir wollen die Überwindung dieser Sklavenkolonie und ihren Ersatz durch einen Volksstaat der Freiheit.

Für jeden schaffenden Volks- und Blutsgenossen Arbeit und Brot!

Jede Produktion soll ihren Lohn finden auf Grund der Leistung. Für das deutsche Arbeitertum mehr Auskommen!

Für das Volk erst Wohnungen und Brot und dann Reparationen!

Einführung der Bedarfswirtschaft! Zuerst die vitalsten Lebensbedürfnisse des Volkes erfüllen, dann Luxus und Tand. Für den Arbeitswilligen Arbeit! Für den Bauern Land! Die deutsche Außenpolitik, die sich heute darin erschöpft, das, was uns gehört, zu verramschen, muß zielbewußt umgestellt werden und radikal die aus der deutschen Raumnot sich ergebenden machtpolitischen Folgerungen ziehen.

Frieden unter den schaffenden Volksgenossen! Jeder soll an seinem Platz seine Pflicht tun können zum Wohle der Gesamtheit; dafür übernimmt der Staat den Schutz des Individuums und garantiert ihm den Ertrag seines Fleißes und seiner Arbeit. Volksgemeinschaft nicht als Phrase, sondern als revolutionäre Errungenschaft nach radikalster Durchfechtung der elementaren Lebensrechte des Arbeitertums.

Rücksichtslosen Kampf gegen das Schmarotzertum! Krieg den Raffern, Frieden den Schaffern! Ausschaltung aller wirtschaftskapitalistischen Einflüsse auf die Gestaltung der Politik des Volkes.

Lösung der Judenfrage! Konsequente Ausmerzung aller fremdrassigen Elemente aus dem öffentlichen Leben auf allen Gebieten. Reinliche Scheidung zwischen deutsch und nichtdeutsch allein nach den Rücksichten der Rasse und nicht etwa einer vorgetäuschten Nationalität oder gar Konfession.

Schluß mit dem demokratischen Parlamentarismus! Überantwortung der Politik an ein politisches Gremium, das auf Grund des Gesetzes der Kraft und der Auslese zusammengefügt wird.

Wiederherstellung von Treu und Glauben im Wirtschaftsleben. Vorbehaltlose Wiedergutmachung des Unrechts, mit dem man Millionen deutscher Menschen beraubt und ausgeplündert hat.

Das Recht der Persönlichkeit vor dem Pöbel. Kampf dem zersetzenden Gift international-jüdischer Geistigkeit. Bewußte Stärkung deutscher Kraft und deutscher Sitte! Ausrottung der Fäulnisherde semitischer Unmoral und Rasseverderbnis.

Todesstrafe für Verbrechen gegen das Volk! Galgen für Schieber und Wucherer!

Ein Programm ohne Kompromisse, dafür aber mit Männern, die leidenschaftlich seine Durchfechtung wollen. Eine Parole ohne Formel, aber gefüllt mit lebendigen Energien.

Die Revolution ist auf dem Marsch. Wir fordern!

6. August 1928.

Pazifismus

Friede auf Erden den Menschen!

Sagt der Jude und schließt den Geldschrank zu. Er braucht keinen Wärter davor. Das Weltgewissen betreut sein Hab und Gut, und der hochgebildete deutsche Michel staunt, wie sauber und praktisch das alles eingerichtet ist.

Nie wieder Krieg! So schreien die Unentwegten. Leider ist noch kein Witzbold auf den Gedanken gekommen, eine Liga zu gründen mit dem Kampfruf: Nie wieder Bauchgrimmen. Er hätte ebenso recht wie die Friedensfreunde.

Heißt das, man soll den Krieg um des Krieges willen wollen? Bei Gott, nein! Aber man beseitigt den Krieg nicht, indem man die Waffen niederlegt. Genau so wie man dem Bauchgrimmen kein Ende bereitet, indem man den Bauch wegschneidet.

Auch der Friede muß verteidigt werden, und zwar wie alle Güter dieser Erde, mit dem Schwert. Wer den Frieden will, rüste zum Krieg. Und wer den Krieg will, der predige den Frieden. So lautet die Rechnung.

Ruhe und Ordnung! schreit ihr. Gut! Warum habt ihr das nicht geschrien, als Ruhe und Ordnung herrschte, damals vor dem Kriege? Da machtet ihr Spektakel gegen den Staat, und jetzt, wo ihr durch Unruhe und Unordnung selbst in die Sessel hineingeschlüpft seid, verlangt ihr von uns, wir sollen schön ruhig sein; und derweil macht ihr uns so sachte die Taschen leer. Das könnte euch so passen!

Wenn einer nachts in eine Villa einsteigt, um das Silberbesteck zu stehlen, auch der ist für Ruhe und Ordnung. Und schreit hinter ihm eine gellende Frauenstimme: Diebe im Haus!, dann wird er sehr verwundert tun und erklären, das störe die Stille der Nacht.

Eine Weltanschauung ist kein Zierat zum Sonntagnachmittagsgebrauch, sondern Helfer und Wegweiser in diesem harten Leben.

Sie darf nicht nur Gültigkeit haben im blassen Reich der Theorien, sondern vor allem im harten Reich des täglichen Daseins.

Ein Pazifist glaubt daran, daß man dem Frieden am besten diene durch Verzicht. Der andere werde doch einmal ein Einsehen haben. Fangen wir also damit an, die Waffen niederzulegen. Dann wird der Feind schon nachkommen.

Also: Herr Müller spaziert abends durch den Tiergarten, friedlich-schiedlich, orgeltönend, hymnensingend, mit dem Ölzweig in der Hand: Herr Müller ist Pazifist. Plötzlich stehen zwei vor ihm, die ihm in nicht mehr mißzuverstehender Weise eine kalte Pistole auf die Stirne halten. Das sind also vermutlich keine Pazifisten. Geld oder Leben! Herr Müller gibt das Geld und behält das Leben. Rock oder Leben! Uhr oder Leben! Und so fort ad infinitum. So lange, bis Herr Müller nichts mehr hat, oder bis er nein sagt und Widerstand leistet. Ja, so ist das närrische Leben! Aber Herr Müller ist ja gar kein Pazifist. Kaum sieht er bei Nacht eine Pistole blinken, dann ruft er nach der Polizei. Das weiß Müller auch, daß die Polizei keinen Ölzweig im Wappen trägt, sondern den Gummiknüppel im Gürtel. Das heißt also: Ist Herr Müller in Gefahr, dann appelliert er an die Gewalt der andern, die er selbst zu feige ist auszuüben. Das ist des Pudels Kern.

Pazifismus ist Verzicht auf Selbstschutz und Vertrauen auf den Schutz der andern. Menschen dafür bezahlen, daß sie unser Leben und unseren Besitz verteidigen, das ist für den Pazifisten die letzte Höhe der Kultur. Dagegen selbst sein Leben einsetzen eben für dieses Leben, das ist für ihn dementsprechend die verabscheuungswürdigste Form der Barbarei.

Und so sehen denn diese Pazifisten in der Praxis aus. Draußen vor dem Ausland, da liegen sie auf dem Bauch, betteln, winseln, lecken dem Sklavenhalter den Staub von den Stiefeln und küssen die Hand, die sie züchtigt; aber drinnen im Lande, da schwillt ihnen der Kamm genau in dem Maße, in dem sie draußen vor dem Feinde niederträchtig, feige und gemein sind. Da halten sie sich schadlos für all die Demütigungen, die sie dummdreist grinsend von draußen einstecken, indem sie ihr feiges Mütchen am politischen Gegner kühlen. Nach draußen lautet die Parole: Nie wieder Krieg!, und drinnen singen sie: Blut muß fließen knüppelhageldick!

Das ist die Kehrseite der Medaille. War jemals soviel Unfriede

in unserem Volke wie im letzten Jahrzehnt, wo wir dem Weltfrieden dienten?

Nein, alles ist Lug und Trug, was uns diese Wölfe im Schafspelz lehrten:

Der Friede wird nicht erredet, sondern erkämpft.

Er ist der Güter höchstes nicht. Über ihm steht das ewige Leben!

Und der Sinn des Lebens heißt Behauptung!

Ein Volk, das darauf verzichtet, verzichtet damit auf das Recht zu leben. Andere Völker, die diesem ewigen Gesetz des Daseins dienen, werden darüber hinwegschreiten. Denn das ist das einzige Recht, das Gott den Völkern gab: zu leben und das heilige Leben zu verteidigen.

Also wollen wir handeln! 12. März 1928.

Verantwortlichkeit!

Kein Laden, kein Geschäft, kein Büro und keine Fabrik, kein Verein und kein Kegelklub, in denen nicht einer zu finden wäre, der die Verantwortung trägt; das heißt, dessen Gedeih und Verderb nicht mit dem Gedeih und Verderb der von ihm vertretenen Sache auf das engste verknüpft wäre. Wirft eine Fabrik hohe Gewinne ab, dann verdient der Direktor einen guten Happen Geld. Macht sie Minus, dann ist Schmalhans auch bei ihm Küchenmeister, und muß sie gar bankrottieren, dann kann auch er sein Bündel packen.

So und nicht anders ist es in diesem närrischen Leben!

Mit Ausnahme der deutschen Republik:

Je schlechter es der Republik geht, desto besser geht es ihren Ministern. Je mehr ihre Bürger an Steuern zahlen müssen, desto höhere Gehälter beziehen ihre Generaldirektoren. Niemand ist da, der die Verantwortung trägt. Wen können wir belohnen, wenn er uns zum Heil führt? Wen können wir bestrafen, wenn er uns dem Teufel verschreibt? Ein schlechter Minister riskiert in der Republik schlimmstenfalls, daß er auf ein paar Jahre kaltgestellt wird. Aber diese Jahre werden ihm versüßt durch Aufsichtsratsposten, Diäten und freigebig spendierte Pensionen.

Das ist doch das mindeste, was ein Volk von seinen Regierern verlangen kann: daß sie bereit sind, mit der Richtigkeit ihres Prinzips

zu stehen und zu fallen. Wer sich unterfängt, das Schicksal von sechzig Millionen Menschen in seine schwache Hand zu nehmen, der muß von seiner göttlichen Sendung so tief durchdrungen sein, daß, erweist sich einmal ihr Gegenteil, er gern und willig den verhängnisvollen Irrtum mit seinem Kopf bezahlt.

Wo finden wir das in der Republik? Minister kommen, Minister gehen. Sie experimentieren am Volk herum, und schlägt ihre Methode fehl, dann setzen sie sich wieder auf ihren Reichstagssitz und machen Opposition gegen ihre Nachfolger. Parteien treten vor das souveräne Volk hin und versprechen ihm goldene Berge. Nichts, gar nichts können und wollen sie davon halten. Wo ist die Instanz in der weltberühmten Weimarer Verfassung, die die Parlamentarier zur Rechenschaft zieht, weil sie bewußt und feige das Volk betrügen? Parteien delegieren ihre Fraktionsführer in die Regierungskabinette. Die treiben Politik, wie es ihnen gefällt, regieren gegen ihr Programm und tausendfach und feierlich gegebene Versprechungen. Wo ist der Gerichtshof, der sie im Namen des Volkes an ihre Pflicht erinnerte?

Wo nun euer Staat einmal ein Geschäft ist, warum vergeßt ihr dabei die Instanz, von der ihr wißt, daß sie selbst in jedem Saftladen wichtig und unumgänglich ist? Könnt ihr euch einen Betrieb denken ohne den Direktor, der für alles und jedes die volle Verantwortung trägt? Und dürfen wir nicht von euch verlangen, daß ihr nach dem Rezept, mit dem ihr eure Geschäfte macht, auch das große Geschäft der deutschen Geldprovinz einrichtet?

Das Volk wählt Parteien. Versündigen die sich am Ganzen, so berufen sie sich auf die anonyme und deshalb unfaßbare Wählermasse, die sie in die Parlamente schickte. Die Parteien wählen Minister. Treiben die Schindluder mit den Rechten des Volkes, so berufen sie sich auf die Parteienmehrheit, die sie ins Kabinett delegierte. Die Demokratie ist ein raffiniert ausgeklügeltes System der Verantwortungslosigkeit, in dem eine Gaunerhand die andere wäscht. Und bricht einmal die unvermeidliche Katastrophe herein, dann verstecken sich die Strauchdiebe hinter den Majoritäten und waschen ihre schmutzigen Hände in Unschuld.

Wie das zu ändern ist? Dadurch, daß man einem die Macht vertrauensvoll in die Hand gibt, dafür aber von ihm verlangt, daß er mit seinem Kopf für all sein Tun und Lassen einsteht. Das ist

Diktatur? Ist denn vielleicht eure sogenannte Demokratie keine Diktatur? Und zwar eine Diktatur der Minderwertigen, die sich nur deshalb hinter den Majoritäten verstecken müssen, weil das Volk sie niemals dulden würde, wollten sie offen und unverblümt ihre Macht spielen lassen? Herrscht denn heute das Volk oder nicht vielmehr der Pöbel des Geldes?

Demokratie ist Diktatur der Schieber. Das war sie schon zu Platos Zeiten, das ist sie auch heute noch.

Wir wollen eine offene Diktatur, deren Regierungskunst vom Volk kontrolliert werden kann. Wir wollen nicht selbst herrschen. Wir wollen nur, daß an der Spitze des Volkes Männer stehen, zu denen wir das Vertrauen haben, daß sie etwas wollen und etwas können. Sie sollen mit allen Rechten ausgestattet sein. Dafür übernehmen sie dann aber auch die volle Verantwortung für unser Wohl und Wehe.

Wir wollen nicht mitregieren. Wir wollen nur die Gewißheit haben, daß anständig regiert wird.

Wir wollen keine papierenen Rechte, wir wollen Freiheit und Brot!

Eine Regierung ohne festumgrenzten Verantwortungsbereich geht an ihrer eigenen Schwäche zugrunde. Das ist die tiefste Ursache unserer gegenwärtigen Not.

Darum weg mit verantwortungslosen Majoritäten! Her mit einem Mann, der seinen Kopf als Einsatz wagt!

16. April 1928.

Werdende Geschichte

Jetzt kann man die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei nicht mehr wegdisputieren. Sie ist da, sitzt mit einer beachtlichen Gruppe im Reichstag und in den anderen deutschen Parlamenten und schnoddert unsachgemäß, etwas vorlaut und so gar nicht im Verhältnis zu ihrer zahlenmäßigen Bedeutung in das eintönige Geplätscher demokratisch-pazifistischen Redeflusses hinein. Wir haben uns bereits nach allen Seiten hin unangenehm und auf die Nerven fallend bemerkbar gemacht, und die Herren der Erfüllung werden schon einen kleinen Vorgeschmack davon haben, wie die Kirschen munden, die man mit uns ißt.

Die Partei steht jetzt endlich wieder sicher und unerschütterbar mit beiden Füßen auf solidem Boden, ist fest wie keine andere innerhalb

und außerhalb des Parlaments in den breiten Volksmassen verwurzelt und dünkt sich nun stark genug, auch im Reichstag massiv und in breiter Angriffsfront den Kampf gegen das herrschende System von Weimar zu eröffnen. Wer hätte das auszudenken gewagt vor drei Jahren, als der Führer der Partei aus der Festungshaft entlassen wurde und sich gegen alles Mahnen und Drohen der Opportunisten entschloß, mit wenigen Getreuen den verfallenen Organisationsapparat der alten Partei aufs neue aufzubauen. Damals war die Bewegung in Süddeutschland ein wüster Trümmerhaufen, auf dem sich die verschiedensten Gruppen und Lager auf das erbittertste bekämpften; in Mitteldeutschland kaum noch Spuren einstiger Kraft und Größe, im Westen und Norden nur erst junge, keimhafte Anfänge, die keinem ernsten Sturm standzuhalten vermochten. Aber überall lebte doch der alte Wille, der den 8. und 9. November 1923 glühend durchzittert hatte. Kaum blies der Schöpfer seinen Odem in die erstarrten Glieder hinein, da begann allenthalben neues Leben aus den Ruinen zu blühen.

Und nun ist in hartem, zähem Ringen mit einem übermächtigen Gegner das Fundament der Partei aufs neue gelegt. Der Geist der Bewegung wurde stark und unerschütterlich an dem Widerstand, der ihm von bürgerlichen und marxistischen Machthabern entgegengesetzt wurde. Die Partei schritt vorwärts und aufwärts, eroberte langsam aber sicher Terrain um Terrain der feindlichen Abwehr und schickt sich nun an, aus dem rein Parteimäßigen in das Gebiet der großen Politik vorzustoßen. Wenn das, was wir seit Februar 1925 an Kampf und Opfer hinter uns brachten, nicht bedeutend über den Kreis des Parteiorganismus hinausging, so fangen wir nun an, Politik im großen zu betreiben, und erheben uns damit zu Gliedern einer werdenden Geschichte.

Das ist ein Kapitel ernstester Verantwortlichkeit. Wir arbeiten jetzt nicht mehr für uns, wir arbeiten jetzt unmittelbar an der kommenden Nation. Wenn wir unsere Stimme erheben, so geht sie heute weit über den Kreis einer geschlossenen Mitgliedschaft an das deutsche Volk. Die Nation und darüber hinaus das Ausland muß uns immer mehr vernehmen, muß unserem Willen Beachtung schenken und mit uns als eminent politischem Zukunftsfaktor zu rechnen beginnen. Das wird die Gegenseite nicht gern tun: um so lauter aber und unbeirrbarer müssen wir unsere Forderungen ver-

treten, und zwar so sicher und unanfechtbar, daß sie allen kritischen Bedenken trotzen können. Bisher waren wir nur Agitatoren. Heute sind wir mehr: Prediger und Repräsentanten des kommenden deutschen Nationalstaates. Dem müssen wir auch nach außen hin in allem Ausdruck geben: in Geste, Wort, Sinnbild und Tat. Eine Verantwortlichkeit von strengster Disziplin und schärfster Selbstkritik muß Richtschnur unseres Redens und Handelns werden. Presse, Agitation, Propaganda und Organisation sollen von diesem Augenblick an sinnfälliger Ausdruck dieser neuen Kursgebung sein. Wir reden und schreiben nun nicht mehr für uns, sondern für Deutschland. Wir sind keine Partei mehr, wir sind jetzt schon Staat im Unstaate. Was wir heute betreiben, das ist wirkliche Politik und als solche werdende Geschichte. Wir treten nunmehr wieder in den breiten Rahmen der historischen Entwicklung ein, und man wird uns nicht mehr aus der Geschichte ausradieren können.

Bedenke jeder, daß jede Handlung, jedes Wort, jede Zeile und jeder Marschschritt einmal das Bild mitbestimmen werden, das Enkel nach Generationen von uns gewinnen.

Legen wir alle Hand an! Vor dem Jahrhundert ist das Beste gerade gut genug!

25. Juni 1928.

Ein Jahr „Angriff"

Was das heißt, weiß nur der auszumessen, der dieses Kampfblatt mit großgezogen hat. Mitten im Verbot gegründet, zu einer Zeit, in der in der Asphaltpresse mangels geeigneter Sensation mit rührender Pünktlichkeit die Seeschlange auftauchte, haben wir den „Angriff" in einjährigem Kampf aus seiner geistigen und auflagemäßigen Enge zu dem gemacht, was er heute ist. Und wenn er jetzt weit über die Grenzen der Reichshauptstadt hinaus seine parteipolitische und völkische Bedeutung hat, so verdankt er das allein seinem konsequenten Kampfgeist und der radikalen Methode, mit der er das System des heutigen Deutschlands und seiner Nutznießer angreift und bloßstellt. Es war nicht leicht, aus den ersten Anfängen dieses Blattes zu dem vorzustoßen, was es heute bedeutet. Schwierigkeiten über Schwierigkeiten, Widerstände über Widerstände galt es zu überwinden. Und heute können wir's offen gestehen: manchmal sind wir selbst an der endgültigen Durchsetzung des von uns erstrebten Zieles

voll Sorgen verzweifelt. Ohne Geld, ohne Organisation, ohne Hilfe, ja fast ohne jedes Wohlwollen haben wir den „Angriff" in zähem Kampf vorwärtsgetrieben. Opfer ohne Maß sind darum gebracht worden von denen, die seine Spalten mit Leben füllten, sowohl wie von denen, die aus diesem Leben allmontäglich Kraft und Mut zu neuem Ausharren schöpften.

Der „Angriff" war in seinen Anfängen als Waffe gegen ein ungerechtes und schamloses Verbot gedacht. Als solche mußte er das System brandmarken, auf dessen Boden solche Verbote möglich waren und weiterhin möglich sind, mußte die Träger des Systems angreifen, die demokratisch genug sind, solche Verbote auszusprechen. Daß er die Dinge nicht mit Glacéhandschuhen anfaßte, das durfte jeder von vornherein wissen, der die Männer kannte, die hinter diesem Kampforgan standen. Wenn er heute weit über seinen eigentlichen Zweck und seine zeitweilige Bedeutung hinausgeht, so ist das ein Beweis dafür, daß der Kampf, den die Berliner Nationalsozialisten gegen das Polizeiverbot geführt haben, nicht im Lokalen sein Wesen und seinen Sinn beendete, sondern daß er selbst über die Grenzen der Gesamtbewegung hinaus eine Sache des ganzen deutschen Aktivismus war, der in unserer jungen Berliner Kampfgruppe als in seiner bewußten und folgerichtigsten Formulierung in der Reichshauptstadt getroffen werden sollte. Unsere Anklagen gegen das heutige Deutschland durften und konnten sich nicht im Prinzipiellen erschöpfen. Dinge, die man liebt oder haßt, haben Personen als Träger und Repräsentanten. Wir haben die heuchlerische Scheindemokratie des Novemberdeutschlands als Sache und den Juden als ihren bewußtesten Verfechter aus dem Dunkel der Verborgenheit ins helle Tageslicht gezogen. Es lag in der Natur der ganzen Auseinandersetzung, daß wir dabei Namen nennen mußten, im guten wie im bösen, und, weil wir eben ein Organ für das werktätige Volk sein wollten und auch wurden, unseren Lesern auch die bildliche Darstellung der Träger dieser Namen nicht vorenthalten konnten. So sieht er aus! Diese lachende „Angriffs"-Parole wurde zum geflügelten Wort, redlich geliebt von den Unterdrückten und redlich gehaßt von den Ausbeutern. Mit Witz und Bosheit, mit Laune und Satire gingen wir an Menschen und Dinge heran. Wer uns zwischen die Zähne kam, der hatte nichts zu lachen. Ein sicherer Polizeivizepräsident weiß ein Liedlein davon zu singen.

Wir haben ihn durch unseren unermüdlichen und zähen Angriff zur populärsten Gestalt der gesamten heutigen antisemitischen Bewegung gemacht, und wenn er später einmal mit in die Geschichte hineinschlüpft — als was, das wird sich ja noch finden —, dann hat er's allein uns zu verdanken.

Man hat uns vorgeworfen, daß wir manchmal über die Schnur gehauen haben. Die Methoden sind zu radikal, sagte der ewige Besserwisser. Ihr geht zu scharf heran, meinte der Spießer. Wo gehobelt wird, da fliegen Späne. Keiner weiß das besser als wir, daß wir zuweilen daneben geschlagen haben. Aber wir haben wenigstens geschlagen. Während die Journaille des Tages, auch die der nationalen bürgerlichen Opposition der Reichshauptstadt, in Feigheit versank und mit den Dingen, die auch sie als ein Unglück ansah, sich abzufinden begann, haben wir verbittert und lachend den Angriff proklamiert. Keinem zu Liebe und vielen zu Leide; nur der Sache wegen, die wir mit Leidenschaft verfechten. Aus Bedingungslosigkeit, Kampfgeist, Opfermut und Zähigkeit wurde diese Waffe mit Herzblut geschmiedet. Darum lieben wir den „Angriff", als wär er unser eigenes Kind.

Es liegt nicht im Sinne meiner Kameraden, wenn ich heute von den Opfern spreche, die wir alle für dieses Blatt gebracht haben. Das wird und muß einmal geschehen, wenn später einer von uns die Geschichte unseres Kampfes um ein deutsches Berlin schreibt. Für uns ist das heute vorbei, und unsere gesammelte Kraft geht schon wieder aus nach neuen Dingen. Angriff! Angriff! So lautet auch heute noch die Parole.

Vor mir liegt die erste Nummer dieses Blattes vom 4. Juli 1927. Bescheiden, unscheinbar, gut gemeint und wenig gekonnt. Mit einer gewissen Wehmut schaue ich durch die Spalten und blättere dann die ihr folgenden Ausgaben bis auf den heutigen Tag durch. Und wieder steht vor meinen Augen dieses gewaltige Ringen um unser Recht, das wir gemeinsam durchgefochten haben. Ich meine, es ist gut und richtig gewesen. Deshalb vor allem, weil an seinem Ende eins steht, das jede Methode rechtfertigt: der Erfolg. Aus einem Unternehmen, das schon in seinen Anfängen den Bankrott in sich zu tragen schien, wurde dieses Blatt, wirtschaftlich gesichert und gefestigt, aus sich selbst lebend, ohne Schulden und mit bedeutenden Überschüssen. Dafür sei allen Schreibern, Lesern und Werbern, Dank und Dank gesagt!

Und nun schicken wir diese Jahresnummer an unsere Freunde. Es ist nicht unsere Art, viel zu versprechen und wenig zu halten. Wie's war, so soll's bleiben! Tapfer, aufrecht, kompromißlos, bewußt und klar wollen wir weiter angreifen. In unseren Spalten sollen auch fernerhin der Mut und die verbissene Zähigkeit zu Hause sein, die allein auf dieser Erde am Ende den Sieg verbürgen, und jenes tapfere, hochmütige Lachen, mit dem der Wissende die Schmach erträgt, weil er die Mittel kennt, sie zu beenden.

Aufs nächste Kampfjahr! Greift an, Kameraden!

2. Juli 1928.

Politischer Katholizismus

Die nationalsozialistische Bewegung hat ihre Ursachen in dem Versagen der marxistischen und bürgerlichen Kräfte des deutschen Parlamentarismus. Ihre Anfänge resultieren aus einer scharfen Proteststellung gegen die Reaktion von rechts und links, und daher befindet sie sich seit der ersten Stunde ihres Bestehens bis heute zwischen zwei Feuern: von links wird ihr vorgeworfen, sie sei kapitalistisch und von rechts, sie sei bolschewistisch. Ähnlich ist ihre Position in bezug auf den politischen Konfessionalismus. Während die Ultraradikalen des Geistchristentums, die Erfinder des neuen Jesusglaubens, sich nicht genug tun können in brüchigen Beweisen unserer gesinnungsmäßigen und machtpolitischen Bindungen dem Vatikan gegenüber, sucht der parlamentarische Konfessionalismus uns bei seinen Anhängern dadurch zu diskreditieren, daß er immer und immer wieder die Legende aufwärmt, wir seien Neuheiden und Wodansanbeter und damit die schlimmsten und erbittertsten Feinde des Christentums.

Wie liegen nun die Dinge in Wirklichkeit?

Die nationalsozialistische Bewegung steht auf dem Boden eines positiven Christentums, ohne sich dabei an ein bestimmtes Bekenntnis zu binden. In ihr hat sowohl der Protestant wie der Katholik und der Deutschchrist Platz. Wir Nationalsozialisten sehen die große Krise der christlichen Weltanschauung überhaupt nicht so sehr im Formalen wie im Inhaltlichen. Christentum ist für uns ein Wirken, nicht ein Beteuern. Je mehr ein Mensch sich Jesus und seinem religiösen Vermächtnis verbunden fühlt, um so eher wird er geneigt

sein, im Gleichgesinnten das formal Trennende zu überbrücken und das seelisch Einigende zu betonen. So bei uns. Die gesamte nationalsozialistische Ideologie geht von der fundamentalen Erkenntnis aus, daß zur Lösung der brennenden Schicksalsfragen unseres Volkstums die formalen Gegensätzlichkeiten in unserem öffentlichen Leben beseitigt werden müssen, damit die Volksgenossen, die zueinander gehören, auch zueinander kommen können. Getrennt sind sie meistens im Formalen, selten nur im Wesentlichen. Das gilt in gleicher Weise für die konfessionellen wie für die wirtschaftlichen und politischen Spannungen der deutschen Gegenwart. Es liegt nur im Interesse unseres gemeinsamen Feindes, daß diese Spannungen von gewissenlosen Elementen immer aufs neue geladen werden. Gelingt es uns jedoch, diese Spannungen auf ein Mindestmaß herabzumildern, dann bekommen wir Luft und Raum, die eigentlichen Probleme unserer unerträglich gewordenen politischen Lage aufzurollen.

Auf einem anderen Blatt jedoch steht geschrieben, was wir mit dem politischen Katholizismus und seinen parlamentarischen Erscheinungen, dem Zentrum und der Bayerischen Volkspartei, auszumachen haben. Wir bestreiten diesen beiden Gruppen auf das entschiedenste das Recht, im Namen des deutschen Katholizismus zu sprechen. Ganz abgesehen davon, daß nur ein Bruchteil und wahrlich nicht der wertvollste des deutschen Katholizismus in ihnen politisch organisiert ist, haben diese beiden Parteien durch ihre seit Jahrzehnten betriebene Politik längst das Anrecht darauf verloren, Wortführer der deutschen Katholiken zu sein. Da hilft auch alles Geschrei vom drohenden Kulturkampf nichts mehr. Wir bekämpfen das Zentrum nicht, weil es katholisch ist — das ist es in der Praxis längst nicht mehr, ist es überhaupt noch nie gewesen —, sondern weil es dem Juden dient und unsere Freiheit verkauft hat. Wer Politik treibt, muß politisch gewertet werden und kann nicht für sich das Recht in Anspruch nehmen, sich bei Beginn der Attacke in die Etappe der Kirche zurückziehen zu dürfen. Die Religion in Ehren: aber wenn eine politische Macht, und sei es die des Vatikans, anfängt, in unseren Schicksalsfragen mitzureden und mitzubestimmen, und ihre Politik — denn das ist ja dann Politik — ist für unsere Erkenntnis falsch und verwerflich, dann greifen wir an, ohne Ansehen der Person, der Partei oder der konfessionellen Würde. Wir handeln dann als Deutsche, nicht als Katholiken oder Protestanten. Denn unsere

Kontrahenten handeln ja auch als Politiker, nicht als geistliche Instanzen. Keinem noch so geschickten Manöver der Gegenseite kann es auf die Dauer gelingen, diese klar formulierte Problemstellung künstlich zu verwirren. Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Der Diener am Wort diene dem Wort, und der Diener am Volk diene dem Volk. Wir lassen es nicht zu, daß der beamtete Diener am Wort dem Volk Schaden zufüge und sich dann damit herausredet, er habe am Wort gedient.

Das tuen das Zentrum und seine klerikal-politischen Repräsentanten. Sie haben vor allem seit 1918 eine Politik getrieben, die in ihrer Verwerflichkeit zu allen Zeiten ihresgleichen sucht. Deshalb treten wir dagegen auf, Katholiken und Protestanten, die sich als Deutsche ihres im Deutschtum verankerten Lebens wehren und es nicht weiter dulden wollen, daß man ihnen im Namen Jesu den Kragen umdreht.

3. Dezember 1928.

Volksgenossenschaft

„Staatsbürger kann nur sein, wer Volksgenosse ist. Volksgenosse kann nur sein, wer deutschen Blutes ist, ohne Rücksichtnahme auf Konfession. Kein Jude kann daher Volksgenosse sein."

So lautet der vierte Punkt der fünfundzwanzig nationalsozialistischen Thesen.

Was will er besagen?

Der Begriff Staatsbürger schließt in sich Rechte und Pflichten, die das Verhältnis des einzelnen Deutschen zu seinem Staat, zu seinem Volkstum regeln sollen. Nach unserer Auffassung ist der Wiederaufbau unseres Vaterlandes nur möglich unter Proklamation neuer Pflichten. Die Demokratie spricht nur von Rechten, aber in Wahrheit bürdet sie dem einzelnen ausschließlich Pflichten auf. Das primärste Recht, das wir seit 1918 genießen, ist das Recht: Maul halten und Steuern zahlen. Je fester die Republik ihre Untertanen in Steuerfron und Tributpflicht nimmt, desto lauter redet sie von den Rechten der Republikaner. Dem macht der Nationalsozialismus ein Ende: bei ihm hat jeder Staatsbürger seinen Fähigkeiten entsprechende Pflichten dem Staat gegenüber auf sich zu nehmen, aber jede übernommene Pflicht bedingt auch ein Recht. Je mehr Pflichten, desto

mehr Rechte. Eine solche Staatsauffassung ist in ihrem Wesen aristokratisch.

Bevor wir jedoch an die Stufung der Volksgenossen und Staatsbürger untereinander gehen können, müssen wir zuerst die gesamte Volksgemeinschaft von Bestandteilen säubern, die ihr innerlich wesensfremd sind, die nicht zu ihr gehören, die ein Fremdleben im Körper des Volkes führen.

Somit erhält der Begriff Staatsbürger eine Abgrenzung durch den Begriff Volksgenosse. Die Volksgenossenschaft als solche richtet sich nicht nach dynastischen oder ökonomischen Grundsätzen, sondern lediglich nach den Gesetzen des Blutes. Deutsch, das ist weder ein konfessioneller noch ein wirtschaftlicher, sondern ein blutlicher Begriff. Als solcher ist er rassenmäßig bestimmt. Das Prädikat Deutsch ist also nicht zu erwerben, sondern man bringt es mit. Man kann nicht Deutscher werden, man ist es, oder man ist es nicht.

Die Religion oder die Konfession liegt auf einer ganz anderen Ebene. Ich kann von Konfession zu Konfession wechseln, nicht aber von Volk zu Volk oder von Rasse zu Rasse. Die Konfession ist das Ergebnis einer seelischen Überzeugtheit, die den Gesetzen der Wandelbarkeit unterworfen sein kann. Die Rasse entspringt dagegen einem blutlichen Sein, das unwandelbar ist.

Übersetze ich diese Erkenntnisse ins Politische, dann heißt das: das deutsche Volk ist weder eine Kultur- noch eine Sprach- oder Religionsgemeinschaft. Das kommt alles erst in zweiter Linie, ist gewissermaßen nur Ergebnis einer primären Bedingtheit: der des Blutes. Wir bilden als Deutsche eine Rassengemeinschaft, und wenn man uns entgegenhält, daß diese Rassengemeinschaft schon sehr zerrissen und zerklüftet ist, so ist das kein Beweis gegen, sondern für uns. Um so mehr müssen wir diesen Erkenntnissen wieder zum Durchbruch verhelfen und sie zu herrschenden Staatsprinzipien machen.

Nur eine Gemeinschaft von Blutsbrüdern ist in der Lage, einen Staat zu bauen und auch zu erhalten. Diese Gemeinschaft nennen wir Volk, und ihr organischer Zusammenschluß in einem Staat heißt Nation. National bin ich, wenn ich entweder instinkthaft unbewußt oder erkenntnismäßig bewußt den Gesetzen dieser Gemeinschaft aus rassischen Gefühlen heraus diene, sie als für mich verbindlich erachte und danach handle.

Daraus folgt: Volksgenosse kann nur ein Blutsgenosse sein. Na-

tional ist der, der sich zum Volk bekennt auf Grund seiner rassischen Anlage.

Also: ein Jude kann weder Volksgenosse noch im deutschen Sinne national sein. Deshalb geht er auch aller Rechte verlustig. Er ist nur geduldet unter uns.

Solange er aber unter uns lebt, solange muß er sich unserer Art zu leben fügen, nicht wir seiner. Es wird ihm nur von Fall zu Fall erlaubt, neben uns zu wohnen, und wo er unsere Generosität mißbraucht, behandeln wir ihn als lästigen Ausländer. Dagegen hilft auch kein für Geld erworbener Staatsbürgerschein.

Das kommt noch besonders klar zum Ausdruck im fünften Punkt unserer Thesen.

„Wer nicht Staatsbürger ist, soll nur als Gast in Deutschland leben können und muß unter Fremdengesetzgebung stehen."

Haben wir einmal den nationalsozialistischen Staat, dann genügen diese Prinzipien vollauf. Dann leben in Deutschland nur noch Deutsche und Gäste. Gäste werden eingeladen und kommen nicht ungerufen. Wer gegen unseren Willen kommt oder da ist, dem zeigen wir, wo der Zimmermann ein Loch gelassen hat.

11. Februar 1929.

Jakubowski

Jakubowski, das heißt: „Nieder mit der Todesstrafe!" Brecht die Guillotine ab und führt den Henkersmann einem ehrsamen Handwerk zu! Du sollst nicht töten!

So plakatiert die Liga für Menschenrechte, und die aufrechte jüdische Demokratenpresse stimmt mit ein in den Entrüstungsschrei. Ein Mensch ist unschuldig gemordet worden! Der Bürger duckt sich und kriecht wie immer feige in seine vier Wände zurück. Nach einem ersten schüchternen Versuch, die Dinge ins rechte Licht zu rücken, macht er schlapp, und aus Angst vor der Kanonade der öffentlichen Meinung — so nennt man jenes Surrogat, das als Ergebnis einer wochenlangen Pressekampagne für Staatsanwälte, Parlamente und Spießbürger bindende Ansicht zu sein pflegt — hält er weise mit seiner wahren Meinung hinterm Berge. Also laßt in Gottes Namen die Henkersbeile rosten. Wir leben im Zeitalter der Humanität.

Der russische Kriegsgefangene Jakubowski, der einen kleinen

Knaben feige ermorden ließ, ist nach seinem Tode zu einer traurigen Berühmtheit gekommen. Glaube niemand, es ginge um ihn. Was kümmert es die Humanitätsapostel aus der Jerusalemer Straße, ob ein Kopf schuldlos oder schuldbeladen in den Sand rollt. Sie pflegen sich sonst doch nicht davor zu grausen, ein ganzes Volk den Henkern ans Beil zu liefern. Wie sollten sie auch nur mit einer Wimper zucken, wenn ein unbekannter polnischer Pofel aufs Schafott steigt! Jakubowski, das heißt: „Macht Schluß mit der Todesstrafe!" Und am lautesten schreien die, die am meisten Grund dazu haben. Wir glauben nicht an ihre Humanität, wir meinen vielmehr, unter den Schreiern vor allem die zu erkennen, die ein Interesse an der Beseitigung der Todesstrafe haben, da sie bei ihrer Aufrechterhaltung selbst Gefahr laufen, einmal am Galgen zu baumeln.

Dieser Mortimer starb euch gelegen! Und darum diese Betulichkeit. Die Gelegenheit ist günstig wie noch nie. Ihr schreit Jakubowski, und meint euch selbst und euren volksverbrecherischen Anhang. Jakubowski soll euch den Freibrief liefern für jede Untat und jede verräterische Gemeinheit am Einzelmenschen und an der Nation. Um eure Sache geht es, wenn ihr mit viel Lärm die Sache Jakubowski betreibt. Eure Köpfe wackeln, wenn ihr dem Jakubowski nicht ein spätes, unverdientes „Recht" erredet.

Nieder mit der Todesstrafe! Das darf nicht für den Staat, das muß auch für den Mörder gelten. Solange der Verbrecher mit Wissen und Überlegung den Dolch zückt und die Pistole abdrückt, solange hat der Staat das Recht und die Pflicht, den Mord mit dem Tode zu bestrafen. Das ist er sich selbst und der Erhaltung seiner sittlichen Existenz schuldig. Die Todesstrafe kann fallen, wenn die Mörder vom Morden, die Ausbeuter vom Ausbeuten, die Schieber vom Schieben, die Wucherer vom Wucher und die Vaterlandsverräter vom Verrat lassen. Die Guillotinen werden abgebrochen, wenn jeder Staatsbürger seines Lebens und die Nation ihrer Ehre sicher ist; eher nicht einen Tag.

Du sollst nicht töten? Das gilt zuerst für den Verbrecher und dann für das Strafgesetzbuch, das gegen ihn in Anwendung gebracht wird. Ein Mensch ist unschuldig hingerichtet worden? Das beweist noch gar nichts. Denn erstens entspricht das in dem angezogenen Fall nicht den Tatsachen, und zweitens, sollte es das, dann ist das ein Beweisstück für die Fehlerhaftigkeit und Unzulänglichkeit der Menschen,

die die Todesstrafe in Anwendung brachten, nicht aber gegen die Todesstrafe selbst.

Man komme uns nicht mit der faden Ausrede, es genüge für die Rechtssicherheit des Staates, wenn man den Mörder in sicheres Gewahrsam nehme. Am sichersten ist das Gewahrsam, in das der Mörder den Ermordeten nahm. Und wer garantiert uns dafür, daß nicht einmal in unserem Lande der unbegrenzten politischen Möglichkeiten eine Mehrheit ans Ruder kommt, die es sich in den Kopf gesetzt hat, einen Mörder zum Minister zu machen, und den etwa auf den Kanzlerposten beruft, den wir in sicheres Gewahrsam zu nehmen trachteten?

Die Todesstrafe ist eine selbstverständliche Forderung jedes sittlichen Staates. Sie ist nicht nur ein Abschreckungsmittel, sondern darüber hinaus eine einfache Funktion der Selbsterhaltung. Der Mörder ist ein asoziales Lebewesen, ein Subjekt, das für den Staat nicht nur wertlos, sondern im höchsten Grade gefährlich ist. Wenn der bürgerliche Staat die Todesstrafe nur für den Mord kennt und sogar im Begriff steht, sie selbst da abzuschaffen, so ist das seine Sache. Wir aber erkennen in dieser defaitistischen Schwäche ein Verfallssymptom, mehr noch, einen der Gründe, warum der bürgerliche Staat untergeht und untergehen muß. Wir lassen uns von dieser Erkenntnis durch keine, wenn auch noch so geschickt aufgezogene Sentimentalität abdrängen. Unsere Tränendrüsen sind leer. Wir fassen unsere Entschlüsse nur nach den Überlegungen nüchterner Notwendigkeit, niemals weibischer Weichheit und Weinerlichkeit.

Wir verlangen viel mehr noch, als der bürgerliche Staat abzubauen beabsichtigt. Todesstrafe für Mörder, das ist für uns eine Selbstverständlichkeit. Darüber hinaus aber haben wir die Absicht, auch mit Schiebern, Wucherern, Vaterlandsverrätern und Verbrechern an der Ehre und an der Existenz des Volkes ebenso kurzen Prozeß zu machen. Zu dieser Absicht bestimmen uns nicht irgendwelche Bedürfnisse nach Rache oder Vergeltung, wir wollen nur das Volk beschützen und sein Leben sicherstellen. Das Volk steht uns höher als die verbrecherischen Komplexe irgendeines asozialen Individuums. Wer den Tod verdient, der soll den Tod haben. Wer dagegen anschreit, der ist dringend verdächtig, daß er ihn verdient.

17. Juni 1929

Kapitalismus

Kapitalismus ist nicht ein Ding, sondern ein Verhältnis zum Ding. Nicht Bergwerke, Fabriken, Haus- und Grundbesitz, Eisenbahnanlagen, Geld und Aktienpakete sind die Ursache unserer sozialen Not, sondern der Mißbrauch mit diesen Gütern des Volkes. Der Kapitalismus ist also nichts anderes als Mißbrauch mit Volkskapital, und zwar findet diese Definition durchaus nicht ihre Begrenzung im rein Wirtschaftlichen. Sie hat allgemeine Gültigkeit auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens. Sie stellt ein Prinzip dar. Kapitalismus ist mißbräuchliche Verwendung von Volksgut überhaupt, und der Mensch, der diesen Mißbrauch treibt, ist ein Kapitalist.

Ein Bergwerk ist dazu da, dem Volk Kohle zu geben, damit es Licht und Wärme habe. Fabriken, Häuser, Grund und Boden, Geld und Aktienpakete sind zum Dienst am Volk bestimmt und nicht dazu, ein Volk zum Sklaven zu machen. Der Besitz dieser Güter vermittelt nicht so sehr Rechte wie Pflichten. Eigentum bedeutet Verantwortung, und zwar nicht vor dem eigenen Geldbeutel, sondern vor dem Volk und seinem Gesamtwohl. Zuerst waren die Bergwerke da, der Produktion zu dienen, und die Produktion ist dazu da, dem Volk zu dienen. Nicht das Geld hat die Menschen erfunden, sondern die Menschen haben das Geld erfunden, und zwar damit es ihnen dienstbar sei und nicht, damit es sie unterjoche.

Mißbrauche ich wirtschaftliche Güter, um mein Volk damit zu quälen und zu peinigen, dann bin ich des Besitzes dieser Güter nicht wert. Dann kehre ich den Sinn des Lebens in sein Gegenteil um, ich bin ein Kapitalist der Wirtschaft. Treibe ich Mißbrauch mit Kulturgütern, z. B. nutze ich die Religion zu wirtschaftlichen oder politischen Zwecken aus, dann bin ich ein schlechter Verwalter des mir anvertrauten Gutes, ein Kulturkapitalist. Der Kapitalismus nimmt in dem Augenblick unerträgliche Formen an, in dem die persönlichen Zwecke, denen er dient, den Interessen des Volksganzen zuwiderlaufen. Er geht dann von den Dingen aus und nicht von den Menschen. Das Geld ist dann die Achse, um die sich alles dreht.

Umgekehrt ist es beim Sozialismus. Die sozialistische Weltanschauung fängt beim Volk an und geht dann über zu den Dingen.

Die Dinge werden dem Volk untertan gemacht; der Sozialist stellt das Volk über alles, und die Dinge sind nur Mittel zum Zweck.

Wenden wir diese Grundsätze auf das Wirtschaftsleben an, dann ergibt sich folgendes Bild:

In einem kapitalistischen System dient das Volk der Produktion, und diese ihrerseits ist abhängig von den Mächten des Geldes. Das Phantom Geld triumphiert über die lebendige Wesenheit Volk. In einem sozialistischen System dient das Geld der Produktion, und die Produktion dient dem Volk. Das Phantom Geld wird der blutvoll-organischen Gemeinschaft Volk untergeordnet. Der Staat kann in all diesen Dingen nur eine regulierende Aufgabe haben. Er entkleidet die ewigen Auseinandersetzungen zwischen Kapital und Arbeit ihres volkszerstörenden Charakters. Er ist der Schiedsrichter zwischen beiden, der aber dann unerbittlich eingreift, wenn das Volk bedroht ist. Da gibt es für ihn nur eine klare Entscheidung, so oder so. Stellt er sich bei Wirtschaftskämpfen auf die Seite der Volksfeindlichkeit — sie mag sich dabei so national geben wie auch immer — dann ist er kapitalistisch. Dient er dagegen der Gerechtigkeit, und was damit gleichbedeutend ist, der staatlichen Notwendigkeit, dann ist er sozialistisch.

So einfach und durchsichtig diese Grundsätze in der Theorie erscheinen mögen, so schwierig und kompliziert sind sie in der politischen Praxis. Da werden sie abhängig gemacht von tausend Einzelfragen, von technischen und geschäftlichen Erwägungen, von weltwirtschaftlichen Bedingnissen und weltpolitischen Hemmungen. Unlösbar aber sind all diese Probleme in einem Volk, das nach innen charakterlos und nach außen versklavt ist. Das ist heute bei Deutschland der Fall. Bei uns steht die Frage, ob Sozialismus oder Kapitalismus gar nicht zur Debatte. Wir müssen für unsere Unterdrücker schuften und fronen und haben keine Zeit, an Sozialismus zu denken, ganz zu schweigen davon, daß wir die, wenn auch nur bescheidene Möglichkeit hätten, ihn in die Praxis zu übersetzen.

Das war der verhängnisvolle Irrtum des deutschen Proletariats an jenem unglücklichen 9. November 1918: man dürfe einen Krieg verlieren, sich um eine Revolution prellen lassen, und trotzdem könne man einen kapitalistischen Staat stürzen und einen sozialistischen an seine Stelle setzen. Das war nur möglich mit den Waffen. Niemals

in der Geschichte hat sich eine neue Weltanschauung — und der Sozialismus ist eine solche — in der Kapitulation durchgesetzt, immer nur im Widerstand und im Angriff. 1918 gab es für den deutschen Sozialisten nur eine Aufgabe: die Waffen zu behalten und den deutschen Sozialismus zu verteidigen. Das hat man nicht getan. Man redete und faßte Resolutionen, und der deutsche Arbeiter merkte gar nicht, daß er dabei nur seinem erbittertsten Feind, dem Weltgeld, die Steigbügel hielt.

Das Ergebnis dieser Torheit ist der Unstaat von heute. In der Phrase eine soziale Demokratie, in der Praxis eine Plantage des Weltkapitals. Dagegen setzen wir uns zur Wehr. Weil wir Sozialisten sind, die wollen, daß das Geld dem Volke diene, deshalb rebellieren wir gegen diesen Zustand, bereiten den Willen vor, ein unerträgliches System zu brechen, auf daß aus den Trümmern der demokratischen Geldprovinz einmal der sozialistische deutsche Nationalstaat auferstehe.

15. Juli 1929.

Politik und Geschäft

„Die Wirtschaft ist das Schicksal!" So sagte Walter Rathenau, der Großbankier und Trustgewaltige; und heute beten es ihm alle kleinen Spießer nach.

Ein buntes Sammelsurium von Plattheiten, Schiefheiten, Begriffsverwirrungen und Kleinigkeiten! Die Wirtschaft ist in einem Staat jene Funktion, die dem Volk das Brot vermittelt. Das kann sie nur, wenn sie frei ist und von keinem internationalen Einfluß darin beschränkt und eingezwängt wird. Die Wirtschaft ist eine Art der völkischen Betätigung, aber auch nur eine. Ihr beigeordnet ist beispielsweise die Kultur, die Religion, die Finanz, der Verkehr. Über allem aber steht die Politik. Eine gesunde und aufrechte Politik hat immer im Gefolge eine blühende Wirtschaft. Dieser Satz verliert seine Gültigkeit, wenn man ihn in sein Gegenteil umkehrt. Eine schlechte Politik verdirbt auch immer die Produktion, und ein unfreies Volk kann niemals eine kranke Wirtschaft zur Gesundung bringen, deshalb muß der Heilungsprozeß bei der Politik anfangen, und er wird sich dann auch allmählich für die Wirtschaft auswirken.

Weg mit der Politik! Das heißt nicht mehr und nicht weniger als weg mit der Sorge für das Allgemeinwohl! Mich interessiert nur

mein persönliches Schicksal und bestenfalls noch das meines Berufsstandes. Politik verdirbt den Charakter. Das sagen die, die aus der Politik ein Geschäft gemacht haben und mit ihrem schlechten Charakter das verderben, was sie unter Politik verstehen. Wir wollen durch Arbeit frei werden! Das ist die letzte Weisheit eines senil gewordenen politischen Bürgertums, das im Besitz der Macht ist und durch eine Umwälzung der Dinge alles verlieren und kaum etwas gewinnen kann. Nur die Produktion kann uns retten! Das ist dann wahr und richtig, wenn zuvor die Produktion durch die Politik gerettet ist und neben Sense und Hammer der Wirtschaft das scharfe Schwert der Wehrhaftigkeit steht.

In diesen Erkenntnissen liegt auch der Aufschluß jener rätselhaften Unzulänglichkeit, mit der heute der demokratische Parlamentarismus sich in unseren Schicksalsfragen versucht. Wir wählen Parteien in der Annahme, es seien politische Weltanschauungsgruppen, und es handelt sich in der Tat nur um ständische Wirtschaftsorganisationen. Das Bauerntum hat in der DNVP., die Großindustrie in der DVP., die Börse in der DP. und die Handarbeiterschaft in der SPD. ihren wirtschaftlichen Ausdruck gefunden. Die Parteien vertreten nicht mehr ein nationales Gesamtschicksal, sondern nur noch ständische Teilfragen.

Zwar suchen sie das heute noch vor der Öffentlichkeit zu verbergen, aber auch das nimmt bald ein Ende; und schon sehen wir im parlamentarischen Reigen Gebilde auftauchen, die sich nach außen hin jeder Politik begeben und nur wirtschaftliche Belange vertreten oder doch vorgeben zu vertreten (Wirtschaftspartei, Aufwertungspartei, Hausbesitzer- oder Mieterpartei). Damit wird der Sinn zum Unsinn, das Untergeordnete zum Übergeordneten, die Nebensache zur Hauptsache. Darunter geht nicht nur die Politik, sondern ebenso und viel furchtbarer und rapider die Wirtschaft zugrunde. An die Stelle des Politikers tritt nun der Syndikus, der Arbeitersekretär, der Landbundführer oder der Mittelstandsvertreter. Sie alle beurteilen die großen nationalen Schicksalsfragen, vor deren Entscheidung sie im Parlament gestellt werden, aus dem engen Zirkel ihrer berufsständischen Interessen heraus, und da die Belange irgendeiner Klasse in einem ausgebluteten Volk immer auf Kosten der anderen Klassen durchgefochten werden, ist die Politik des demokratischen Parlamentarismus nur noch ein Gaunern und Feilschen um persönliche Interessen

auf Kosten des anderen und damit der Allgemeinheit. Politik ist hier Fortsetzung des eigenen Geschäfts mit staatlichen Mitteln. Das verdirbt allerdings den Charakter.

Abhilfe kann da nur geschaffen werden von einer Organisation, die die Augen des Volkes wieder auf das Gesamtinteresse der Nation lenkt und fordert, daß die Einzelfragen vor der Schicksalsfrage des Volkes zurücktreten müssen, wenn sie überhaupt einmal mit ihr und durch sie gelöst werden sollen. Das Einzelne ordne sich dem Ganzen unter, damit das Ganze wieder den Schutz des Einzelnen übernehmen kann. Man soll uns nicht mißverstehen: wir verwehren keinem Beruf und keiner Klasse die radikale Vertretung ihrer persönlichen Interessen. Niemand hat so klar wie wir erkannt, daß das Volk nur gesunden kann, wenn jeder Stand frei und stark ist. Aber die Einzelinteressen dürfen nicht die Gesamtinteressen hemmen, sie müssen sie fördern. Erst kommt die Politik, das heißt, die Sorge für das Ganze und der radikale Kampf für seinen Bestand, dann die Wirtschaft, das heißt, die Sicherstellung der Interessen von Ständen und Klassen. Das erste ist dem zweiten übergeordnet.

Darum fordern wir zur Reinigung unseres öffentlichen Lebens die Trennung von Politik und Wirtschaft, Berufung eines politischen Rates und Wahl eines Ständeparlaments. In dem einen wird Politik getrieben, in dem anderen über wirtschaftliche Belange zu Rate gesessen. Damit vollziehen wir eine saubere Scheidung zwischen Primärem und Sekundärem, entgiften das politisch-wirtschaftliche Kampffeld und geben der Politik, was der Politik und der Wirtschaft, was der Wirtschaft ist.

22. Juli 1929.

Das Recht auf Arbeit

„Jedem Deutschen soll die Möglichkeit gegeben werden, durch wirtschaftliche Arbeit seinen Unterhalt zu erwerben." So bestimmt Artikel 163 der in Weimar beschlossenen Verfassung der deutschen Republik.

Dieser Satz ist unseres Wissens bis zum heutigen Tage noch nicht widerrufen worden. Er besteht also noch zu Recht und hat seine volle Gültigkeit; und wenn am 11. August dieses Jahres die Sturmkolonnen des Reichsbanners aufmarschierten und wohlbestallte Republik-

minister ihre tönenden Wortposaunen zum Lobe der Verfassung erklingen ließen, so meinten beide vermutlich auch jenen Satz, nach dem jedem Deutschen die Möglichkeit gegeben werden soll, durch wirtschaftliche Arbeit seinen Unterhalt zu erwerben. Solange Worte aber noch einen Sinn haben — man müßte ja füglich in der Republik daran zu zweifeln beginnen — kann vorläufig mit jenem Artikel des Weimarer Papiers nur eine graue Theorie, nicht aber eine praktische Wirklichkeit gemeint sein; denn sie sieht bedenklich anders aus.

Als im Deutschen Reichstag in den schicksalsschweren Augusttagen des Jahres 1924 über die Annahme der Dawesgesetze heiß gestritten wurde, da war einer der gewichtigsten Gründe, die die damalige Regierung Luther für die Kapitulation vor dem Gelddiktat vorzubringen hatte, der, man müsse schon allein deshalb unterschreiben, weil damit die einzige Möglichkeit gegeben wäre, die in Deutschland wachsende Erwerbslosigkeit — wir zählten damals rund 300 000 Menschen ohne Arbeit — zu beseitigen. Soviel auch durch Annahme der Dawesgesetze an Verfassungswerten zerstört wurde, einen glaubte man dadurch für jeden Deutschen wieder herzustellen — oder man behauptete es doch zu glauben: das Recht auf Arbeit.

Die Entwicklung hat nun allerdings den Skeptikern recht gegeben. Die Erwerbslosigkeit stieg und stieg von Jahr zu Jahr, und zwar eben auf Grund der Dawesgesetze. Aus den Dreihunderttausend wurden drei Millionen. Der Produktionsprozeß wurde rationalisiert, die Dawesverpflichtungen zogen in ihrem Gefolge Not und Elend der breitesten Volksschichten nach sich, und nun gewöhnt man sich allmählich daran, eine Millionenarmee von arbeitslosen Deutschen als feststehende Tatsache schweigend hinzunehmen. Es würde grotesk erscheinen, wollte man angesichts dieser Wirklichkeit im Ernst heute noch das verfassungsmäßig gewährleistete Recht des deutschen Republikbewohners auf Arbeit verfechten.

So liegen die Dinge.

Und es ist nicht mehr als recht und billig, wenn sich heute die erwachende deutsche Arbeitnehmerschaft gegen eine Verdrehung dieser feststehenden Tatsache zur Wehr setzt. Es geht nicht an, daß weiterhin von Regierungsseite mit eherner Stirne Dinge behauptet werden, die der Wirklichkeit nicht entsprechen. Entweder geben die Schutzpatrone der heutigen Republik zu, daß der Satz vom Recht auf Arbeit, auch wenn er in der Weimarer Verfassung steht, eine

fromme Lüge ist, oder aber sie bestehen auf seiner Richtigkeit — aber dann hat auch der deutsche Arbeitnehmer ein Recht auf dieses Recht. Nicht er ist dann verfassungsbrüchig, wenn er unter Umständen mit Gewalt gegen die jetzige Regierung auf Durchführung dieses Rechtes dringt, sondern diejenigen, die zwar immer bei der Hand sind, wenn es gilt, der Verfassung von Weimar bei rauschenden Geburtstagsfesten beschwingte Lobeshymnen zu singen, die sich aber nicht scheuen, im Bedarfsfall, ohne mit der Wimper zu zucken, ihre primitivsten Rechte außer Geltung zu setzen und mit Brachialgewalt gegen den vorzugehen, der gegen dieses schreiende Unrecht Protest einlegen will.

Das Papier von Weimar ist eben nur ein Papier. Es hat eine kleine, ehrgeizige Clique von Phantasten, machthungrigen Arrivisten, Arbeiterbetrügern und größenwahnsinnigen Schwätzern ans Ruder gebracht, nicht aber einen Zustand gegründet, in dem dem deutschen Volk die Möglichkeit zum Leben und die Anwartschaft auf eine bessere Zukunft gewährleistet wird.

Eine Verfassung hat die Aufgabe, ein Volk in bestmögliche Verfassung zu bringen.

Tut sie das in lebendigem Zusammenhang mit den zukunftstreibenden Kräften der Gegenwart und emporwachsend aus einem sicheren Traditionsgefühl der Vergangenheit gegenüber, dann ist sie gut. Tut sie das nicht, dann ist sie Buchstabe, Theorie, Schein und Vorwand für Dinge und Menschen, die unsichtbar bleiben wollen und sollen.

Und dann wird sie auch nicht durch Fackelzüge und Ministeressen das ewige Leben gewinnen.

1. Oktober 1928.

Arbeitspflicht

Die schaffende Arbeit ernährt die Völker. Die Arbeit entehrt nicht den Menschen, sie adelt ihn.

Der liberale Staat ist seinem Wesen nach auf der einen Seite ein Ausbeuter-, auf der anderen Seite ein Wohlfahrtsstaat. Er proklamiert das Recht der wirtschaftlichen Freiheit, ohne sich im mindesten um die Mißgriffe und Auswüchse dieser zur Willkür werdenden wirtschaftlichen Freiheit zu bekümmern. Nur wo sie direkt seinen

Bestand, das ist bei ihm immer gleichbedeutend mit seinem Profitinteresse, bedroht, da setzt er die soziale Fürsorge ein. Er gibt Almosen statt Brot, Geschenke statt Rechte, Sentimentalität statt Verpflichtung.

Der nationalsozialistische Staatsgedanke dagegen beruht auf dem Recht und auf der Pflicht zur Arbeit.

Arbeit ist nicht gleichbedeutend mit Beschäftigung. Beschäftigung kann nicht nur zwecklos, sie kann sogar schädlich sein. Der Geldschrankknacker beschäftigt sich auch, aber niemand wird behaupten wollen, daß er das zum Segen der Allgemeinheit tut, sondern nur zu ihrem Schaden.

Das Wesen der Arbeit beruht darin, daß sie Werte schafft. Es ist nicht so ausschlaggebend, welche Arbeit ich tue, sondern vielmehr wie und in welcher Gesinnung ich sie verrichte. Der Straßenkehrer, der mit Eifer und Fleiß seine Pflicht tut, ist für die Volksgemeinschaft wertvoller als der Minister, der mit galizischen Schiebern zusammen zweifelhafte Schrottgeschäfte macht. Es soll damit nicht behauptet werden, daß das möglich wäre oder gar vorgekommen ist. Wir meinen das nur in der Theorie.

Jeder, der nicht arbeiten will, wird von einem anderen, der für ihn mitarbeiten muß, ernährt. Er ist also nicht ein vollwertiger Staatsbürger, sondern ein Parasit. Wir proklamieren demzufolge die Pflicht des Volksgenossen zu arbeiten, geistig oder körperlich, und zwar muß seine Arbeit sich dem Ganzen einfügen. Sie darf nicht dem Interesse der Gesamtheit zuwiderlaufen, sie muß ihm dienen, oder doch mindestens darf sie ihm nicht schaden.

Der liberale kapitalistische Staat — und der marxistische geht ja auch, wenn auch radikal verbrämt, von derselben Grundeinstellung aus — hat die Arbeit ihres hohen ethischen Wertes entkleidet. Er hat sie degradiert, sie minderwertig und suspekt gemacht. Je niederträchtiger sie ist, je mehr sie sich dem Wohl des Volkes entgegenstellt, desto höher schätzt er sie ein. Am meisten achtet er den Börsenschieber, dessen Arbeit nutzlos, ja in den meisten Fällen sogar außerordentlich schädlich ist. Und am tiefsten verachtet er den einfachen Arbeitsmann, dessen Arbeit, wenn auch nicht weltbewegend vom einzelnen aus gesehen, so doch wichtig und unentbehrlich für die Gesamtheit ist.

Die Volksgemeinschaft der schaffenden Menschen! Das ist das Ziel, dem der nationalsozialistische Kampf entgegenstrebt. Wir sind dabei

keine Ideologen. Wir glauben nicht, daß die Volksgemeinschaft erreichbar ist durch Phrasen, Sprüche und Schwüre. Sie wird, wie jedes Hochziel, erkämpft, und zwar unter radikalster Vernichtung aller sozialen Unwerte auf jedem Gebiet. Dazu gehört vor allem, daß wir der heutigen, entehrenden Wertung der Arbeit einen neuen Wert der Arbeit entgegensetzen, und das ist nur möglich durch Proklamation der Pflicht jedes Staatsbürgers, zu arbeiten.

Wenn der Staat jeden seiner Bürger verpflichtet zu arbeiten, dann verleiht er ihm auch das Recht zu arbeiten; und das liegt denn auch in der Tat im Sinn des nationalsozialistischen Programms.

Man wird hier einwenden, daß das Recht zur Arbeit dann seine Begrenzung findet, wenn der Staat keine Möglichkeit hat, Arbeit zu geben. Das ist kein durchschlagender Gegenbeweis. Wenn ein Volk arbeiten will, dann findet es auch Arbeit. Dafür ist die Regierung da. Um vor den Widerständen zu kapitulieren — dazu brauchen wir keine Minister. Es ist sozial ungerecht und politisch gefährlich, solche volksfeindlichen Widerstände zu übersehen, sich damit abzufinden und die üblen Folgeerscheinungen auf die sozial Schwachen abzuwälzen, die sich nicht wehren können. Wenn ein Volk feige sein will und den Kampf verabscheut, dann geht es nicht an, daß die Reichen sich vor den Folgen drücken und die Armen, nur weil sie sich nicht wehren können, die ganze Last dieses Zustandes tragen müssen.

Solange der Staat seinen Bürgern keine Arbeit geben kann — vor allem, wenn er es selbst wie die Weimarer Republik feierlich in seiner Verfassung versprochen hat —, dann muß er ihnen eine andere Möglichkeit zu leben geben. Selbstverständlich wird eine solche Praxis immer Auswüchse zeitigen. Aber diese Auswüchse sind nicht die Regel.

Darum treten wir heute ein für das Recht jedes Deutschen auf Arbeit. Wo dieses Recht versagt wird, hat der Staat die Pflicht auf Schutz und Hilfe für die Arbeitslosen. Der nationalsozialistische Staat dagegen wird einen Zustand schaffen, in dem der Staat jedem Deutschen sowohl das Recht als auch die Pflicht zur Arbeit verleiht.

Dieser Grundsatz hat Ausdruck gefunden im 10. Punkt unseres Programms, der lautet: „Erste Pflicht jedes Staatsbürgers muß sein, geistig oder körperlich zu schaffen. Die Tätigkeit des einzelnen darf nicht gegen die Interessen der Allgemeinheit verstoßen, sondern muß im Rahmen des Gesamten und zum Nutzen aller erfolgen."

26. August 1929.

Großmacht Presse

„Die Presse ist die siebente Großmacht!" Dieses Wort Napoleons ist heute wahrer als damals, da es gesprochen wurde, und es wird in Zukunft wohl noch wahrer sein, als es heute schon ist. Wer die Presse hat, der hat die öffentliche Meinung. Wer die öffentliche Meinung hat, der hat recht. Wer recht hat, der kommt in den Besitz der Macht.

Die Presse ist die Bildnerin der öffentlichen Meinung und als solche im modernen Staat eine lebensnotwendige Funktion. Kein Staat, der mit Fug Anspruch auf diesen Titel erhebt, kann deshalb auf die Presse oder doch mindestens auf ein Kontrollrecht über sie verzichten. Tut er das, dann gibt er sich selbst auf.

Wir verwehren es der demokratischen Republik durchaus nicht, daß sie die Bildung der öffentlichen Meinung beaufsichtigt. Das ist seit je so gewesen und wird auch, solange es Politik gibt, so bleiben. Wir machen nur dagegen Front, daß man behauptet, das sei Meinungsfreiheit und so tut, als bedeute das einen Fortschritt gegen überwundene Zeiten der politischen Reaktion.

Da die Presse eine so eminent wichtige Rolle im modernen Leben spielt, liegt die Möglichkeit ihres Mißbrauchs sehr nahe. Und in der Tat sehen wir denn auch im heutigen System, daß sie nicht mehr Dolmetsch des Volkswillens, Fürsprecher der Volksnot, Wortführer der Volksmeinung ist, sondern daß sie, zum willfährigen Instrument in den schmutzigen, gierigen Händen einiger Geldmagnaten degradiert, die Meinung eben dieser Geldmagnaten in die Öffentlichkeit hineinbläst und damit den Volkswillen verfälscht, die Volksnot vergrößert und die Volksmeinung umdreht. Das birgt um so größere Gefahren in sich, als ja kein Volk so wie das deutsche dem gedruckten Wort glaubt und niemand sonst in der ganzen Welt wie der Deutsche sich so fest und vertrauensvoll an das klammert, was er schwarz auf weiß besitzt.

Damit ist die moderne Presse nicht zum Segen, sondern zum Fluch des Volkes geworden. Sie ist das Organ, durch das gerissene Wortschieber und Gedankenakrobaten dem Volk den gesunden Sinn verwirren, ihm das Gehirn verkleistern und es unfähig machen, normal und folgerichtig zu denken. Die Presse ist nicht an sich charakterlos. Sie wird es, wenn sie sich im Besitz von charakterlosen Menschen befindet. Sie mißbrauchen sie zu volkswidrigen Zwecken und treiben mit ihr ihr frevles kapitalistisches Spiel.

Bezeichnend für die moderne Berliner Presse ist die Tatsache, daß sie fast ausschließlich von Juden geschrieben und verwaltet wird, und zwar ist das im gleichen Maße der Fall auf der Linken wie auf der Rechten, im internationalen wie im nationalen Lager. Was der Bürger liest, was der Proletarier denkt, was Nationalismus ist, was Sozialismus bedeutet: der Jude hat es geschrieben. Da der Jude, wie jeder rassebewußte Mensch — und zu diesen gehört er in ganz hervorragendem Maße — alle Dinge, Situationen und Menschen natürlich nur aus seiner blutlichen Bedingtheit sieht, sehen kann und letzterdings auch sehen will, ist die jüdische Presse am Ende nichts anderes als das Einfallstor, durch das jüdisches Denken, jüdische Moral und jüdische Weltanschauung in die deutsche Bewußtheit eindringt. Selbstverständlich ist der Jude klug genug, das unbemerkt und Schritt für Schritt zu betreiben. Wieviel er aber auf diesem Gebiet schon erreicht hat, das mag man ermessen, wenn man die heutige seelische Haltung und charakterliche Verfassung des deutschen Volkes vergleicht mit dem, was man gemeinhin unter deutsch zu verstehen pflegt.

Wir sind als Volk verjudet, im Denken wie im Handeln. Wir werden uns dieser furchtbaren Tatsache nur noch in einer schwachen, verzweifelt aufbegehrenden Minderheit bewußt. Erreicht hat das der Jude in der Hauptsache durch systematische Beeinflussung der öffentlichen Meinung mit Hilfe der Presse.

Ein Staat, der leben will, hat ein Recht darauf, daß die öffentliche Meinung so gebildet wird, daß sie die Existenzmöglichkeiten des Volkes fördert, nicht verbaut. Wo die Presse das nicht freiwillig tut, da hat eine verantwortungsbewußte Regierung die Pflicht, jene, die in Bosheit verharren, mit allen legalen Mitteln zu zwingen oder aber sie unschädlich zu machen.

Die Presse diene dem Volk und seinem Wohl, dann dient sie auch der Wahrheit, der Freiheit und der Gerechtigkeit.

„Darum fordern wir den gesetzlichen Kampf gegen die bewußte politische Lüge und ihre Verbreitung durch die Presse. Um die Schaffung einer deutschen Presse zu ermöglichen, fordern wir, daß

a) sämtliche Schriftleiter und Mitarbeiter von Zeitungen, die in deutscher Sprache erscheinen, Volksgenossen sein müssen,

b) nichtdeutsche Zeitungen zu ihrem Erscheinen der ausdrücklichen Genehmigung des Staates bedürfen,

c) jede finanzielle Beteiligung an deutschen Zeitungen oder deren Beeinflussung durch Nicht-Deutsche gesetzlich verboten wird, und fordern als Strafe für Übertretungen die Schließung eines solchen Zeitungsbetriebes sowie die sofortige Ausweisung der daran beteiligten Nicht-Deutschen aus dem Reich.

Zeitungen, die gegen das Gemeinwohl verstoßen, sind zu verbieten. Wir fordern den gesetzlichen Kampf gegen eine Kunst- und Literaturrichtung, die einen zersetzenden Einfluß auf unser Volksleben ausübt, und die Schließung von Veranstaltungen, die gegen vorstehende Forderungen verstoßen." 2. September 1929.

Katastrophenpolitik

Eines der Hauptmerkmale nationalsozialistischer Weltanschauung ist die in ihr sich wie zwangsläufig vollziehende Gesetzmäßigkeit einer nüchternen und ehernen Logik. Der Nationalsozialist sieht das Leben so, wie es ist, nicht so, wie der Phantast es gern haben möchte. Das besagt nicht, der Nationalsozialist wolle daran nichts ändern. Aber er ist sich von vornherein darüber klar, daß wandelbar nur die Formen und Beziehungen sind, unwandelbar aber die ewigen Grundlagen des menschlichen Daseins. Er gibt mit der Feststellung dieser Gesetze noch kein Werturteil ab über ihre moralische Güte. Er sagt nicht, daß es so gut ist, wie es ist, sondern nur, daß es so ist. Und daraus folgert er, daß der Mensch sich in der Gestaltung des öffentlichen Lebens danach zu richten habe. Er braucht gar nicht ein Freund des Krieges zu sein, er konstatiert nur, daß der Krieg war und ist und bleiben wird. Er braucht gar nicht den Kampf zu lieben, er sagt vorerst nur, daß er notwendig ist, will man ein Volk vor seinem Untergang bewahren.

Die andern wissen das auch, sie sagen es nur nicht. Sie treiben Vogel-Strauß-Politik, stecken den Kopf in den Sand, lassen die Dinge treiben, wie sie treiben, und sehen sich dann am Ende ungerüstet und unvorbereitet in zwangsläufig sich vollziehenden Entwicklungen. Sie stehen uns meistens nicht nach in der Erkenntnis, sondern in der Konsequenz. Sie haben nicht den Charakter, den Dingen ins Auge zu schauen. Sie verstecken sich davor, und wo sie bei uns feststellen, daß wir ihnen nach Erkenntnis kalt und nüchtern zu Leibe rücken, da behaupten sie dann, daß wir, weil wir die bitteren Notwendigkeiten erfaßt, sie auch verschuldet haben. Wo wir das Übel anprangern, da

sind wir die Väter des Übels, wo wir den Verfall nicht verschweigen, da sind wir die Urheber des Verfalls, wo wir die Katastrophe beim Namen nennen, da sind wir Katastrophenpolitiker.

Nun tragen wir nicht deshalb an unserem Unglück die Schuld, weil wir das Unglück nicht verheimlichen, sondern ganz im Gegenteil: gerade die sind schuld daran, die uns diese Schuld in die Schuhe schieben möchten, und sie vermehren noch ihre Schuld dadurch, daß sie das Unglück nicht sehen wollen.

So ist es auch in der Tagespolitik. Das Reich, die Länder und die Kommunen befinden sich in einer geradezu desolaten Finanzverfassung. Es ist nicht mehr möglich, den laufenden Bedarf aus den laufenden Einnahmen zu decken. Der Reichsfinanzminister muß zur Begleichung dringendster täglicher Verpflichtungen bei den Großbanken fortlaufend Kredite aufnehmen. Er zehrt also die Substanz auf, verwüstet durch sein verantwortungsloses Geldgebaren den deutschen Besitz, höhlt die Basis aus, auf der wir stehen. Nun wird kein vernünftiger Mensch behaupten wollen, daß wir schuld sind an diesem verzweifelten Zustand. Wir haben in den zehn Jahren, in denen wir parteimäßig bestehen, keinen Anteil gehabt an der Regierung, weder im Reich noch in den Ländern. Ganz im Gegenteil: wir sind nicht müde geworden, gegen dieses System der Verramschung unseres Nationalbesitzes immer und überall, wo wir Gelegenheit dazu hatten, auf das entschiedenste zu protestieren. Die Katastrophe ist also nicht durch uns, sondern gegen uns und unsere Mahnungen gekommen. Nun sie da ist, nehmen wir uns das Recht heraus, sie beim Namen zu nennen. Wer treibt nun Katastrophenpolitik? Der, der die Katastrophe verschuldete, oder der, der sie feststellt? Wäre unsere verzweifelte Lage etwa weniger verzweifelt, wären unsere Finanzen in Ordnung, unsere Freiheit gesichert und unser Brot garantiert, wenn es keine Nationalsozialisten gäbe? Und ist es nicht vielmehr so, daß wir uns heute überhaupt nur noch halten können deshalb, weil unsere unablässige Kritik die gegenwärtigen Gewalthaber vor noch schlimmerem Wahnsinn bewahrte, als sie ihn ohnehin schon seit Jahren mit staatlichen Mitteln betreiben?

Daß wir protestieren und unserm Protest durch wohlüberlegte Anträge in den Parlamenten drastisch Ausdruck geben, daß wir unsere Arbeit darauf einstellen, dem System die Maske von der Fratze herunterzureißen, daß wir die roten Zaren zwingen, Farbe zu

bekennen, wer kann uns das verdenken? Wenn ihnen das unangenehm ist, so sollen sie's ändern. Und wo sie's nicht ändern, da wird über kurz oder lang das Volk sein Urteil abgeben. Je größer die Not, desto höher steigen unsere Chancen. Ist dabei bewiesen, daß wir die Not verschulden? Nein! Ganz im Gegenteil! Nur daß das Volk einzusehen beginnt, daß nur wir der Not ein Ende machen können und wollen.

Wenn wir es nicht dulden, daß die deutsche Katastrophe sich langsam und unmerklich vollzieht, für das Auge des Unwissenden fast unsichtbar, so, daß das Volk sich nach und nach an seinen Elendszustand gewöhnt, zukünftige Geschlechter werden uns einmal Dank dafür wissen. Wenn wir der verschleierten Krise ein Ende machen, den schleichenden Tod zu einem auch für die breiten Volksmassen erkennbaren Mord am deutschen Volkstum vortreiben, das ist nicht Katastrophenpolitik, sondern Politik gegen die Katastrophe. Das wollen wir: aus der latenten Krise soll eine offene werden, die Dinge sollen aufbrechen, das Volk muß wissen, wie seine Lage ist, der gewerbsmäßigen Täuschung der breiten Massen soll ein Ende gesetzt werden. Wir wollen und werden es nicht mehr dulden, daß man uns einen blauen Dunst vormacht, daß man dem Volk ein Paradies auf Erden vorgaukelt, wo eine wahre Hölle seiner harrt.

Die Dinge stehen auf Spitz und Knopf. Die Katastrophe braucht nicht mehr zu kommen. Sie ist schon da. Wir allein haben den Mut, dem Volk die furchtbare Wahrheit zu sagen. Aber wir geben ihm auch das Mittel an die Hand, dem drohenden Zusammenbruch wirksam zu begegnen.

Sie sollen uns dafür Katastrophenpolitiker schelten. Wir haben die Katastrophe weder gemacht noch gewollt. Aber wir werden sie einmal mit radikalen Mitteln beendigen. 15. Dezember 1929.

Ein Zeitprogramm

Es gibt zwei Arten der politischen Betätigung: entweder ich sitze in der Regierung, oder ich stehe in der Opposition. Schon in der Wortgebung kommt der tiefe Unterschied dieser beiden Arten, Politik zu betreiben, zum Ausdruck. In der Regierung sitzt man, in der Opposition steht man. Dazwischen liegt eine dritte Art, bei der man gewissermaßen in der Regierung steht oder in der Opposition sitzt. Das ist jene Art oppositioneller Regierungstätigkeit oder regierungs-

mäßiger Opposition. Sie ist kein Kampf gegen das System und noch viel weniger eine bedingungslose Hingabe an das System. Wir kennen sie alle aus der parlamentarischen Praxis. Sie kommt immer dann zum Ausdruck, wenn eine Partei in der Regierung sitzt, der es dabei nicht ganz wohl zumute ist, oder wenn eine Partei in die Opposition hineingedrängt wird, die gern in der Regierung sitzen möchte. Die klassischen Beispiele dafür sind in Deutschland die SPD. und die DNVP.

Diese zwei, drei Arten von Politik haben sich ihre verschiedene Programmatik geschaffen. Eine Regierungspolitik hat meist kein Programm, sie handelt. Eine Oppositionspolitik vertritt dem System gegenüber eine Weltanschauung, und die zwischen beiden liegende halbe Opposition verficht ein Programm auf Abruf. Die Regierung handelt nach einer Weltanschauung, und der Zwitter zwischen ihnen nimmt von beiden etwas. Er möchte gern handeln, wo er kritisiert, und er kritisiert gern, wo er handeln soll.

Gemeinsam ist allen dreien, solange sie im Betrieb des demokratischen Parlamentarismus verhaftet sind, die Wandelbarkeit ihrer Programmatik. Sie stellen ihre Forderungen auf Zeit ein, vertreten sie nicht auf Grund einer Weltanschauung, sondern in Verfolg eines wechselnden, tausend Schwankungen unterworfenen Opportunismus. Der Parlamentarismus hat sie alle im Kern vergiftet. Sie sind angewiesen auf die Gunst der öffentlichen Meinung und damit auf die Zustimmung der breiten Massen. Sie sind also folglich gar nicht in der Lage, Politik der Verantwortung zu betreiben. Sie stellen ihr ganzes Handeln ein auf Erhaltung der Popularität, fassen ihre Entschlüsse unter dem Druck der öffentlichen Meinung und meist ohne Rücksichtnahme auf Überzeugung und bessere Einsicht.

Parteien, die zum Selbstzweck geworden sind, haben ein unmittelbares Interesse nur an der Erhaltung ihrer eigenen Existenz, niemals an der restlosen Durchführung ihres Programms. Denn ist ihr Programm durchgeführt, dann verlieren sie ihren Zweck und ihre Daseinsberechtigung und müßten füglich der Auflösung anheimfallen. Aus dieser prekären Situation heraus ist ihr Bestreben zu erklären, durch Aufstellung immer neuer Forderungen die Instinkte der breiten Masse zu reizen. Sie leben von der Unzufriedenheit ihrer Anhänger, und wo die zu schwinden droht, da erhalten und steigern sie sie durch Proklamation immer anderer phantastischer Ziele, was dann am

Ende ja darauf hinauslaufen muß, überhaupt ein Programm aufzustellen, das an sich unerfüllbar ist, um damit die Daseinsberechtigung des Parteikörpers zu verewigen.

Die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei lehnt dieses im parlamentarischen Betrieb beliebte Verfahren auf das schroffste ab. Sie ist als Partei nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck. Ihr Selbstzweck ist das Wohl und die Freiheit des deutschen Volkes. Diesem Selbstzweck hat sie einen für den täglichen Gebrauch dienenden Ausdruck in den fünfundzwanzig Thesen ihres Programms gegeben. Das Programm der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei ist nicht zu einem bestimmten zeitlichen Zweck aufgestellt, es ist als Programm unabänderlich. Das heißt nicht, daß es im Äußeren, im Stil, in der Darstellung die bestmögliche Form unseres politischen Willens sein muß, aber der Wille selbst, der in ihm zum Ausdruck kommt, ist einmalig klar, eindeutig und überzeitlich.

Darum wird in dem den fünfundzwanzig Thesen unseres Programms vorausgesetzten kurzen Einleitungswort dieses als „Zeitprogramm" bezeichnet. Das soll nicht etwa bedeuten, Programm auf Abruf. Das heißt: Die Formulierung dieser Thesen ist der Ausdruck eines ewig bleibenden nationalsozialistischen Willens und einer unveränderlichen nationalsozialistischen Gesinnung für diese Zeit. Hier ist der Versuch gemacht, aus dem Bleibenden das zeitlich Bedingte zu substantiieren. Hier findet eine Idee, eine Weltanschauung Ausdruck im Realen, und darum ist dieser Ausdruck, wie immer, wenn Transzendentales sich zu realisieren sucht, behaftet mit allen Unzulänglichkeiten, die jedem Menschenwerk eigentümlich sind, das seine Idee aus dem Göttlichen und seine Materie aus dem Irdischen nimmt.

Unsere Gesinnung ist ewig und unwandelbar. Sie läßt sich nicht verändern und nicht steigern. Sie ist der letzte hinreißende Ausdruck einer neuen Weltanschauung. Diese Weltanschauung ist einmalig und deshalb unveränderlich.

Unsere Programmatik verleiht dem klassischen Ausdruck in dem Satz:

„Das Programm der Deutschen Arbeiterpartei ist ein Zeitprogramm. Die Führer lehnen es ab, nach Erreichung der im Programm aufgestellten Ziele neue aufzustellen nur zu dem Zweck, um durch künstlich gesteigerte Unzufriedenheit der Massen das Fortbestehen der Partei zu ermöglichen."

29. Dezember 1929.

Kampfjahr 1930

Wenn wir bisher beim Jahresabschluß eine Stunde Muße fanden, Rückschau zu halten auf die vergangenen und Ausschau auf die kommenden zwölf Monate, so taten wir das immer mit einer geheimen Bitterkeit. Nicht, als ob wir je an der Richtigkeit und an dem endgültigen Sieg unserer Bewegung gezweifelt hätten. Sie war für uns in den Stürmen der Zeit der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht, das einzig Bleibende unter den wechselnden Erscheinungen des Alltags, daran wir uns mit all unserem Glauben und all unserer Inbrunst klammerten, um in der feigen Skepsis der Gegenwart nicht verzweifeln zu müssen. Aber wir schauten doch zurück auf harte und schwere Kampfjahre, ohne daß uns am Himmel unserer Sehnsucht ein Stern des Erfolges aufgegangen wäre. Wir hatten zähes und schollenschweres Ackerland gepflügt und Saat in die Furchen gestreut; aber wir warteten doch vergebens auf den Tag der Ernte.

Das ist nun anders geworden. Der Wind hat umgedreht, und es geht nun näher zur Ernte hin. Das Jahr 1929 war nicht nur ein Jahr des Kampfes, es war auch ein Jahr des Erfolges. Noch bei seinem Beginn stand unsere Bewegung in der Anonymität, von Spott und Hohn der Öffentlichkeit umgeben, hinter einer Eiswand des Boykotts. Und dann begann mit einem Male ihr triumphaler Aufstieg. Wir erlebten Wahlen in allen Teilen des Reiches, bei denen die anderen Parteien die ausnahmslosen Verlierer und die NSDAP. die einzige Siegerin blieben. Und zwar blieb dieser Aufmarsch einer neuen Front des bewußten Aktivismus nicht auf Stände, nicht auf Berufe, nicht auf Konfessionen und nicht auf Landschaften beschränkt. Er ging quer durch die alten und überlebten Klassengebilde des dahinsinkenden bürgerlich-marxistischen Deutschlands, und es bekannten sich zu unserem Ideal der Bauer und der Städter, der Arbeiter und der Bürger, der Protestant und der Katholik, der Nord- und der Süddeutsche. Es war in der Tat ein Aufbruch der Nation, wie er in dieser explosiven Leidenschaftlichkeit bis dahin noch nicht erlebt ward. Und dieser Aufbruch ist nicht im mindesten zum Stillstand gekommen. Er wächst selbst mitten in diesen Wochen der politischen Ruhe lawinenartig an, und heute vermögen wir noch gar nicht abzumessen, wohin er in den nächsten Monaten treiben wird.

Da haben wir wohl allen Grund, auf das Jahr 1929 mit tiefer

Befriedigung rück- und auf das Jahr 1930 mit großer Zuversicht vorzuschauen. Was wir seit zehn Jahren mit allen Fasern unseres Herzens ersehnten, es ist nun beglückende Wirklichkeit geworden: die Dinge sind ins Rollen gekommen. Die Erstarrung des politischen Lebens in Deutschland ist einer erfrischenden Lebendigkeit gewichen. Die Lager haben sich geschieden und in der Scheidung neu formiert, und es unterliegt heute keinem Zweifel mehr, daß es uns in den vergangenen zwölf Monaten mindestens gelungen ist, der Front der Opposition vor allem in Idee, Taktik und Methode unseren Stempel aufzudrücken. Wo heute in Deutschland rebellierende politische Gruppen vorstoßen, wo die Ideale eines neuen Staatsbewußtseins mit Leidenschaft gefordert werden, wo man Protest einlegt gegen das Lügen- und Schandregiment dieser Republik, da geschieht es unter unserem Feldgeschrei. Wir geben heute der Aufmarschbewegung eines kommenden Deutschlands Tempo, Idee und Parole. Aus der verachteten und verleumdeten Sektierergruppe von gestern ist die heißumstrittene, redlich gehaßte, aber auch mit Inbrunst geliebte Trägerin der deutschen Opposition überhaupt geworden.

Es wäre falsch, wollten wir dabei verkennen, daß uns bei unserem atemberaubenden Aufstieg Fortuna treu zur Seite stand. Gewiß haben wir Glück gehabt, für das wir nicht konnten; aber Glück muß eben der haben, der den Sieg an seine Fahnen heften will. Darüber hinaus jedoch wollen und dürfen wir nicht vergessen, daß wir uns das meiste von unseren Erfolgen durch Arbeit, Opfermut und politische Leidenschaft redlich verdient haben. Es muß das auch einmal gesagt werden. Nur die Lumpe sind bescheiden. Keine andere Partei kann sich heute mit uns messen an Fleiß und Beweglichkeit, an Zähigkeit und Aktivität, an Angriffsgeist und Tempo. Glück hin und Glück her: auf die Dauer hat es nur der Tüchtige.

Und so treten wir voll Erwartung und Hoffnung, bis zum Bersten gefüllt mit Unternehmungslust und eifernder Hingabe, in das Jahr 1930 hinein. Es wird ein Kampfjahr in des Wortes bester Bedeutung werden. Die zunehmenden Krisen im wirtschaftlichen und politischen Leben werden sich zu spontanen Katastrophen verdichten: und sie erfordern von uns Klarheit im Ziel, Geradheit in der Taktik und Unbeugsamkeit in der Methode. Wir sind nicht mehr eine Partei von Außenseitern. Heute schon schaut Deutschland auf uns und morgen vielleicht die Welt. Wie diese Demokratie zusammen-

schrumpft und politisch verkrustet, so wächst unsere Bewegung und gewinnt an Tempo und Manövrierfähigkeit. Der Kampf hat sie — ohne daß die, die ihn uns aufzwangen, ahnten, was sie damit taten — eisern und hart geschmiedet. An ihrem unerschütterbaren Willen werden alle Terrorisierungsversuche und Verfolgungsmaßnahmen zerschellen. Das ist vorbei, daß man uns einfach mit einem Federstrich irgendeines wildgewordenen politischen Funktionärs aus der Welt der Tatsachen ausstreichen konnte. Die NSDAP. ist bereits, ohne daß ihre Gegner es wissen und wahrhaben wollen, in den Anfang ihrer geschichtlichen Mission hineingewachsen.

Klar Schiff! Die Segel sind gespannt und blähen sich stolz im scharfen Wind, der über Deutschland hinwegfegt. Hoch vom Deck klingen die dröhnenden Rhythmen der Mannschaft, die, auf Gedeih und Verderb aneinandergekettet, die Ausfahrt wagen will. Mitten hinein ins Sturmjahr 1930! Aufs Meer der politischen Kämpfe, wo um den letzten Sieg gerungen werden soll!

Mögen die Stürme blasen und aufheulen, sie schrecken uns nicht mehr. Im Sturm wuchsen wir auf, und im Sturm werden wir siegen oder fallen!

Die Sirenen heulen, die frohe Ausfahrt beginnt!

Auf, Matrosen, die Anker gelichtet!

2. Januar 1930

Die Partei

Die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei hat im Laufe des letzten Jahres einen Aufschwung genommen, der wohl in der gesamten deutschen Parteigeschichte einzig dastehend ist. Dieser Aufstieg ist heute noch nicht im mindesten ins Stocken gekommen. Ganz im Gegenteil! Man spürt es direkt, wie diese Bewegung Tag für Tag Festung um Festung erobert, wie sie sich machtvoll und siegreich in Stadt und Land durchsetzt und gerade da am triumphalsten zum Durchbruch kommt, wo sie nach anfänglichem Widerstand die ersten Hindernisse und Hemmungen überwindet und dann in geradezu atemberaubendem Tempo das anfänglich Versäumte einholt.

Es wäre müßig, im einzelnen all den Gründen nachzuforschen, die zu diesem unaufhaltsamen Wachstum geführt haben und noch weiterhin führen. Gewiß ist ein großer Teil ihrer Erfolge in der so

gewitterhaft geballten politischen Atmosphäre der letzten Monate zu sehen, in den zunehmenden wirtschaftlichen und politischen Katastrophen, die ja im allgemeinen und zwangsläufig die breiten Massen der Mitläufer radikalen Organisationen zutreiben. Aber es wäre doch sehr kurzsichtig und zeugte von einem bedenklichen Mangel an Erkenntnis der wirklich treibenden Kräfte der Gegenwart, wollte man hier allein die Ursachen unserer Erfolge sehen. Weit über Tagesbedingtheiten hinaus beginnt heute unsere Bewegung doch immer mehr sichtbar zu werden als prägnantester Ausdruck jenes großen Aufbruchs deutschen Willens, dessen Kräfte, bisher unter Schutt und Schlamm der Revolte fast erstickt, nun allmählich und unaufhaltsam zum Licht dringen.

Sei dem, wie ihm wolle. Uns jedenfalls obliegt in dieser Entwicklung die Pflicht, dafür zu sorgen, daß unsere Tageserfolge zu Dauererfolgen werden, nicht zuzulassen, daß die breit anströmenden Wogen dieser hinreißenden Flut am Ende elend im Sand verlaufen — Spreu vom Weizen zu scheiden und unbeirrt und folgerichtig gerade jetzt die Aufgaben in Angriff zu nehmen, die zwar im Augenblick weniger populär, für eine endgültige Meisterung des deutschen Schicksals aber um so notwendiger erscheinen.

Am unabweisbarsten erscheint uns da die Aufgabe, aus der marschierenden Truppe immer bewußter und zielsicherer die Unterführerschaft herauszuziehen, deren wir später einmal und unbedingt zur restlosen Durchsetzung des Staates mit unserer Weltanschauung bedürfen. Unsere Partei hat ein glänzendes Gefolgschaftsmaterial, und daß ihre höchsten Spitzen mit scharfen und radikalen Köpfen besetzt sind, steht wohl auch außerhalb der Bewegung außer allem Zweifel. Nur fehlt uns, und zwar ist das augenblicklich unser bedeutsamster Mangel, die ausgebildete und in der Parteischule zielbewußt trainierte Unterführerschaft. Die kann man nicht kommandieren, die muß man erziehen. Fast jeder Gauführer klagt darüber, daß er seine wichtigsten Arbeiten in der Hauptsache allein machen müsse, da er sich im entscheidenden Augenblick nur auf sich selbst verlassen könne. Dem muß und kann abgeholfen werden, und zwar dadurch, daß die verantwortlichen Stellen sich ihre Mitarbeiter heranziehen, daß sie ihnen ein festumrissenes Arbeitsgebiet zuteilen, sie sich darin einarbeiten und ihnen dann aber auch Initiative und Verantwortung lassen. Dadurch heben sie den Arbeitseifer und die Verantwortungs-

freudigkeit. Nicht einer soll alles machen. Vielmehr müssen die Maßgebenden ihre Hauptaufgabe darin sehen, die Arbeiten richtig zu verteilen, keinem Lasten aufzubürden, die er nicht tragen kann, und dann in allen zuständigen Ressorts nach dem Rechten zu schauen.

Dadurch erreichen wir zweierlei: erstens daß der Kreis der verantwortlichen Mitarbeiter wächst, und zweitens, daß die mit der Hauptlast überbürdeten führenden Parteigenossen etwas entlastet werden und ihre Arbeitskraft wenigstens hier und da für Dinge frei machen können, die zwar noch nicht heute, aber vielleicht morgen von weittragender Wichtigkeit sind. Es ist ein Unding, von einem Menschen jahrelang zu verlangen, daß er alles und jedes macht und darüber hinaus auch noch Zeit findet, sich geistig weiterzubilden. Auch unsere Bewegung ist nicht unerschöpflich an Reserven, und nichts Schlimmeres könnte uns zustoßen, als daß sie sich einmal in den Hauptquellen leerläuft. Macht aus den Mitläufern Mitarbeiter! Verteilt unter sie die vielgestaltigen Aufgaben, die die Partei heute organisatorisch und propagandistisch zu lösen hat, und legt die produktivsten Kräfte frei zur geistigen Vorbereitungsarbeit für morgen und übermorgen.

Und noch eins: je mehr die Partei wächst, um so stärker strömen auch Elemente in sie hinein, die nicht hineingehören. Bei uns soll nicht die Zahl, sondern der Wert entscheiden. Auch da kann eine illusionslose Nüchternheit niemals von Schaden sein. Parteigenossen, die ihre einzige Pflicht der Partei gegenüber darin sehen, nur mit Ach und Krach ihre Mitgliedsbeiträge zu bezahlen, gehören nicht in unsere Front, ganz zu schweigen von denen, die selbst das nicht einmal tun. Da ist eine „goldene Rücksichtslosigkeit" durchaus am Platze. Ein fauler Kunde kann, läßt man ihn jahrelang unter einer kämpfenden Gruppe demoralisierend wirken, auf die Dauer die ganze Gruppe aktionsunfähig machen. Nichts verdirbt mehr als schlechte Beispiele. Unsere Bewegung ist und bleibt eine Partei der Auslese. Es soll immer mehr eine Ehre sein, der Partei als kämpfendes Mitglied anzugehören, und nichts ist unwürdiger und dem Charakter unserer Bewegung widersprechender, als um Mitglieder betteln zu gehen. Wer kommt, der ist willkommen. Aber dann soll er auch, wie wir, Pflichten erfüllen und nicht Rechte fordern. Und hin und wieder tun die einzelnen Kaders gut daran, ihre Reihen durch eine General-

säuberung zu reinigen, um damit Platz für einen gesunden Zufluß zu schaffen.

Die Aufgaben, die die Partei in nächster Zeit zu lösen haben wird, gehen fast über das Menschenmögliche hinaus. Nur wirklich feste und unbeirrte Kampfnaturen werden sie meistern können. Sorgen wir schon heute dafür, daß die Bewegung, kommt es einmal darauf an, innerlich und äußerlich den Anforderungen gewachsen ist, die das Schicksal an sie stellt.

30. März 1930

Führertagung

Der politische Laie fragt sich manchmal verzweifelt und ohne daß er darauf eine Antwort finden könnte, woher denn eigentlich der für ihn so gänzlich unverständliche Aufstieg der nationalsozialistischen Bewegung komme. Er hat meistens keine Ahnung von dem weltanschaulichen Gedankenkreis unseres Programms, viel weniger aber noch von dem organisatorischen Aufbau unseres Parteiapparates selbst; deshalb verfällt er immer wieder in den Fehler, die NSDAP. mit irgendeiner anderen Partei zu vergleichen, und kommt dann allerdings bei seinen Untersuchungen zu keinem Schluß. Die ganze Angelegenheit ist für ihn ein Buch mit sieben Siegeln, und je nach seiner inneren Veranlagung fühlt er sich von ihr mit einem heimlichen Gruseln angezogen, er wendet sich, weil er sie nicht versteht, uninteressiert davon ab, oder er nimmt dagegen Stellung, weil ihm „die janze Richtung nicht paßt".

Der Tieferschauende jedoch, der sich die Mühe macht, den Dingen auf den Grund zu gehen, wird bald bis zum Geheimnis unserer Wesenheit und damit auch unseres Erfolges vorstoßen. Es besteht genau besehen in zweierlei: wir sind Vertreter einer Weltanschauung, und die Methoden, nach denen wir sie verfechten, beruhen auf Gesetzen von ewiger Allgemeingültigkeit. Als Weltanschauungsgruppe gerät unsere Partei niemals in die Gefahr, in Interessenklüngel und Geschäftscliquen zu zerfallen. Bei aller Verschiedenheit der Ziele, die sie verficht, und der Charaktere der behandelnden Personen, ist Führer und Gefolgschaft zusammengeschweißt durch einen einheitlichen, niemals veränderlichen prinzipiellen Grundzug. Was uns im einzelnen

sachlich und persönlich trennen könnte, das ist unwesentlich und bedeutungslos im Hinblick auf das große gemeinsame Ziel, das wir verfolgen. Die Organisation der Partei ist für uns nur ein notwendiges Übel. Aber weil dieses Übel so notwendig ist, wird es mit allen Mitteln der Technik aufgezogen und stetig vervollkommnet.

Eine Organisation hat auf die Dauer nur dann Bestand, wenn sie ein klarumrissenes Ziel hat und wenn die Gesetze, nach denen sie aufgebaut ist, dem Wesen der Organisierten entsprechen. Sie darf nicht am grünen Tisch erdacht sein, sie muß vielmehr in lebendiger Entwicklung aus dem blutvollen Leben herauswachsen. Ihr Zweck ist nicht, die Organisation zu spalten, sondern sie zu einigen, nicht Rücksicht zu nehmen auf die tausendfältigen Verschiedenheiten in der Gefolgschaft, sondern vielmehr ihre Gemeinsamkeiten in den Vordergrund zu stellen. Organisation bedeutet immer Opfer. Wer nicht auf Einzelgängerei verzichten kann, gehört nicht in eine Organisation hinein. Organisierte sind immer Menschen, die bereit sind, einem gemeinsamen großen Ziel zuliebe auf, wenn auch noch so teure, kleine persönliche Überzeugungen zu verzichten, um damit die Möglichkeit zu schaffen, eine größere und ungleich zukunftsträchtigere Überzeugung in die reale Wirklichkeit zu übersetzen.

Das hat die NSDAP. frühzeitig erkannt, und ihre gesamte Organisation ist auf dieser Erkenntnis aufgebaut. Auch bei uns gibt es Verschiedenheiten die Menge, in der Auffassung von taktischen Fragen, in der Beurteilung politischer Situationen, in der Einschätzung gegnerischer Parteien und Personen, in den Charakteren der Führer, der Gaue, der Landschaften, der Gefolgschaften. Es wäre schade, wenn dem nicht so wäre. Aber all diese Unterschiede werden ehern und eisern zusammengehalten durch die Parteidisziplin. Man trägt sie aus von Mann zu Mann, und, was noch besser ist, im edlen Wettbewerb um die Palme des Erfolges. Und über all dem Tun und Treiben steht die unerschütterliche Autorität des Führers. Er leitet, er sammelt, er spornt an und treibt vorwärts. Das ist es, was uns Sieg über Sieg erkämpfen läßt. Während die andern Zeit und Kraft in fruchtlosen Diskussionen vergeuden, stößt die geeinte Wucht und gesammelte Kraft dieser Kampfpartei nur nach außen gegen den Feind. So haben wir es seit je bei uns gehalten in der Partei dem Mitkämpfer gegenüber von unendlicher Langmut und grenzenloser Verständigungsbereitschaft. Außerhalb der Partei von unerbitt-

licher, grausamer Gegnerschaft gegen die Front, die wir bekämpfen. Die Partei hat Anspruch auf Unterordnung und Disziplin des Einzelnen, und weil diese Forderung von Führern und Gefolgschaften so vorbildlich befolgt wird, darum ist die NSDAP. heute in ihrer Geschlossenheit die einsatzfähigste und mustergültigste Organisation, die das politische Deutschland aufzuweisen hat.

Das kam vor allem auf der letzten Führertagung der Partei am vergangenen Sonnabend und Sonntag zum Ausdruck. Noch niemals wurde von der Leitung der Partei so einig und so geschlossen diesem Willen zur Disziplin Ausdruck gegeben wie hier. Wenn unsere Gegner glaubten, bei uns ein ähnliches Trauerspiel zu erleben wie bei irgendeinem bürgerlichen Parteikadaver, dann haben sie sich gründlich geirrt. Die Männer, die hier zusammensaßen, kamen nicht vom grünen Tisch, nicht aus der dunstigen Atmosphäre der Parlamente, nicht aus irgendeinem Arbeitgeber- oder Gewerkschaftsbüro. Sie verbringen ihre Tage in der Kampfarena des politischen Tagesstreits. Es sind keine Literaten und Salonschwadroneure, sondern Kampfnaturen, eigenwillig und knorrig gewachsen in den Stürmen des Lebens. Für sie ist der Sozialismus keine Angelegenheit des Klamauks oder weinerlicher Sentimentalität. Er fängt bei dem bedrückten Bruder an und hört bei den Grenzen des Landes auf. Sie wollen nicht die Welt befreien, sondern ihrem Volk das tägliche Brot zurückerobern und darüber hinaus in einer verwegenen Kühnheit einen Staat aufbauen, der auf ein Jahrtausend dem verfallenden Europäer ein neues Gesicht gibt. Sie kamen nicht zusammen, um sich zu zanken oder in fruchtlosen Redestreiten billige dialektische Kunststücke vorzuführen; sie wollten Kraft holen und Kraft geben.

Als sie nach der lapidaren Rede des Führers schweigend aufstanden und die Hände zum Gruß erhoben, da leuchtete in ihren Augen ein glühender, dämonischer Wille. Und als sie auseinandergingen, da schlugen sie wortlos die Fäuste aufeinander; wir werden es schaffen, weil wir es schaffen wollen!

Sie erließen keine Erklärungen, denn bei ihnen ist alles klar.

Ja, sie werden einmal das Reich erobern, diese Männer voll schweigender, wilder Leidenschaft.

4. Mai 1930.

Männer der Zukunft

Zwar will es die Journaille noch nicht wahrhaben, und die alten Parteipäpste sträuben sich mit Händen und Füßen gegen diese Erkenntnis. Aber im Ausland beginnt man das schon allmählich einzusehen, und bei uns zu Hause sagt es einer dem anderen: daß der Siegeszug der NSDAP. nicht mehr aufzuhalten ist, und daß die Nationalsozialisten die Männer der Zukunft sind. Wir empfinden nichts Außergewöhnliches bei dem Gedanken, daß diese Zukunft erreichbar vor uns liegt und das Schicksal uns vielleicht eher, als wir glauben, vor entscheidende Aufgaben stellen wird. Wir haben nie daran gezweifelt, die Entwicklung, die sich jetzt allenthalben anbahnt, ist von uns seit Jahren vorausgesagt worden, und wir erleben heute nur die Bestätigung dieser Voraussagen, man möchte fast sagen, als wäre es selbstverständlich.

Die Bewegung tritt nach und nach in die letzte Etappe ihres Aufstiegs. Sie hat längst die Zeit einer bloßen Agitation hinter sich und fängt nun an, hier und da schon Politik im großen Sinne, das heißt Staatspolitik zu betreiben. Männer, die gestern noch als Phantasten, Hetzer, Putschisten und Hochverräter verschrien waren, stehen heute im Begriff, in ausschlaggebende Staatsstellen einzurücken. Die legale Eroberung der Republik ist in vollem Gange. Vielleicht werden wir eines Tages, ohne daß wir uns viel darum anzustrengen brauchen, das Heft in die Hand bekommen. Der Gedanke daran hat für uns schon jeden sensationellen Reiz verloren. Wir erzittern dabei nicht mehr in einem geheimen Schauder, sondern überlegen schon, wie wir es machen werden, wo wir anfangen und wohin wir die Dinge treiben wollen. Aus der Romantik unserer Ziele ist jetzt harte und unerbittliche Wirklichkeit geworden, und die Männer der Utopie sind heute kühle und tagesnahe Realisten.

Das ist gut so. Der Wille zur Macht verträgt es auf die Dauer nicht, daß er nur Theorie und Ideal bleibt. Er muß sich feste, scharfumrissene und erreichbare Ziele stellen und dann auch mit ganzer Kraft auf diese Ziele lossteuern. Der Weg zum endgültigen Ziel muß in Etappen zerlegt werden, und die Etappen müssen auch im Bewußtsein des kleinen Mannes aus dem Volk übersichtlich sein. Je weiter wir vorschreiten, desto mehr haben wir die Pflicht, uns selbst auf unsere wachsenden Aufgaben vorzubereiten, damit wir nicht

eines Tages vor der Macht stehen und nichts damit anzufangen wissen.

Wir kommen fast alle aus der Agitation. Der geistige Widerstand gegen ein System der Unfähigkeit und Korruption hat uns in die Politik hineingeworfen. Als wir anfingen, da dachte wohl kaum einer von uns daran, daß wir selbst einmal berufen würden. Aber wie die Bewegung wuchs, so sind wir mit ihr gewachsen. In unserem ständigen Verkehr mit der breiten Masse lernten wir das Volk kennen, seine Bedrängnisse und seine Bedürfnisse, wie es denkt und wie es fühlt. Im Aufbau der Partei erprobten wir unsere organisatorischen Talente, stellten fest, was erreichbar ist und was nicht. In der Arbeit mit all den Sektionen, Ortsgruppen und Gauen erfuhren wir, wie man eine Organisation aufstellt und wie man sie verwaltet. Wir mußten unsere Finanzen in Ordnung bringen und in Ordnung halten, den Widerständen von Parteien und Staatsgewalt gegenüber hatten wir uns durchzusetzen. Wir stärkten dadurch unser Wissen und unseren Charakter und festigten unseren Willen. Freund und Feind waren unsere Lehrmeister, und in allem, was an uns herantrat, waren wir ihre gelehrigen Schüler.

Gewiß, zu vielem noch fehlte es uns an Ruhe, Sammlung und Zeit. Wir mußten manches ungetan lassen, weil dringende Tagesaufgaben uns beanspruchten, und oft vermochten wir nicht einzusehen, warum denn die kleinen Erfordernisse unsere Zeit und Kraft auffraßen, die, so meinten wir, für bessere Aufgaben aufgespart werden konnten. Und trotzdem war es gut so, wie es war. Wir konnten uns nicht bequem und wirklichkeitsfern in die Sterne flüchten, sondern wurden von der täglichen Arbeit immer wieder auf die wohlgegründete dauernde Erde zurückgeholt.

Aber eine ausschlaggebende Wandlung haben wir doch alle mitgemacht: aus den bloßen Kritikern wurden im Verlauf der Arbeit aufbauende Menschen, aus den Agitatoren schöpferische Politiker. Mehr und mehr machten wir uns vertraut mit den großen Aufgaben, die unserer harren, und wo einer dem Tag eine Stunde stehlen konnte, da setzte er sie ein für seine eigene Durchbildung, beschäftigte sich mit Dingen, die weniger heute denn morgen von Bedeutung sind. Viele im Lande wollten das nicht verstehen. Sie forderten den ununterbrochenen Einsatz der Person nur nach außen und dachten nie darüber nach, daß nur der auf die Dauer geben kann, der auch ein-

mal nimmt, und daß selbst der größte Behälter ausläuft, wenn er nie aufgefüllt wird.

Mehr noch als bisher muß diese Arbeit an uns selbst verstärkt werden. Ein Volk führen ist doch etwas anderes, als eine Partei organisieren. Es gehört auch eine gewisse Technik dazu, und zweifellos sind unsere Gegner in dieser Technik haushoch überlegen. Verstehen wir sie im entscheidenden Augenblick nicht, machen wir uns damit von ihnen abhängig, sind auf sie angewiesen und werden am Ende gar von ihnen um den Erfolg unserer Arbeit geprellt.

Technik ist erlernbar, und zwar um so leichter, je tiefer man das Wesen versteht, das aller Technik zugrunde liegt. Die Politik als solche ist von uns klar erkannt. Die Methoden ihrer Durchführbarkeit aber müssen von uns Zug um Zug studiert und erlernt werden. Das erfordert Zeit und Fleiß. Den Fleiß haben wir, die Zeit muß man uns lassen. Die Männer, die für morgen etwas bedeuten wollen, müssen sich auf ihre Aufgaben vorbereiten. Je eher das geschieht, desto besser ist es für die Partei. Erst wenn sie Erfahrung und Sicherheit in allem, was an sie herantreten kann, gewonnen haben, werden sie am Ende dem Pflichtenkreis gewachsen sein, den sie einmal auszufüllen haben.

27. Juli 1930

Der Führer

Zum Führer gehört dies: Charakter, Wille, Können und Glück. Bilden diese vier Grundbedingungen im genialen Menschen eine harmonische Einheit, dann ergeben sie in ihrer Gesamtheit den idealen Typ des geschichtlich berufenen Mannes.

Der Charakter steht an der Spitze von allem. Wissen, Buchweisheit, Erfahrung und Routine sind eher zum Schaden denn zum Nutzen einer Persönlichkeit, wenn sie nicht unterbaut und zusammengehalten sind durch die Stärke des Charakters. Der Charakter erst bringt sie zur vollen Geltung und Wirksamkeit. Er bedingt in sich Mut, Ausdauer, Energie und Konsequenz. Der Mut gibt dem Menschen die Kraft, das Richtige nicht nur zu erkennen, sondern auch zu sagen und zu tun. Die Ausdauer verleiht ihm die Fähigkeit, einem einmal als verbindlich erkannten Ziel auch dann nachzustreben, wenn

sich dem unüberwindlich scheinende Widerstände entgegenstellen, es zu proklamieren auch dann, wenn es unpopulär ist und unpopulär macht. Die Energie mobilisiert jene Kräfte im Menschen, die ihn bereit machen, auch das Letzte für ein Ziel zu wagen und mit Verbissenheit darauf auszugehen, und die Konsequenz gibt dem Auge und Hirn jene zielsichere Schärfe der Erkenntnis und Logik im Denken und Handeln, die den wahrhaft großen Menschen von der aus einem ins andere Extrem ewig umherirrenden breiten Masse heraushebt. Diese männlichen Tugenden ergeben insgesamt das, was wir Charakter nennen. Charakter also ist eine ins Bedeutende gesteigerte stil- und haltungsvolle Kraft.

Der Wille erhebt den Charakter aus dem Individualistischen ins Universalistische. Der Wille erst macht den charaktervollen zum politischen Menschen. Jeder Mann, der etwas bedeutet, will etwas, und zwar ist er bereit, an die Durchsetzung seines Willens auch die letzten Mittel zu wenden. Der Wille unterscheidet den bloß denkenden vom handelnden Menschen. Er ist der Mittler zwischen Erkenntnis und Vollendung. Es kommt nicht nur darauf an, daß wir das Richtige wissen, sondern vielmehr und in der Hauptsache, daß wir das Richtige wollen. Dieser Satz hat insbesondere im Bereich der Politik seine allgemeingültige Bedeutung. Was nutzt es, wenn ich den Feind erkenne, mit dieser Erkenntnis aber nicht den Willen verbinde, ihn zu vernichten! Viele wissen, warum Deutschland zugrunde gegangen ist, aber nur wenige folgern aus diesem Wissen den Willen, das Unglück zu beenden. Das unterscheidet den zur Führung Berufenen von dem, der bloß erkennt: daß er nicht nur den Willen zum Wollen, sondern auch das Wollen zum Willen hat.

Es kommt aber in der Politik zuletzt nicht darauf an, was man will, sondern darauf, was man erreicht. Dieser Satz leitet über zur dritten Wesenheit des genialen politischen Menschen: zum Können. Forderung bedingt Leistung. Führen heißt wollen und Wege weisen zur Realisierung dessen, was man will. Die Geschichte entscheidet nicht so sehr nach dem Erreichten. Gerade bei uns Deutschen ist es nötig, immer wieder darauf hinzuweisen. Die Politik ist eine öffentliche Angelegenheit, und man darf auf dem Gebiete der Allgemeinheit nicht nach den Gesetzen verfahren, die im Privaten vielleicht anwendbar erscheinen. Wir Deutschen neigen vielfach dazu, auch in der Politik das Gewollte für das Gekonnte hinzunehmen und jedem Schubbiack

zu verzeihen, wenn er nur betont, er habe das Gute und Richtige gewollt. „Wir haben zwar nicht sozialisiert", sagt der Novembermarxist, „aber wir haben es wenigstens gewollt." Darauf kommt es nicht an; wie es auch bei einem Geigenspieler gleichgültig ist, ob er Geige spielen will, er muß Geige spielen können. Wer in der Politik vorgibt, ein Volk erlösen zu wollen, der muß vor allem die Fähigkeit dazu haben.

Charakter, Wille und Können, diese drei Vorbedingungen zum Führertum liegen im genialen Menschen selbst begründet. Sie sind da, oder sie sind nicht da. Dazu kommt ein Viertes, das ihn sozusagen mit jeder Kraft verbindet, aus der er kommt, und deren Willen er als Werkzeug erfüllt: das Glück. Der Führer muß Glück haben. Seine Hand muß gesegnet sein. Man muß an all seinem Tun und Lassen erkennen können, daß er im Schutz und in der Obhut einer höheren Gewalt steht. Alles kann die Masse dem Führer verzeihen, nur nicht den Mangel an Glück. Da allein ist sie erbarmungslos.

Die Masse ist nicht führerfeindlich; sie wehrt sich nur instinktiv gegen jene Usurpatoren, die die Macht beanspruchen, ohne dazu den Willen und die Fähigkeit mitzubringen. Der Führer ist ebensowenig massenfeindlich. Er verabscheut nur die billige Methode einer feigen Massenschmeichelei, die dem Volk Phrasen statt Brot gibt.

Der Führer muß alles können. Das will nicht heißen, daß er in jedem die Technik der Dinge versteht; aber er muß ihr Wesen kennen. Für die Technik setzt er die anderen ein, dienstbare Geister, die das Getriebe ausmachen am Räderwerk der Politik.

Die Kunst der Organisation ist einer der wichtigsten Faktoren im Fähigkeitsbereich des politischen Menschen. Organisieren heißt Arbeit und Verantwortung richtig teilen. Der Führer ist gewissermaßen der Maschinenmeister an dem Räderwerk einer bis ins kleinste funktionierenden politischen Organisation.

卐

Wir begehen heute feierlich den vierzigsten Geburtstag Adolf Hitlers. Wir glauben daran, daß das Schicksal ihn dazu berufen hat, dem deutschen Volk den Weg zu zeigen. Darum grüßen wir ihn in Hingabe und Verehrung und wünschen nur, daß er uns erhalten bleibe, bis sein Werk vollendet ist.

22. April 1929.

Wenn Hitler spricht

Es ist das Wesen des Genies, das Große und Notwendige zu schauen, während das Talent es nur zu erkennen vermag. Das Genie bringt meist einen fundamental-schöpferischen Gedanken hervor und wandelt ihn in den mannigfaltigsten Formen ab. Das Talent fördert viele gute Ideen zutage, aber sie sind fast ausnahmslos schon irgendwo und irgendwann einmal gedacht worden. Zum Genie gehört das Neue, das Schöpferische, die Überschwenglichkeit und die Unbedingtheit. Das Talent begnügt sich mit dem Auchgelten. Es ist nicht einmalig, nicht zeitlos, nicht ewiggültig in seiner Wirksamkeit wie das Genie. Werke des Talents sind Ergebnisse von Fleiß, Ausdauer und Begabung. Das Genie ist selbstschöpferisch allein durch die Gnade.

Im Instinkt wurzelt die tiefste Kraft des wahrhaft großen Menschen. Er vermag manchmal nicht einmal zu sagen, warum alles so ist. Er begnügt sich damit: es ist so. Und dann ist es so. Was Fleiß und Wissen und Schulweisheit nicht zu lösen verstehen, das kündet Gott durch den Mund derer, die er auserwählt hat. Genie auf allen Gebieten menschlicher Wirksamkeit ist Berufung. Der schöpferische Dämon zwingt den großen Menschen, so zu sein und zu handeln, wie er ist und handelt, und damit bringt er dann sein Gesetz zur Erfüllung.

Wenn Hitler spricht, dann bricht von der magischen Wirkung seines Wortes aller Widerstand zusammen. Man kann nur sein Freund oder sein Feind sein. Er scheidet die Heißen von den Kalten. Aber die Lauheit speit er aus aus seinem Munde. Es gibt Menschen, die ihn zum ersten Male als ihren glühendsten Gegner hörten, und nach zehn Minuten waren sie seine leidenschaftlichsten Anhänger. Er ist der große Vereinfacher, der mit wenigen Worten von den zerrissenen Problemen der deutschen Gegenwart das Beiwerk abstreift und sie in ihrer ganzen herben, nackten, unerbittlichen Grausamkeit zeigt. Vor ihm kann keine Phrase bestehen. Die Regierer Deutschlands haben schon gewußt, warum sie diesem Mann das Reden verboten. Von ihnen aus gesehen paßt auf Hitler das Wort, das einmal Robespierre von Marat sagte: „Der Mann ist gefährlich, er glaubt, was er sagt."

Das Volk hat ein feines Empfinden dafür, ob man es ehrlich mit ihm meint. Der Nationalinstinkt läßt sich auf die Dauer nicht darüber hinwegtäuschen, wenn ein Mann oder eine Bewegung anders

spricht, als sie handelt, anders redet, als sie denkt. Bei Hitler steht das außer allem Zweifel. Man lehnt ihn kategorisch ab, oder aber man sieht in ihm allein noch die Möglichkeit einer Wiederaufrichtung des Reiches. Aber niemand hat ihn je gehört, der nicht bis ins Innerste davon überzeugt wurde, daß er selbst an die von ihm vertretene Weltanschauung glaubt.

Das ist das Geheimnis seiner Kraft; sein fanatischer Glaube an die Bewegung und damit an Deutschland. Man hat ihm heute entgegengehalten, daß das, was er sagt, Selbstverständlichkeiten seien. Aber leider ist ihr genaues Gegenteil heute in unserer Politik selbstverständlich. Warum kommt denn in Deutschland niemand auf den Gedanken, seine Selbstverständlichkeiten in die Praxis zu übersetzen?

Zum Staatsmann gehört dreierlei: die Gabe, instinkthaft zu schauen, die Gabe, diese Schau dem Außenstehenden erkenntlich zu machen und die Gabe, sie in politische Machtwerte umzusetzen. *Der Staatsmann muß zugleich Erkenner, Redner und Organisator sein.* Diese drei Gaben finden wir bei Hitler. Deshalb ist seine Propaganda heute schon mehr als Rede. Sie ist Politik, auch wenn er in der Opposition steht. Sie ist der Mittler zwischen Erkenntnis und politischer Gestaltung. Erkennen mögen viele, organisieren noch mehr, aber aus einer schicksalhaften Erkenntnis durch die Gewalt des Wortes politische Zukunftswerte aufzubauen, das kann heute in Deutschland nur er. Viele sind berufen, aber wenige nur auserwählt. Wir alle sind unerschütterlich davon überzeugt, daß er ihr Wortführer und Wegweiser ist.

Darum glauben wir an ihn. Über seiner mitreißenden menschlichen Gestalt sehen wir in diesem Mann die Gnade des Schicksals wirksam sein und klammern uns mit all unseren Hoffnungen an seine Idee und damit verbunden an jene schöpferische Kraft, die ihn und uns alle vorwärts treibt.

Zur Zukunft!

19. November 1928.

Das sozialistische Wort

Auf ein besonderes Wort wartete der Arbeiter, weil seine Sprache fünfzig Jahre auf eigene Wege gelenkt worden war. Die alten Phrasen von „Patriotismus", „Heldentum" und „Untertanentreue" sprachen ihn schon lange nicht mehr an. Man hatte sie durch neue, durch „Mehrwert", „Lohngesetz" und „Klassenkampf" ersetzt. Aber auch diese waren inzwischen abgenutzt.

In die Leere der Begriffe, der Gedanken und Überzeugungen trat das neue Wort des Nationalsozialismus. Es wandte sich an die Davongelaufenen, die Abseitsgetriebenen, die Verleugneten der Nation. Der Sozialismus, die alte Hoffnung der heimatlosen Massen, mußte aus dem Geplänkel der Schlagworte zu einem fruchtbaren Einsatz gebracht werden.

Das Ruhrgebiet, Sachsen, Hamburg und vor allem Berlin waren die Gebiete, in denen der nationale Sozialismus seine Probe zu bestehen hatte. Denn hier saßen die sozialistischen Massen, die überredeten, die überzeugten und geschulten sozialistischen Funktionäre. Ihnen galt es die Untrennbarkeit von Sozialismus, Freiheit und Nation zu beweisen.

Internationale

Die Internationale erkämpft das Menschenrecht!

Singt der deutsche Proletarier und schlägt aus lauter Bruderliebe dem Volksgenossen den Schädel ein. Der Jude aber steht im Hintergrund und macht die Begleitmusik zu diesem anmutigen Schauspiel.

Die Internationale lehnt alles ab, was Volk, Nation und Rasse bedeutet und schwört auf die Menschheit. Da die Menschen gleich sind, sind demzufolge auch die Völker gleich. Und wenn die Völker gleich sind, dann ist es ein Wahnsinn, daß sie sich schlagen; sie sollen sich vielmehr vertragen. Denn der Krieg hat nur einen Sinn, wenn es Starke und Schwache, Helden und Feiglinge gibt. Sonst ist er ein wahnwitziges Blutvergießen.

So lautet die marxistische Beweisführung. Allerdings gerät diese Logik schon bei den unbedeutendsten Nebenfragen ins Wanken. Wenn die Völker gleich sind, warum sind dann die einen fleißig und die anderen faul? Das macht das Klima, sagt der Kommunist. Und warum haben die einen Sinn für Kunst und Bildung und die anderen für Kattun? Das macht das Milieu. Und warum tragen die einen in ihrem Angesicht eine gerade und die andern eine — mit Verlaub zu sagen — republiktreue, krumme Nase? Hier stock' ich schon! Vielleicht machen das die ökonomischen Verhältnisse. Nein, nein! Das hat der liebe Gott so gewollt. Er hat das eine Volk mit allen Gaben des Geistes und des Herzens, mit Verstand, Erfindungsgabe, Mut, Ausdauer und Tapferkeit ausgestattet, und die anderen kamen dabei zu kurz. Sie sind dumm, faul, instinktlos und feige. Und da sie weder arbeiten wollen noch können, möchten sie gern am Fleiß der andern herumschmarotzen. Das ist eben ungerecht, wird der waschechte Internationalist mir zur Antwort geben, daß die Natur den einen segnet und den andern verflucht. Warum wirft er das mir vor? Ich habe es nicht so eingerichtet. Ich stelle ja nur fest, daß es so ist, und da es so ist, fordere ich allerdings, daß wir uns danach richten und nicht aus grauer Theorie ein Luftschloß bauen, das doch beim ersten Windessäuseln wie eine Seifenblase zerplatzt.

Und eine kleine Erkundigung mit Verlaub! Wenn ihr sagt, die Internationale erkämpft das Menschenrecht, welche ist dann eigentlich gemeint: die erste, die zweite, die dritte oder die jetzt neugebildete vierte? Die von Amsterdam oder die von Moskau? Die, mit der in

Deutschland die Scheidemänner, oder die, mit der in Rußland die Trotzki das Volk betrogen haben? Vier Richtungen, und d i e Weltanschauung soll das Menschenrecht erkämpfen? Ihre Anhänger prügeln sich untereinander. Sind sie damit fertig, dann vermöbeln sie den Bourgeois, und auf ihren Fahnen steht geschrieben: Nie wieder Krieg!

Auf diesen aufgelegten Schwindel kann nur ein Deutscher hereinfallen. Draußen in der Welt glaubt selbst der naivste Prolet nicht an diesen Wahnsinn, und bei uns zu Hause regiert man damit sechzig Millionen Menschen.

Diese Regiererei ist dann auch danach. Not, Hunger, Arbeitslosigkeit, fette Bonzen und magere Arbeiter, auf der einen Seite Glück und Flitter, auf der anderen Seite Weinen und dumpfer Groll: das sind die für jeden Beobachter seit langem schon sichtbaren Erfolge dieser Politikasterei. Man versprach uns das Menschenrecht und machte dann Deutschland zur Sklavenprovinz des internationalen Leihkapitals. Man ließ uns demonstrieren für den Achtstundentag und gab drei Millionen Arbeitslosen den — Nullstundentag. Man redete von Freiheit und Gleichheit, und nun haben wir die Freiheit, Kohldampf zu schieben, und vor dem Tode sind wir alle gleich.

Schreit man: China den Chinesen! und demonstriert wacker mit für die „nationale Freiheit der unterdrückten Kolonialvölker", dann ist man ein Soldat der Revolution und ein klassenbewußter Kämpfer für die Internationale. Sagt man bescheiden, auch Deutschland sei eine Kolonie, wir also demzufolge ein Kolonialvolk; auch das müsse national befreit werden, und darum laute die Parole für uns, die wir nun einmal Deutsche seien, zuerst: „Deutschland den Deutschen!"; und solange in China keine Chinesen rufen: Hände weg von Deutschland! sehen wir keinen Grund, unsere Haut für die chinesischen Kulis zu Markte zu tragen: dann ist man ein Faschist, ein Militarist, ein Kapitalistenschwein, ein Bluthund und ein ausgehaltenes Subjekt der Reaktion.

Man faßt sich verzweifelt an den Kopf und fragt sich, ob es noch höher im Unsinn gehe. Ein Volk pfeift auf dem letzten Loch — die Volksgenossen schlagen sich gegenseitig für ein Phantom die Schädel ein.

Diesem Wahnsinn muß ein Ende gemacht werden. Gelingt uns das nicht, dann sind wir verloren. Noch zehn Jahre Bruderkampf, dann

ist Deutschland ein Trümmerfeld und unser Heldenvolk eine Herde von Schafen und Arbeitstieren.

Darum rufen wir auf zur Sammlung. Nationalisten, werdet Sozialisten, dann werden die Sozialisten von selbst Nationalisten sein. Reißt die Mauer nieder, die dem Proletarier den Weg nach Deutschland versperrt, dann wird er euch helfen, die Mauern der Sklaverei zu zerbrechen, die uns allen den Weg in die Welt verschließen.

Hört auf, Bürger zu sein! Hört auf, Proletarier zu heißen!

Werdet Deutsche!

26. März 1928.

Warum sind wir Sozialisten?

Wir sind Sozialisten, weil wir im Sozialismus, das heißt im schicksalsmäßigen Angewiesensein aller Volksgenossen aufeinander die einzige Möglichkeit zur Erhaltung unserer rassemäßigen Erbgüter und damit zur Wiedereroberung unserer politischen Freiheit und zur Erneuerung des deutschen Staates sehen.

Der Sozialismus ist die Befreiungslehre des Arbeitertums, und da der Aufstieg des vierten Standes und seine Einfügung in den politischen Organismus unseres Vaterlandes unlösbar mit der Brechung des gegenwärtigen Sklavenzustandes und der Wiedergewinnung der deutschen Freiheit auf das innigste verknüpft ist, darum ist der Sozialismus nicht nur eine Angelegenheit dieses unterdrückten Standes, sondern darüber hinaus Sache aller, denen die Befreiung des deutschen Volkes aus der Sklaverei Sinn und Zweck aller Gegenwartspolitik ist. Der Sozialismus erhält so seine eigentliche Formgebung erst durch seine bedingungslose Waffenbrüderschaft mit den vorwärtsstrebenden Energien eines neu erwachenden Nationalismus. Ohne ihn ist er nichts, ein Phantom, eine erdachte Theorie, ein Luftgespinst, ein Buch. Mit ihm alles, die Zukunft, die Freiheit, das Vaterland!

Es war die Sünde des liberalen Bürgertums, im Sozialismus die staatsbildenden Kräfte zu übersehen und damit seine formgebende Energie in antinationalen Tendenzen leerlaufen zu lassen.

Es war die Sünde des Marxismus, den Sozialismus zu einer Lohn- und Magenlehre zu degradieren und ihn damit in einen Gegensatz zum Staat und zur Verfechtung seiner nationalen Existenz hinein-

zumanövrieren. Aus diesen beiden Erkenntnissen heraus folgern wir die begriffliche und politische Bestimmung des Wesens eines neuen sozialistischen Gefühls, das seiner Natur nach nationalistisch, staatsbildend, befreiend und aufbauend ist.

Das politische Bürgertum ist eben im Begriff, von der Bühne der historischen Gestaltung abzutreten. An seine Stelle rückt der bis heute unterdrückte Stand des schaffenden Volkes der Faust und der Stirn, das Arbeitertum, um seine geschichtliche Mission zu beginnen. Seine Eingliederung in den nationalen Organismus ist verbunden mit einem zähen, erbitterten Ringen um die politische Macht. Begonnen hat dieser Kampf im Wirtschaftlichen, enden wird er im Politischen. Es geht nicht nur um mehr Lohn, nicht nur um die Festlegung der Arbeitszeit — wenngleich wir nie verkennen dürfen, daß diese Forderungen einen wesentlichen und vielleicht den überragenden Bestandteil des sozialistischen Wollens ausmachen —, es geht vielmehr darum, einen kraftgeladenen, verantwortungswilligen Stand in den Staat mit einzugliedern, ja vielleicht ihn zur Dominante der zukünftigen Politik des Vaterlandes zu machen. Das Bürgertum will diese Willenskräfte des Arbeitertums nicht anerkennen. Der Marxismus hat sie auf eine Ebene gedrängt, auf der sie sich nicht entfalten können, vielmehr verkümmern und erstarren müssen. Und während das Arbeitertum in seinen marxistischen Fronten allmählich sich leerläuft, haben Bürgertum und Marxismus sich längst auf der Linie des Kapitalismus geeinigt und sehen nunmehr ihre erste und wichtigste Aufgabe darin, unter verschiedener Maske und in geschickt verteilten Rollen die Kräfte des Sozialismus mählich, aber sicher auszuschalten und zum Schluß vollkommen versanden zu lassen.

Wir sind Sozialisten, weil für uns die soziale Frage eine Frage der Notwendigkeit und der Gerechtigkeit und darüber hinaus der staatlichen Existenz unseres Volkes, nicht aber eine Sache billigen Mitleids oder gar beleidigender Sentimentalität ist. Der arbeitende Mensch hat Anspruch auf ein Leben, das seinen Leistungen entspricht, und wir haben nicht die Absicht, für ihn um sein Recht betteln zu gehen. Daß er verantwortlich eingegliedert wird in den staatlichen Organismus, das ist nicht allein für ihn, sondern für die Gesamtheit der Nation eine Existenzfrage.

Es geht um mehr als um den Achtstundentag. Es geht um die

Formung einer neuen staatlichen Bewußtheit, die jeden schaffenden Volksgenossen umschließen soll. Und da die politischen Mächte der Gegenwart nicht willens sind, diese Bewußtheit zu schaffen, es auch gar nicht sein können, deshalb muß der Sozialismus durchgefochten werden.

Er ist eine Kampfparole nach innen und nach außen. Seine Spitze richtet sich innerpolitisch gegen die Bürgerparteien und gegen den Marxismus zugleich, weil beide die geschworenen Feinde des kommenden Arbeiterstaates sind. Sie richtet sich außenpolitisch gegen alle Mächte, die unsere völkische Existenz und damit die Möglichkeit eines kommenden sozialistischen Nationalstaates bedrohen.

Der Sozialismus ist nur durchführbar in einem Staat, der nach innen einig und nach außen frei ist. Beide Ziele, die innere Einheit und die äußere Freiheit, sind uns durch die Schuld von Bürgertum und Marxismus verlorengegangen. Diese beiden Machtgruppen sind überhaupt, so national und sozial sie sich immer gebärden mögen, die geschworenen Todfeinde eines sozialistischen Nationalstaates.

Darum gilt es, diese beiden Machtgruppen politisch zu brechen. Damit ist die Front des deutschen Sozialismus klar aufgewiesen und unser Weg zwangsläufig vorgezeichnet.

Gegen das politische Bürgertum: für den echten Nationalismus!
Gegen den Marxismus: für den wahren Sozialismus!
Für den ersten deutschen Nationalstaat sozialistischer Prägung!

16. Juli 1928.

Warum Arbeiterpartei?

Die Arbeit ist nicht der Fluch, sondern der Segen des Menschen. Durch sie wird der Mensch erst zum Menschen. Sie veredelt ihn, macht ihn groß und bewußt, erhebt ihn über alle anderen Lebewesen. Die Arbeit als etwas Minderwertiges zu betrachten und sie zu verachten nach dem Grade, in dem sie die Hände schmutzig macht, das ist jüdisch, nicht deutsch gedacht. Der Deutsche fragt, wie bei allem, so auch hier, nach dem Wie und dann erst nach dem Was. Es kommt nicht so sehr darauf an, an welcher Stelle ich stehe, sondern vielmehr darauf, wie ich die Stelle, an die mich Gott bestimmt hat, ausfülle.

Wir nennen uns Arbeiterpartei, weil wir den Begriff Arbeit aus

seiner gegenwärtigen Verfälschung herausreißen und ihn wieder in seine ursprünglichen Rechte einsetzen wollen. Jeder werteschaffende Mensch ist ein Schöpfer, also ein Arbeiter. Wir lehnen es ab, Unterscheidungen zu machen nach der Art der Arbeit, die der einzelne versieht. Wir unterscheiden nur nach dem Maßstab, ob eine Arbeit sich dem Dienst am Ganzen eingliedert oder ihm doch zumindest nicht entgegenwirkt, oder ob sie der Gesamtheit schädlich ist. Arbeit ist Dienst.

Es blieb dem Marxismus vorbehalten, jenem Irrwahn, der da vorgab, die Arbeit befreien zu wollen, eben diese selbe Arbeit vor seinen Gläubigen zu degradieren und die mit ihr Geschlagenen als fluchbeladen und dem Verderben preisgegeben zu brandmarken. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die Arbeit zu beseitigen, vielmehr ihr einen neuen Sinn und Inhalt zu geben. Der Arbeiter im kapitalistischen Staate ist — das bedeutet sein tiefstes Unglück — kein lebendiger Mensch mehr, kein Schöpfer, kein Schaffer. Er ist zur Maschine geworden. Eine Nummer, ein Rad am Getriebe ohne Sinn und Verstand. Er fühlt sich nicht mit dem verbunden, an dem er schafft. Die Arbeit ist ihm lediglich Mittel zum Broterwerb, nicht mehr Weg zur Höhe, Segen und Ausgleich, nicht mehr Freude, Stolz, Bewußtsein, Ansporn, Weiser zu Charakter und Größe.

Wir sind eine Arbeiterpartei, weil wir uns in der kommenden Auseinandersetzung zwischen Geld und Arbeit, die den Anfang und den Ausgang der Gesamtgestaltung des zwanzigsten Jahrhunderts bestimmt und bestimmen wird, eindeutig auf die Seite der Arbeit und damit gegen das Geld gestellt haben. Das Geld ist der Wertmesser des liberalen, die Arbeit, die Leistung der des sozialistischen Staates. Der Liberalist fragt, was bist du? Der Sozialist fragt, wer bist du? Dazwischen liegt eine ganze Welt.

Wir sind keine Gleichmacher und Menschheitsanbeter. Wir wollen Schichtung des Volkes; hoch und niedrig, oben und unten. Aber die Aristokratie des kommenden Staates richtet sich nicht nach dem Besitz oder gar nach dem Geld, sondern einzig und allein nach der Qualität und nach der Leistung. Verdienst erwirbt man durch Dienst. Die Arbeit stellt den Menschen nach oben und nach unten. Sie ist der untrügliche Messer für den Charakter und die Güte eines Menschen. Der Wert einer Arbeit wird im Sozialismus immer danach bestimmt werden müssen, inwieweit sie dem Staat, dem Volksganzen dienstbar

ist, es fördert und hebt. Arbeiten heißt Werte schaffen, nicht aber Werte verhandeln. Auch der Soldat ist ein Arbeiter, wenn er das Schwert scharf hält zum Schutz und Trutz der Volkswirtschaft. Auch der Staatsmann ist ein Arbeiter, wenn er dem Volk Gestalt und Willen gibt, der werteschaffenden Produktion Leben und Freiheit zu erkämpfen. Eine durchfurchte Stirn ist ebenso Zeichen der Arbeit wie eine schwielige Faust. Der Kopfarbeiter soll sich nicht schämen, das zu seinem Ehrentitel zu machen, wozu der Handarbeiter sich mit Stolz bekennt: Arbeit. Aus dem Aufeinanderangewiesensein dieser beiden Typen ergibt sich ohne weiteres ihre gemeinsame Schicksalsbestimmung. Weil der eine ohne den andern nicht auskommt, weil beide nur Glieder sind an e i n e m Organismus.

Darum nennen wir uns Arbeiterpartei, weil wir die Arbeit loslösen wollen aus den Ketten, in denen Kapitalismus und Marxismus sie gefangen halten. Im Kampf um die deutsche Zukunft bekennen wir uns frei und offen zur ihr und nehmen auch dem liberalen Bürgertum gegenüber das ihr noch anhaftende Odium auf uns. Wir wissen, es wird uns gelingen, aus ihrem Fluch einen neuen Segen zu gestalten.

Gott gab den Völkern Boden, damit sie Getreide darauf bauen. Aus Saat wird Korn, aus Korn wird Brot. Der Mittler zwischen allen ist die Arbeit.

Ein Heuchler, der die Arbeit verachtet, aber ihre Früchte für sich in Anspruch nimmt.

Das ist der tiefste Sinn unserer Bewegung: sie gibt den Dingen ihren ursprünglichen Inhalt zurück. Wer Werte schafft, arbeitet. Wer arbeitet, ist ein Arbeiter. Eine Bewegung, die die Arbeit befreien will, ist eine A r b e i t e r p a r t e i.

Darum nennen wir Nationalsozialisten uns Arbeiterpartei.

Und darum singen wir, wenn vor uns unsere siegverheißenden Fahnen flattern:

„Wir sind das Heer vom Hakenkreuz,
Hebt hoch die roten Fahnen!
Der deutschen Arbeit wollen wir
Den Weg zur Freiheit bahnen!"

23. Juli 1928.

Sozialismus und Eigentum

Es ist ein Irrtum, wollte man annehmen, Revolutionen änderten die Dinge an sich. Dinge bleiben in ihrem Wesen immer dieselben. Was geändert wird, das ist das Verhältnis der Menschen zu den Dingen.

Der Sozialismus ist eine geistige Revolution. Er hat deshalb nicht die Aufgabe, das Wesen der uns umgebenden Dinge umzuformen, er will nur die Menschen in ein anderes Verhältnis zu ihnen bringen. Was wir bekämpfen, ist die falsche Inbeziehungsetzung der Individuen und Klassen zu den Gegebenheiten. Wir sind nicht gegen das Kino, sondern gegen den Mißbrauch des Kinos; nicht gegen das Radio, sondern gegen den Mißbrauch des Radios; nicht gegen das Geld, sondern gegen den Mißbrauch des Geldes; nicht gegen das Kapital, sondern gegen den Mißbrauch des Kapitals, oder besser und zusammenfassend ausgedrückt: gegen den Kapitalismus in jeder Form, das ist gegen den Mißbrauch von Volksgut. Wer diesen Mißbrauch betreibt, ist ein Kapitalist, und er stößt auf unsere Gegnerschaft als Person, als Träger eines uns feindlichen Prinzips.

Genau so verhält es sich mit unserer Stellungnahme dem Eigentum und seiner Begrifflichkeit gegenüber. Wir sind nicht eigentumsfeindlich; im Gegenteil! Wir sehen im Eigentum die Grundlage aller menschlichen Kultur. Die Vernichtung des Eigentumsbegriffs ist gleichbedeutend mit der Vernichtung aller und jeder sozialen Bindung. Der Versuch einer eigentumslosen Wirtschaftsform läuft im Ergebnis immer — die Erfahrungen der letzten fünfzehn Jahre in Rußland und Deutschland beweisen das hundertmal — auf die unsozialste Praxis hinaus, die man sich denken kann. Der Trieb zum Eigentum im Menschen ist naturhaft. Er läßt sich nicht durch ein Programm wegdisputieren. Wir achten ihn und setzen ihn in unsere politische Rechnung ein. Auch für uns ist das Eigentum heilig.

Das soll nun nicht besagen, daß wir im Chor derer mitsingen, die aus dem Eigentumsbegriff ein verzerrtes Monstrum gemacht haben, das in seiner lebensfremden und entwicklungsfeindlichen Formelhaftigkeit die Bildung jedes neuen Gemeinschaftsgeistes unterbindet. Eigentum ist nur dann heilig, wenn es auf heilige Weise erworben ist und auf heilige Weise verwaltet wird. Wir wehren uns dagegen, daß Eigentum gleichbedeutend sein soll mit schrankenloser Nutz-

nießung ohne Verpflichtung. Eigentum schließt in sich vorerst und ausschlaggebend einen kategorischen Imperativ ein. Der persönliche Gebrauch findet da seine Grenze, wo er zum Mißbrauch wird und sich mit den Interessen der Gesamtheit stößt. Da beginnt das asoziale Element des Eigentumsbegriffs, und hier machen wir Front. Wir tun damit dem Besitzer keinen Schaden. Wir glauben vielmehr, in seinem wohlverstandenen Interesse zu handeln, das ja zuletzt doch immer gleichbedeutend ist mit dem Gesamtwohl.

Ein Bauer, der als freier Mann auf freier Scholle sitzt, hat das Recht, aus seinem Acker und aus seiner Arbeit den Ertrag zu ziehen, der nötig ist, sein Leben, seinen Wohlstand und seine Freiheit zu erhalten und zu mehren. Jede Arbeit ist ihres Lohnes wert; aber wie überall, so bedingt auch hier das Recht eine Pflicht. Der Bauer ernährt durch seine Arbeit nicht nur sich selbst und seine Familie, sondern, wie jeder schaffende Mensch, auch sein Volk. Es wäre ein Widersinn, wollte man ihn daran hindern und durch lebensfremde, eigentumsfeindliche Experimente seine Freude an der Arbeit und am Besitz zerstören. Da ist Eigentum ein heiliger Begriff, und der soll und darf nicht angetastet werden.

Welches Interesse aber hat dieser Bauer daran, daß gewissenlose Spekulanten ihm durch gerissene Geldmanöver den heimatlichen Boden vor der Nase weggaunern, um ihn am anderen Tage zu doppeltem und dreifachem Preise wieder zu verschachern? Der Gewerbetreibende, der durch fleißige Arbeit von früh bis spät seinen Hausstand und das Glück seiner Familie mehrt und fördert, darf und soll stolz auf sein Besitztum sein. Warum aber wollte er einer verantwortungsbewußten Staatsführung verwehren, mit harter Hand einzugreifen in jene ungesunde und volksfeindliche Kapitalbildung, die in den Trutzburgen moderner Warenhäuser Gestalt angenommen hat? Sind Bodenspekulanten und Warenhausschieber auch Eigentümer, und fallen demgemäß auch sie unter den Schutz eines Volksstaates? Seit wann haltet ihr das, was uns Kriegs- und Revolutionsschieber, Inflations- und Deflationshyänen seit 1914 abgaunerten, für wohlerworbenes Eigentum und fordert, daß der Staat es beschütze? Hier wird der Sinn zum Unsinn, der Begriff zur Begrifflosigkeit, die Heiligkeit zur Sünde und zum Verhängnis.

Und daraus folgert der Nationalsozialist: Eigentum ist nicht das, was ich besitze, was ich mir auf irgendeine Weise angeeignet habe,

um nun schrankenlose Vorteile daraus zu ziehen. Damit wäre ja jeder Betrüger gegen staatlichen Zugriff immun, und der arbeitsame Mensch müßte noch jene gemeinen Praktiken, mit denen man ihm seinen Besitz gestohlen hat und noch weiter stiehlt, als heilig anbeten. Eigentum ist das, was ich auf ehrliche und redliche Weise erworben habe und zu meinem eigenen Nutzen und zum Wohle meines Volkes verwalte. Dieses Eigentum ist heilig und findet in uns seine konsequentesten Beschützer. Wir haben seine kulturbildende Kraft so klar erkannt, daß wir geradezu unsere soziale Aufgabe darin sehen, möglichst alle schaffenden Menschen zu Eigentümern zu machen.

Ein Volk von freien und verantwortungsvollen Besitzern: das ist das Ziel des deutschen Sozialismus. Eigentum ist Diebstahl: das sagt der Schieber, und zwar nur so lange, bis er unser Eigentum besitzt. Allen alles, bis einer alles hat, das will der Marxismus. Der Nationalsozialismus dagegen fordert:

Jedem das Seine! 14. November 1929.

Was will der deutsche Arbeiter?

Der deutsche Arbeiter will aus der Enge seines materiellen und seelischen Daseins heraus und als Person sowohl wie auch als Stand in den Organismus des Gesamtvolkes eingegliedert werden. Er strebt nicht nur nach den Vorteilen dieser Eingliederung, er ist auch bereit, ihre Nachteile, Sorge und Verantwortung um den Gesamtbestand der Nation auf sich zu nehmen. Er hat längst erkannt, daß ein positives Bekenntnis zum Staat immer und überall Opfer und Hingabe verlangt. Aber vermehrte Pflichten sollen auch vermehrte Rechte nach sich ziehen. Das ist seine von höchster Sittlichkeit getragene Auffassung vom Staat.

Die Wiedereingliederung eines entrechteten Standes in die Volksgemeinschaft bedingt zuerst und allem anderen vorangehend die Hebung und Förderung seiner materiellen Existenz, und zwar bis zu einem Grade, der in gerechtem Verhältnis zu seiner Arbeitsleistung und seiner Verantwortlichkeit steht. Diese Hebung und Förderung ist Grundlage seiner sittlichen Wiederaufrichtung. Sie wird nicht mit sozialen Phrasen und unverbindlichen Redensarten erkämpft, sondern mit sozialpolitischen Taten.

Darum verlangt der deutsche Arbeiter Anteil am deutschen Nationalbesitz. Er will mitbestimmen an seiner Leitung und teilhaben an seinem Gewinn, der auch, und zwar in erster Linie durch ihn erarbeitet wird. Soweit er diesen Anteil nicht selbst als Person innehaben kann, will er ihn verwaltet wissen durch Faktoren, zu denen er auf Grund ihrer wirtschaftlich-politischen Vergangenheit Vertrauen haben kann. Jedenfalls aber nicht durch solche, die auf der ihm feindlichen kapitalistischen Seite am Produktionsprozeß persönlich interessiert sind.

Der deutsche Arbeiter kann und wird es nicht dulden, daß der Staat und seine Wirtschaft ein billiges Ausbeutungsobjekt internationaler Produktions- und Finanztrusts ist. Er hat es satt, als geduldiger Esel zuzuschauen, wie ihm feindliche Wirtschaftsgewaltige aus seiner Arbeit und aus seinem Schweiß Geld münzen, das sie ihm in goldenen Sklavenketten um den Nacken legen. Er will sein Recht auf Arbeit und daraus folgernd sein Recht auf menschenwürdige Existenz. Diese erscheint ihm nur gesichert in einem auskömmlichen Lohn, in der Möglichkeit zum Aufstieg nach Leistung, in der auch besitzmäßig geregelten Anteilnahme an der Nation und ihrer Arbeit und in der vom Staat garantierten Sicherheit seines Lebensabends. Er fordert das alles nicht auf Grund irgendeiner sentimentalen Humanität, sondern in eherner Konsequenz seiner geschichtlichen Aufgabe und des in ihr natürlich sich auswirkenden Gesetzes sozialer Gerechtigkeit und nationaler Notwendigkeit.

Der deutsche Arbeiter treibt keine Gleichmacherei. Jedem, was ihm gebührt! Er sieht im Sozialismus nicht eine Lehre der Faulheit und der Bequemlichkeit, einen Freibrief für Dummheit und Strebertum, sondern das Evangelium der Leistung, der Arbeit und des Könnens. Wer viel leistet, soll viel verdienen, wer wenig, wenig, und wer nichts leistet, soll auch nichts verdienen. Der Sozialismus sagt nicht, daß der Fleißige für den Faulen und der Kluge für den Dummen mitarbeiten soll. Jeder stehe für sich und an seinem Platz seinen Mann.

Der deutsche Arbeiter weiß, daß wirtschaftliche Kämpfe naturnotwendig sind und naturnotwendig bleiben werden. Er huldigt nicht dem Phantom einer klassenlosen Gesellschaft, wie es die gelben Marxisten auf der äußersten Linken und auf der äußersten Rechten

erstreben. Der Kampf um das tägliche Brot ist nicht durch Beschlüsse am grünen Tisch aus der Welt zu schaffen. Er muß wie jeder Kampf ausgefochten werden. Er findet nur seine Grenze da, wo er in seinen Auswirkungen den nationalen Bestand des Volkes gefährdet. Aber da darf man ihm nicht nur nach links, da muß man ihm auch nach rechts ein Ende setzen.

Solange der Staat und seine wirtschaftliche Ordnung sich nicht dazu bekennen will, steht der deutsche Arbeiter ihm mit berechtigtem Mißtrauen gegenüber. Er sieht in diesem Staat nicht mehr ein Instrument zur Förderung des Gemeinwohls, sondern nur noch eine Pflegestätte einseitiger kapitalistischer Wirtschaftsinteressen. Dieser Staat verdient nichts anderes als den Haß und die Verachtung des arbeitenden Volkes, und er wird auch einmal einem natürlichen Gesetz zufolge unter seinen Faustschlägen zusammenstürzen.

An seiner Stelle will der deutsche Arbeiter einen Staat, in dem das schaffende Volk, Arbeiter, Bauern und Soldaten, den bestimmenden Einfluß ausüben. Dieser Staat soll nicht ein Klasseninstrument, er soll in Wahrheit der Unterbau einer sozialistischen Verständigung der arbeitenden Schichten sein, auf dem jedem schaffenden Menschen sein Recht wird auf Grund seiner Leistung und der in ihr sich offenbarenden Verantwortungsbereitschaft. Er soll in Wahrheit ein Arbeiterstaat sein: ein Staat, in dem der höchste Wertmesser die von nationalem Willen bestimmte Arbeit ist. Das Geld soll in ihm Diener an der Produktion und die Produktion Diener am Volk sein. Das Volk aber ist in ihm jene souveräne Macht, von der alles Leben ausgeht.

Das will der deutsche Arbeiter. Er fängt nun an zu erkennen, daß der Erfüllung seines Wollens ein großer und furchtbarer Feind im Wege steht. Dieser Feind heißt innenpolitisch Weimar und außenpolitisch Young. Er ist in Wahrheit ein und derselbe.

Darum marschiert der deutsche Arbeiter auf, um diesen Feind in die Knie zu zwingen!

13. Oktober 1929.

Peinliche Fragen

Wir haben eine erste, eine zweite, eine dritte und eine vierte Internationale. Wir haben die SPD., die USPD., die KPD. und den Leninbund. Alle diese Gruppen stehen auf dem Boden des Marxismus. Sie lehnen die Rasse, den Persönlichkeitswert und die Schicksalsgemeinschaft eines Volkes ab. Sie wollen die Zertrümmerung aller nationalen Bindungen und über die Landesgrenzen hinweg die Solidarität des Weltproletariats. So fein ausgeklügelt diese Idee theoretisch ist, so wenig hat sie sich in der Praxis durchzusetzen vermocht, und zwar weil sie erdacht und nicht gewachsen ist. Nur in Deutschland hat man zeitweilig versucht, ihr auch praktisch Gestalt zu geben. Die Folge davon ist, daß Deutschland wie kein anderes Land versklavt und dem Feind der ehrlichen Arbeit tributpflichtig ist. Statt nun wenigstens im eigenen Volke ein klassisches Beispiel proletarischer Solidarität zu geben, schlagen sich die einzelnen marxistischen Gruppen gegenseitig tot.

Glaubst du angesichts dieser Tatsachen noch im Ernst daran, daß aus dieser vollkommenen Verwirrung einmal die Weltversöhnung kommt, und bist du bereit, auf diesem schwankenden Glauben deine Hoffnung auf eine Befreiung des Arbeitertums zu begründen?

In Deutschland hat die KPD. monatelang den Kampf für die Befreiung der unterdrückten Kolonialvölker gekämpft. Gut und ehrenhaft! Ihre wirksamste Parole lautete: China den Chinesen! Glaubst du, daß es in China auch nur einem Menschen einfiele, Deutschland den Deutschen! zu rufen? Und kannst du mir einen Grund angeben, weshalb wir uns verpflichtet fühlen sollen, für die Freiheit Chinas einzutreten, wenn in China kein Mensch auch nur im entferntesten daran denkt, ein Gleiches für Deutschland zu tun?

Der Sozialisierungsversuch in Deutschland endete mit der Verschacherung der deutschen Eisenbahn an die Welthochfinanz. Der Sozialisierungsversuch in Rußland wechselte mit der Wiedereinführung des Privatkapitalismus, der Hereinnahme amerikanisch-jüdischer Kredite nach Rußland und der Überlassung von Grund und Boden an den Bauern als Privateigentum durch Lenin. Der Sozialisierungswille der breiten Massen Produktionszweigen gegenüber, die noch der persönlichen Schöpferkraft bedürfen, ist nichts anderes als der irregeleitete Wunsch auf Mitbeteiligung am Besitz. Der Arbeiter will —

mit Recht — selbst besitzen, weil er auch selbst schafft. Kein vernünftiger Mensch kann sich heute mehr diesem gerechten Willen entgegenstemmen. Wo man jedoch versucht hat, ihm durch sinnlose marxistische Experimente Genüge zu tun, da sind diese Versuche immer mit grenzenlosem Elend der arbeitenden Menschen bezahlt worden.

Warum willst du heute noch eine falsche Sozialisierung, die den Juden fett und dich mager macht, anstatt gerechten und erfüllbaren Anteil am Nationalbesitz deines Volkes zu fordern, daraus aber auch zu folgern, daß dieser Nationalbesitz, da er uns restlos verlorengegangen ist, vom ganzen Volk wiedererobert werden muß?

Zwei Klassen, so sagst du, stehen sich ewig feindlich gegenüber: der Bürger und der Proletarier. Dabei ist das Bürgertum schon bis in seine höchsten Spitzen hinein vollkommen verproletarisiert, und über dem ganzen ausgeplünderten Volk herrscht eine kleine Clique von bewußten Betrügern und deren bezahlten Bütteln. Trotzdem fährst du fort in deinem Kampf gegen die Bürgerklasse, bringst dabei dein Volk zum Ausbluten, sicher nicht zum Leidwesen deiner und unserer Unterdrücker.

Warum machst du nicht Schluß mit dem Klassenkampf und proklamierst den Volkskampf?

Es gibt Leute, die geben offen zu, daß sie Kapitalisten sind; Börsenbarone, Geldfürsten, demokratische Zeitungsschieber und ähnliches Gelichter. Daneben gibt es auch Idealisten, die bemühen sich wenigstens — das wirst du nicht leugnen können — Sozialisten zu sein. Das sind wir!

Warum schlägst du uns den Schädel ein und tust so, als wohnten auf dem Kurfürstendamm lauter Engel?

Antwort! 4. Juni 1928.

Arbeitermörder

„Gleich bei Beginn der Versammlung wußten die klassenbewußten Proletarier, wohin die Reise gehen sollte. Der Versammlungsleiter erklärte im Kasernenton: Hier wird die Schnauze gehalten! Wer nicht kuscht, der wird herausgeschmissen! Ihr roten Hunde sollt heute abend Blut riechen! Am Schluß der Versammlung fiel dann das Faschistenpack über die anwesenden Arbeiter her. Allein dieses Mörder-

gesindel hatte nicht damit gerechnet, daß Proletarier mit ihren Fäusten sich zur Wehr setzen, wenn es um die Sache des Marxismus geht. Und so erlitten die Arbeitermörder eine blutige, aber verdiente Niederlage."

Diesen blühenden Wahnsinn schreibt die „Rote Fahne", wenn sie wochen- und monatelang die politischen Kinder des Herrn Severing bis zur Weißglut aufgehetzt hat, sich dann schließlich der angesammelte Haß gewaltsam entlädt und ihre harmlosen Leser und Parteigänger bei dem Faschistenpack in die Versammlungen eindringen, sie durch allerhand geistlose Mätzchen unmöglich machen, um dann zum Schluß zur höheren Ehre Judas dem reaktionären Mörderpack die Schädel einzuschlagen. Und befriedigend registriert dann das „Berliner Tageblatt", daß „die Arbeiter" (das „Berliner Tageblatt" tritt bekanntlich immer für „die Arbeiter" ein, solange sie vom Juden geführt werden und Fabriken stillegen) endlich einmal dem antisemitischen Spuk ein kurzes, unrühmliches Ende bereitet hätten. Nun werde den nationalsozialistischen Strolchen wohl die Lust vergehen, weiterhin die Konfessionen (sagt das „Berliner Tageblatt") gegeneinander aufzuhetzen und statt des judennährenden Klassenhasses den christenfeindlichen Rassenhaß zu predigen. Und reißt dann einmal den oft Verprügelten der Geduldsfaden, erklären sie frank und frei, daß auch sie Arbeiter seien, daß, wo die Roten Arme, sie keine Leberwürste hätten und sie beim nächsten Male Leben und Gesundheit so teuer wie möglich verkaufen wollten, und machen sie dann aus Worten Taten, setzen sich zur Wehr, und wird dabei einem Proleten, der genau dasselbe dem antun wollte, der ihm seinerseits das antut, aus Notwehr und Verzweiflung, der Schädel eingeschlagen, dann schreit die ganze Judenpresse von links bis rechts:

Faschistenhunde! Unschuldiges Proletarierblut ist geflossen. Arbeitermörder!

Mit Verlaub! Wer hat mit dem Morden angefangen? Ihr oder wir? Seit sechzig Jahren ist eure Geschichte nichts anderes als eine fortlaufende Kette von Brudermord, Terror, Hinterlist und Feigheit. Wo erlebte man je, daß zehn von euch sich zehn von uns gegenüberstellten, und wenn's not tat, mit den Fäusten um eine andere Weltanschauung kämpften! War es nicht vielmehr immer so, daß hundert von euch über einen von uns aus dem Hinterhalt herfielen, ihn

blutig schlugen, ihm das Gesicht zu Brei zertrampelten, feige den Dolch der Niedertracht in seine Brust stießen, um später vor Gericht den Harmlosen, den Unbeteiligten, den Biedermann, den Parteilosen zu spielen? Der Marxismus ist ja Mord an und für sich. Völkermord! Brudermord! Er hält sich ja nur durch Blut und Terror aufrecht. Er kann ja nicht auf geistigem Wege seinen Wahnsinn verteidigen. Darum bedient er sich der millionenfachen Faust des Proletariats, um seinen blühenden Irrsinn gegen die Völker in Marsch zu setzen. Dazu bedurfte es schon der rabulistischen Frechheit des Juden, der maßlosen Feigheit des Spießers und der vernagelten Dummheit des Proleten, um die Dinge so ins Gegenteil zu verkehren. Alle Menschen sind gleich! schreit ihr. Und züchtet Verbrechen, Irrsinn und Terror unter euch groß. Alle Menschen sind gut! schreit ihr. Und steht dabei auf zwei Millionen Leichen in Rußland, nährt euch von Bruderblut und seid wahre Bestien in Menschengestalt. Es gibt keine Qual und keine Marter, die ihr dem Volksbruder nicht anzutun bereit seid, wenn er nur einem anderen politischen Glauben huldigt als ihr.

Waffen! Waffen! Das Pack hat Waffen! schreibt ihr. Ja, zum Teufel und eins: Glaubt ihr denn, wir ließen uns von euch niederschlagen auf offener Straße wie die räudigen Hunde, zögen dabei den Hut und sagten freundlich lächelnd: Danke, Bruder Prolet?

Ist das eines Proleten würdig, den Gegner niederzuschlagen und dabei zu verlangen, er solle mit Freuden und Handkuß verrecken? Und glaubt ihr, die Sache des Arbeitertums werde gewinnen können, wenn ihr sie durch Feigheit, Mord und Niedertracht vorwärtstreibt? Kein Mensch wird an euer heuchlerisches Nie-wieder-Krieg glauben, wenn ihr selbst im Vaterlande den blutigsten, rücksichtslosesten Bürgerkrieg entfesselt. Irrt euch nicht! Wir billigen euch nicht den guten Willen zu, auf den ihr so gern, wenn wir gleich zu gleich stehen, Anspruch erhebt: So wie ihr handelt kein ehrlicher deutscher Prolet.

Mit euch muß man Fraktur reden: Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil!

Nicht wir, ihr seid Arbeitermörder. Ihr habt mit dem Morden angefangen.

Wir stoßen euch euren heuchlerischen Notschrei in den Hals zurück: Arbeitermörder! Arbeitermörder!

Ein ehrlicher deutscher Prolet hat mit euch nichts zu schaffen. Er spuckt aus und sagt: Pfui Teufel!

10. Oktober 1927.

Heil Moskau!

In Köpenick erschießen sich nach der Zehnjahrfeier der russischen Revolution drei junge Berliner Kommunisten, nachdem sie in rührender Weise von ihren Angehörigen Abschied genommen und ihnen kühl und sachlich erklärt haben, daß sie an der Zukunft der Internationale verzweifelten.

Von dem deutschen Kommunistenführer Ernst Thälmann erzählt man sich, daß er während des Hamburger Aufstandes steinhägerbetrunken, umrahmt von Wurstzipfeln, „in seiner eigenen Kotze" gelegen habe.

In Berlin-Wedding findet vor einigen Wochen eine Versammlung der Opposition der KPD. statt, in der Ruth Fischer zum Kampf gegen die Dritte Internationale auffordert. Als ein Vertreter der KPD. das Wort ergreifen will, wird er von seinen früheren Genossen niedergebrüllt und zum Schluß unsanft an die frische Luft befördert. Das Ganze endet mit einer solennen Massenprügelei.

In Moskau findet die Zehnjahrefeier der russischen Revolution statt. Im Angesicht der Ehrengäste, die aus der ganzen Welt herbeigeströmt sind, um dem Staatsprinzip Moskau ihre Huldigungen darzubringen, läuft die Opposition gegen die Arbeiter- und Bauernregierung Sturm, stört ihre Umzüge, sprengt Festversammlungen und nimmt schließlich gewaltsam von der Universität Besitz. Das Ende vom Liede ist, daß zwölf führende Bolschewisten, die alte Garde, fast ausschließlich Juden, aus der kommunistischen Partei herausgeworfen werden.

Was bedeutet das alles?

Es wird Tag allenthalben! Der Rauch und Phrasennebel verschwindet, und übrig bleibt ein ekler Rest von katzenjämmerlichen Phantastereien, deren keine, aber auch gar keine zur historischen Realität gestaltet wurde. Das Proletariat, vor allem das deutsche,

ist um eine, vielleicht um die letzte Hoffnung ärmer. Marx hat ausgespielt. Nun hat die Natur wieder das Wort und macht unerbittlich, zäh und grausam ihre ewigen Rechte geltend: das Gesetz der Persönlichkeit, des Kampfes und der Rasse.

Mußte das so kommen?

Ja und tausendmal ja!

So und nicht anders war es vorauszusehen. Und wir haben das, was sich heute im Weltbolschewismus abspielt, hundertfach prophezeit. Wo der Jude das Wort ergreift, da müssen die Völker Obacht geben. Der Jude ist wurzellos, das Ferment der Dekomposition. Er lebt vom Zusammenbruch der Völker, mag er sich leihkapitalistisch oder bolschewistisch garnieren, er bleibt in jeder Larve er selbst: Ahasver, der ewige Zerstörer. Sein Evangelium ist das Chaos, und wo er Revolte wittert, da kommt er gleich nach oben. Er hat die Arbeiterbewegung zu dem gemacht, was sie heute in ihren jämmerlichsten Auswüchsen ist: ein Gemisch aus Phrasen, Feigheiten, Terror und Klassenhaß. Was hat die Sache des Proletariats mit Pazifismus, mit Republikschutz, mit Entwertung des Persönlichkeitsgedankens und mit Vernichtung der nationalen Würde und Ehre zu tun? Wo steht es geschrieben, daß Utopien, Wünsche, Programme und Bücher die Welt regieren und nicht vielmehr Macht und Tatsachen? Warum demonstriert ihr für die nationale Freiheit der unterdrückten Kolonialvölker und vergaßet, daß Deutschland eine Provinz des Geldes ist? Warum riefet ihr: „China den Chinesen!" und saht feige zu, wie der Jude Deutschland Stück für Stück aus euren Händen wand und in zähem Kampf für die Weltdiktatur eroberte? Nun schreit ihr Reaktion, wenn man vom verlorenen Vaterland spricht. Nun wittert ihr Verrat, wenn man die Dinge beim Namen nennt. Nun rennt ihr stur und dumm weiter in euer eigenes Unglück hinein, und dann bleibt euch zum Schluß nichts als Verzweiflung und Pistole.

Sagt nicht die erste, die zweite, die dritte Internationale ist schuld! Gründet eine neue, eine vierte! Sie wird euch ebenso betrügen wie ihre drei Vorgängerinnen.

Die Internationale selbst ist falsch. Sie ist erdacht, nicht erlebt. Der Jude redet sie euch ein, weil sie das letzte Mittel ist, ihn an der Gewalt zu halten. Sie hat die Völker vernichtet, die Rassen zerstört.

Sie treibt den Blutsgenossen gegen den Blutsgenossen, mordet und vergiftet die Gemeinschaft, sät Zwietracht unter die Völker, und über allem triumphiert dann hohnlachend euer Feind, unser Feind: Der ewige Jude!

Ihr steht auf Hekatomben von Leichen. Um euch steigt Blutgeruch hoch. Kinder klagen euch an, Mütter weinen, Völker stehen vor dem Untergang! Und was habt ihr erreicht: Nichts als Chaos, Hoffnungslosigkeit, Hunger und Verzweiflung!

Soll das so bleiben?

Steht auf und fordert: Ein Deutschland, das euch gehört, und das frei zu machen von Sklavenketten der Unterdrücker die historische Aufgabe des deutschen Arbeitertums ist.

Freiheit und Brot!

Ruft diesen Schrei der Anklage in die verfaulende Welt des Kapitalismus hinein!

Zertrümmert das Reich der Phrasen! Wagt es, der harten Wirklichkeit in die unerbittlichen Augen zu schauen.

Reicht euch die Hand, ihr deutschen Arbeitsmänner! Der Tag der Freiheit kommt, wenn ihr ihn wollt!

Adolf Hitler zeigt euch den Weg!

21. November 1927.

Wer sabotiert den Achtstundentag?

Als der Reichskanzler Müller in seiner Regierungserklärung vom 3. Juli von der Notwendigkeit der Wiedereinführung des Achtstundentages für das schaffende Volk sprach, da antwortete ihm aus den Reihen der Nationalsozialisten ein höhnisches, verständnisloses, undankbares Lachen. Der Herr Reichskanzler sah mit einem strafenden Blick von seinem Manuskript auf, und als er bemerkte, daß die peinliche Unterbrechung von einer Richtung kam, von der es sich auch in diesem noch ganz jungen Reichstag bereits herumgesprochen hatte, daß es in ihr nicht ganz geheuer sei, da zog er es vor, seine melancholisch-müden Augen wieder in das von wieviel Regierungsräten wohl entworfene Regierungsprogramm hineinzuwerfen und antwortlos weiterzulesen. Er hatte wohl seine guten Gründe dafür, denn der Reichskanzler Müller ist nicht so dumm, als daß er nicht wüßte,

daß der Achtstundentag eine der vielen Achillesfersen der Sozialdemokratie ist.

Der Achtstundentag ist eine der berechtigtsten Forderungen der Arbeitnehmerschaft. Normalzeit acht Stunden Arbeit. Für besonders schwere und gefährliche Arbeit weniger, für Landwirtschaft und Saisongeschäft je nach Bedarf weniger oder mehr. Niemand, der auch nur eine Spur von sozialem Empfinden in sich fühlt, wird sich der sittlichen sowohl wie auch der sozialpolitischen Berechtigung dieser Forderung verschließen können. Nun ist die Arbeit bekanntlich kein Selbstzweck, sondern nur ein Mittel zum Zweck. Selbstzweck ist die durch die Arbeit garantierte Erhaltung des Volkes, das heißt also, die Arbeit muß ein Volk ernähren. Es steht außer jedem Zweifel, daß eine achtstündige Arbeitszeit, rigoros und generell in allen schaffenden Schichten durchgeführt, bei der fast sprichwörtlichen Intelligenz und dem Fleiß des deutschen Volkes, auch bei modernen erhöhten Ansprüchen an das Leben vollkommen ausreicht, achtundsechzig Millionen Menschen bei Brot zu erhalten und überdies noch ein Erkleckliches abzuwerfen für Zwecke der Bildung, der Kultur, der Wehrhaftigkeit und der schönen Künste.

Jedoch: ist ein Volk verpflichtet, über die Erhaltung seiner eigenen Existenz und über die Förderung seines Volkstums auch noch eine Unzahl von Drohnen und Parasiten zu ernähren und für sie im Jahre eine runde Summe von zweieinhalb Milliarden an staatsvertraglichen Verpflichtungen allein zu erarbeiten, dann reichen eben acht Stunden nicht aus. Dann muß, wie der Amerikaner Mc. Garrah einmal mit zynischer Offenheit sagte, der Knabe die Scholle umwerfen, die Mutter sich vor den Pflug spannen und der Vater zwölf bis vierzehn Stunden arbeiten. Das sollte eigentlich jedem einleuchten, denn diese Rechnung ist lückenlos und eindeutig und logisch beweiskräftig.

Und nun die letzte Folgerung:

Eine Partei, die zu diesen unerträglichen internationalen Verpflichtungen Ja und Amen sagt, darüber hinaus sie noch als Sieg und Triumph ihrer Politik feiert, hat für alle Ewigkeit das Recht verwirkt, für den Achtstundentag zu kämpfen, denn sie unterschrieb ja Gesetze und Verträge, die nicht nur den Achtstundentag, sondern jeglichen sozialen Ausgleich glatterdings unmöglich und indiskutabel machen. Spricht sie von diesen Dingen, dann lügt sie bewußt, heuchelt

und treibt ein falsches Spiel, streut ihren Anhängern Sand in die Augen und macht mit Wissen Verratspolitik.

So ist es: die Sozialdemokratie hat Dawes unterschrieben. Damit hat sie der arbeitenden Bevölkerung den Weg zum Achtstundentag endgültig und mitleidlos verbaut. Sie hat deshalb kein Recht mehr, an die arbeitenden Massen zu appellieren, denn sie hat sie um ihre vitalsten Interessen betrogen. Eine sozialdemokratische Regierung, die vom Achtstundentag spricht, lügt, heuchelt und treibt Spiegelfechterei. Ihr muß man auf die Pfoten und nicht aufs Maul schauen.

Das sind massive Anschuldigungen. Wir sind uns ihrer Schwere vollauf bewußt. Der Reichsarbeitsminister hat es in der Hand, sie zu entkräften, und zwar nicht dadurch, daß er uns von seinem Genossen Severing verbieten läßt, sondern indem er das Versprechen des Reichskanzlers einlöst und sofort den Achtstundentag wieder einführt. Tut er das nicht, dann beweist er damit, daß wir unsere Anschuldigungen, so schwer sie sind, zu Recht erhoben haben.

17. September 1928.

Panzerkreuzer-Volksbegehren

Nun hilft kein Herausreden mehr: es wird in diesen Tagen auch dem letzten deutschen Spießer klar werden müssen, wie tief sich der Marxismus in die Seele des deutschen Arbeitertums hineingefressen hat. Die Vorgänge, die sich augenblicklich in der politischen Öffentlichkeit abspielen, sind so eindeutig und allgemeinverständlich, daß sie kaum eines Kommentars bedürfen. Die kommunistische Partei legt auf Geheiß Moskaus ein Volksbegehren auf, nach dem es in der ganzen Welt einzig und allein Deutschland verboten sein soll, sein Leben, wenn auch nur mit den durch den Versailler Vertrag uns noch belassenen, bescheidensten Machtmitteln zu verteidigen. Es ist nur dem Zufall, daß sich die SPD. augenblicklich in der Regierung befindet, zu verdanken, daß diese sich nicht mit großem Geschrei an diesen fetten Bissen mit heranmacht. Und säßen auch die Herren Demokraten nicht in den warmen Sesseln, dann würden wir das uneingeschränkte Vergnügen haben, wie beim Fürstenenteignungsrummel, die ganze Front der bewußten Vernichter des deutschen Volkstums, von der „Roten Fahne" bis zum „Berliner Tageblatt", Arm in Arm aufmar-

schieren zu sehen. „Panzerkreuzer oder Brot!" So lautet die durch und durch verlogene Parole dieses neuesten Volksbetruges, und sie ist in dieser Aufmachung gerade dumm und schlau genug, daß der deutsche Stimm- und Wahlpöbel prompt darauf hereinfällt. Dabei ist sich kein Mensch im unklaren darüber, daß die ganze Kampagne umsonst sein wird. Kommt es zum Volksentscheid, dann wird diese Aktion mit Pauken und Trompeten durchfallen. Das weiß der Spießer auch, und deshalb findet er angesichts seiner sonstigen hoffnungslosen politischen Vereinsamung einen billigen Trost in dem Umstand, daß ihm unmittelbar nichts Böses widerfahren könne.

Dabei spielt es für die geschickten Regisseure dieses neuesten Rummels gar keine Rolle, ob der Volksentscheid durchgeht oder nicht. Es handelt sich für sie vielmehr darum, die Panzerkreuzerfrage als Sprungbrett zu benutzen, von dem aus der Bolschewismus in ein neues Terrain deutscher Macht hineinspringen kann. Es kann nicht oft genug darauf hingewiesen werden, daß der Rote Frontkämpferbund und die KPD. nur eine russische Fremdenlegion auf deutschem Boden sind, zusammengestellt aus russischem Geld und deutschem Menschenmaterial. Die Schlacht, die in der deutschen Öffentlichkeit in diesen Tagen um die Panzerkreuzerfrage geschlagen wird, ist ein Handstreich gegen die letzten Reste deutscher Wehrhaftigkeit, die, ob gewonnen oder verloren, immer zugunsten des russischen Zukunftswillens ausschlagen wird. Der Rubel rollt. Die goldenen Kugeln werden verschossen gegen deutsches Lebensblut, und wir sind dabei, wie immer, die Leidtragenden.

Ein Staat, der sich das gefallen läßt, ja auf Grund seiner Verfassung sich noch gehalten fühlt, diesem Wahnsinn die gesetzliche Handhabe zu geben, ist kein Staat mehr, sondern ein Unstaat, und er verdient nichts anderes, als daß er hinweggefegt wird. Ein Volk, das auf diesen aufgelegten jüdischen Schwindel hereinfällt, beweist damit, daß es nicht reif ist, aus freiem Willen sein politisches Schicksal zu meistern, und daß es das Unglück verdient, das ihm heute und morgen beschieden ist.

Dabei kann nichts die verkommene Heuchelei der kommunistischen Parole besser dartun als der Umstand, daß die KPD. ihren Feldzug gegen die deutsche Wehrkraft mit sozialen Argumenten belegt. In Rußland heißt es Panzerkreuzerbau statt Brot. In Deutschland heißt es Brot statt Panzerkreuzer. Nicht eine Krume Brot wird der aus-

geplünderte deutsche Arbeitsprolet mehr erhalten, ob der Volksentscheid so oder so ausfällt. Wo aber bleibt der Volksentscheid der KPD. gegen die doch sonst von ihr so bierehrlich bekämpfte Erfüllungspolitik? Man lasse die arbeitenden Massen darüber entscheiden, ob sie weiterhin damit einverstanden sind, daß aus ihrem Fleiß jährlich zweieinhalb Milliarden an Frontributen herausgepreßt werden. Und wenn sie mit Nein votieren, dann sage man ihnen, daß Sklavenverträge nur durch Kampf und mit Waffen gebrochen werden.

Man komme uns nicht mit der albernen Begründung, ein Panzerkreuzer helfe auch nichts gegen eine Welt von Waffen. Wenn zehn über mich herfallen mit Dolchen, Knüppeln, Schlagringen und Pistolen, dann werfe ich nicht meine einzige Waffe weg, sondern gebrauche sie, bis die letzte Kugel aus dem Lauf ist.

Es geht nicht um Brot und nicht um Panzerkreuzer. Es geht um dieselben Dinge, um die seit nahezu sechzig Jahren in Deutschland gefochten wird; hier das Vaterland, hier seine Feinde. Der Marxismus steht auch bei diesem Waffengang, wie immer, auf seiten der Feinde Deutschlands. Und das Arbeitertum ist dabei wieder einmal das Opfer, das zur Schlachtbank geführt wird.

Dagegen machen wir Front. Als Sozialisten, die wir das Arbeitertum vertreten, und als Nationalisten, die wir das Vaterland beschützen.

15. Oktober 1928.

Betriebszellen

Die Erkenntnis, daß Deutschland nicht gegen und nicht ohne die Arbeiterschaft, sondern nur mit ihr und durch sie befreit werden kann, haben wir uns nun bald schon an den Schuhsohlen abgelaufen. Sie ist die erste und wichtigste, die der deutsche Politiker der Gegenwart zu machen hat, und fehlt sie ihm, dann bleibt ihm das Schicksal unseres Volkes ewig ein Buch mit sieben Siegeln. Durch diese Erkenntnis selbst unterscheiden wir uns von den bürgerlichen Parteien, und in der Zielsetzung dieser Erkenntnis von denen des Marxismus. Der Nationalsozialismus läuft darauf hinaus, das deutsche Arbeitertum mit vollen Rechten und Pflichten in den Organismus der Nation einzugliedern, ihm eine seiner Größe und Bedeutung vollauf angemessene Funktion im staatlichen Leben zuzuweisen und dadurch das Volk selbst wieder in Form zu bringen, so daß eine neue poli-

tische Führerschicht wieder deutsche Außenpolitik betreiben kann. Das Ziel dieser Außenpolitik wird und muß dasselbe sein, das sich jede Außenpolitik immer und zu allen Zeiten gestellt hat und stellen wird: die Freiheit der Nation und die Sicherung ihrer Daseinsnotwendigkeiten.

Darüber ist sich jeder unter uns klar. Es handelt sich nur noch darum, die Wege aufzuweisen, auf denen wir überhaupt an die deutsche Arbeiterschaft herankommen können. Marxistische Demagogie hat uns hier so gut wie alle Zugänge verbaut, und es bedarf einer von Zähigkeit und Geduld getragenen Minier- und Bohrarbeit, um hier überhaupt Bresche zu schlagen. Bis vor etwa zwei Jahren erschien diese Arbeit ziemlich erfolglos. Die Wahlen des Jahres 1928 brachten uns zwar zahlenmäßig beachtliche Erfolge, aber die marxistische Presse konnte zu Recht mit Hohn feststellen, daß unser Zuwachs allergrößtenteils aus Zugängen aus dem bürgerlichen Lager kam. Die marxistische Front blieb davon nahezu unberührt, und nur hier und da gelang es uns, sie unbedeutend zu ritzen.

Das ist nun anders geworden. Schon die Wahlen des Jahres 1929 brachten uns großen Zuzug aus dem marxistischen Lager. Allein in Berlin gelang es uns, bei den Kommunalwahlen im November 1929 den Roten beiderlei Couleur an die siebzigtausend Stimmen abzujagen. Gewiß ist das noch nicht viel. Aber wenn man dabei in Betracht zieht, daß dieser Einbruch in die rote Klassenfront ohne jegliche organisatorische Vorarbeit vollzogen wurde, sozusagen nur improvisiert, dann kann man sich ungefähr vorstellen, welche Möglichkeiten hier unser warten, wenn wir die Arbeit systematisch in Angriff nehmen und resolut in den Betrieben auf das Ziel der Eroberung der Arbeiterschaft lossteuern.

Die bisherige Erfahrung hat gelehrt, daß durch reguläre öffentliche Werbeversammlungen immer nur ein Bruchteil der Arbeiterschaft erfaßt werden kann. Es kommen meist nur und vereinzelt die wenigen Sucher, die wir dann auch restlos gewinnen. Erscheinen die marxistisch verhetzten Parteigänger in Massen, dann legen die sie begleitenden und betreuenden Leithammel es darauf an, durch Radau und Terror eine sachliche Auseinandersetzung von vornherein zu unterbinden. Der Erfolg ist dann meist gleich Null. Der Kampf wird unentschieden abgebrochen, und wir haben bestenfalls das zerschlagene Mobiliar zu bezahlen.

Trotzdem darf uns die schwere und Geduld erfordernde Arbeit nicht reuen, und wir müssen auch den Mut haben, beim Erkennen der Ungangbarkeit eines Weges wendig und mit taktischem Geschick neue Wege zu suchen und zu beschreiten. Einen solchen Weg weist uns die Betriebszellenorganisation. Sie ist in Berlin vor etwa Jahresfrist zum erstenmal in Arbeit genommen worden und war von vornherein gedacht als sinnvolle Ergänzung zu unserer politischen Zellenorganisation. Sie beruht darauf, mit Hilfe von kleinen Trupps, sogenannten Zellen, in die Betriebe einzudringen, sie allmählich mit unseren Gedankengängen zu infizieren, Betriebsgruppen zu bilden und von hier aus dem Nationalsozialismus in Fabriken und Kontoren die Bahn freizumachen. Wie alle Organisationen, so hat auch diese in der ersten Zeit ihres Bestehens eine Reihe von Kinderkrankheiten durchgemacht. Diese schienen ihr vorerst um so gefährlicher zu werden, als unsere tapferen Pioniere vom Schraubstock und Amboß sich fast immer einer überwältigenden marxistischen Mehrheit gegenüber sahen, die gewillt war, die ersten Anfänge nationalsozialistischer Zellen auch mit den brutalsten Mitteln des Betriebsterrors zu erdrücken. Zudem empfanden sie die Fehlerhaftigkeit unserer eigenen Organisation um so peinlicher und drückender, je geschlossener und massiver ihnen die fertigen und tadellos funktionierenden marxistischen Gewerkschaften gegenübertraten.

Aber wie wir bisher alle politischen Hindernisse, so haben wir auch diese organisatorischen siegreich überwunden. Es war ja seit je Mode bei uns, daß wir an den Widerständen nicht zerbrachen, sondern nur an ihnen lernten und darum auch an ihnen erstarkten. So auch hier. Die nationalsozialistische Betriebszellenorganisation ist nun auf der ganzen Linie im Vormarsch begriffen, und die letzten Betriebsratswahlen haben gezeigt, daß unsere Arbeit nicht vergebens war. Schon wittern die Roten Unrat. Sie wissen, daß sie in den Betrieben ihre letzten Festungswerke halten. Verlieren sie die, dann sind sie verloren. Darum sind ihre Zeitungen voll von Drohungen und beweglichen Klagen. Die Gescheiten unter ihnen, die gestern noch lachten, sind heute sehr still geworden. Und morgen werden sie wie die betrübten Lohgerber ihren fortschwimmenden Fellen nachschauen dürfen.

Im Sommer des vergangenen Jahres haben wir in entsagungsvoller, zäher Kleinarbeit die Organisation der Partei neu und

modern aufgebaut. Die großen politischen Erfolge dieses Winters haben uns dafür reichlich und überreichlich belohnt. In diesem Sommer wollen und werden wir unser Betriebszellensystem programmatisch und organisatorisch auf Draht bringen, und im kommenden Winter werden wir dann siegreich Einzug halten in den Fabriken und Kontoren.

Wir rufen jetzt schon unsere Pioniere an den Maschinen und Büchern zur Mitarbeit auf. So schwer auch das Werk scheint, es muß gelingen! Der deutsche Arbeiter gehört in unsere Front. Und wir wollen nicht ruhen und rasten, bis jeder Betrieb eine Hochburg des Nationalsozialismus ist.

1. Juni 1930

An den deutschen Arbeiter!

Seit sechzig Jahren kämpfst du in den marxistischen Parteien gegen das kapitalistische Staats- und Wirtschaftssystem für eine sozialistische Umformung unseres gesamten Produktionslebens und damit verbunden des deutschen Gemeinschaftsdaseins. Sechzig Jahre Kampf um ein Ideal, das berechtigt und sittlich notwendig ist, haben dieses Ideal jedoch nicht erreichen lassen. Im Gegenteil! Der deutsche Arbeiter ist heute von der Erfüllung seiner tiefen Sehnsucht weiter entfernt als je zuvor. Zwar herrscht über uns die Internationale, aber nicht die der Arbeit, sondern die des Geldes. Zwar sitzen die Vertreter des deutschen Proletariats in Mengen in den bürgerlichen Parlamenten, zwar haben sie Staat und Parlament erobert, herrschen dort zum Teil unumschränkt und können unbehindert ihre Weltbeglückungspläne zur Durchführung bringen. Aber sie sind nicht mehr Vorkämpfer eines wahren, zielbewußten Sozialismus der Arbeit, sondern längst schon Lakaien und Nutznießer des Börsenkapitalismus, dem sie dienstbar sind, und an den sie Tag für Tag für Geld und fette Pfründe die Rechte der Arbeiterschaft verkaufen und verpfänden.

„Wir müssen uns im Kapitalismus wohnlich einrichten!" Dieses unvorsichtige Wort des führenden österreichischen Sozialdemokraten Bauer beleuchtet blitzartig und absolut beweiskräftig den weltgeschichtlichen Verrat, den die Deutsch sprechenden Marxisten an der

Arbeiterschaft begangen haben und täglich aufs neue zu begehen gewillt sind.

Wie konnte das alles so kommen?

Der Marxismus ist keine deutsche, sondern eine jüdische Lehre. Ihr Erfinder ist der Trierer Rabbinersohn Mardochai, der sich später den Namen Marx beilegte. Ihre wissenschaftlich-ökonomischen Grundsätze sind längst widerlegt, zum Teil sogar von führenden Marxisten. Sie werden nirgendwo mehr ernst genommen. Um so furchtbarer aber zerstören ihre weltanschaulichen Forderungen unser gesamtes Volksleben. Der Marxismus ist pazifistisch. Seine Vertreter haben deshalb in Deutschland vor dem Kriege die Wehrkraft zerschlagen, während des Krieges den deutschen Widerstand unterhöhlt und am Ende des Krieges die deutsche Nation und damit die deutsche Arbeiterklasse waffenlos der Willkür des Weltkapitalismus ausgeliefert.

„Deutschland soll — das ist unser fester Wille als Sozialisten — seine Kriegsflagge für immer streichen, ohne sie das letztemal siegreich heimgebracht zu haben."

Das schrieb der „Vorwärts", ein sogenanntes Arbeiterblatt, am 20. Oktober 1918, also im entscheidenden Augenblick deutschen Daseinskampfes.

Und so ist es auch gekommen. Durch die Börsenrevolte am 9. November 1918 wurde die deutsche Armee entwaffnet. Die Folgen davon waren Versailles, London, Dawes und Young. Das Wort des sozialdemokratischen Volksbeauftragten Scheidemann, „der Besitz werde die Lasten des verlorenen Krieges zu tragen haben", hat sich als weltgeschichtlicher Betrug herausgestellt. Der Arbeiter bezahlt. Drei Millionen Arbeitslose, stillgelegte Fabriken, Streiks, Aussperrungen und Arbeiterexport in die Kolonien der imperialistischen Siegerländer: das spricht eine grausamere Sprache als die Phrasen sozialdemokratischer Volksbetrüger.

Der Marxismus ist demokratisch. Er zerstört durch den Mehrheitswahn alle schöpferischen Kräfte im Volk, überantwortet Fleiß, Zucht und Genialität dem unsittlichsten Terror der Majorität. Der Deutsche Reichstag ist ein lebendiges Abbild dieses wahnwitzigen Unfuges.

Der Marxismus ist international. Er zerstört Volk und Nation

und schneidet damit die Wurzeln unseres organischen Daseins ab. Je schärfer die anderen Völker sich in der Vergangenheit national organisiert haben, desto blöder huldigten wir einem verschwommenen Verbrüderungsirrwahn. Nun starrt die Welt in Waffen. Wir aber sind wehrlos und deshalb der Prügelknabe fremder Raub- und Siegerländer.

Du sagst, der Kommunismus sei anders. Schau nach Rußland, und du wirst eines Besseren belehrt. Dort herrscht eine kleine Clique von weltfremden Ideologen oder gewerbsmäßigen Volksbetrügern. Die breiten Massen aber seufzen unter der Knute des Bolschewismus ebenso, wenn nicht noch mehr, als ehedem unter der Peitsche des Zarismus. Wieder stehen dort die arbeitenden Menschen Reihe vor den Bäcker- und Fleischerläden. Und wer aufmuckt, der wird mit Terror und Brutalität niedergeknüppelt.

So sieht das Paradies des Marxismus aus.

Wir aber setzen uns dagegen zur Wehr. Wir erkennen das Recht des deutschen Arbeiters auf Freiheit und Brot an. Wir wollen ihm keine Almosen geben. Wir fordern, daß er in die Nation eingefügt wird mit vollen Rechten und Pflichten. Wir fordern eine strenge soziale Gerechtigkeit, Arbeit und Auskommen für die breiten Massen, Wohnungen und Brot und damit Lebensfreudigkeit für das deutsche Arbeitertum.

Aber das alles ist nur durchführbar, wenn wir als Volk frei sind vom Joch des Auslandes. Darum fordern wir Wehr und Waffe, Widerstand anstatt feiger, pazifistischer Duldung. Wir müssen zu diesem Zweck den Mehrheitswahn zertrümmern und ersetzen durch eine Führerautorität. Die soll getragen werden durch die breiten Massen der Arbeiter und Bauern. In ihnen wird der deutsche Staat der Ehre und Arbeit neu organisiert als Nation. Gerecht nach innen, stark nach außen, ein festes Bollwerk gegen die Zerstörungsgelüste des Weltkapitalismus! Ein neues Deutsches Reich, in dem der Proletarier seine Wiedergeburt erfährt zum disziplinierten und verantwortungsbewußten deutschen Arbeiter und damit auch die Erfüllung seines sechzigjährigen Kampfes erreicht: Freiheit und Brot, ein Staat der schaffenden Arbeit!

Wer das mit uns will, der wählt Liste 9, Hitlerbewegung!

24. August 1930.

Die Blutzeugen

Wer in Berlin zur SA. kam, trat unter die Verfemten. Sein Weg wurde zum engen Paß zwischen Polizei und Pöbel. Hier hatte er zu stehen oder zu fallen.

Diese Stadt war unbarmherziger als alle anderen. Ganze Stadtviertel gehörten den Kommunisten; wer sich dort im Braunhemd zeigte, war gezeichnet.

Noch ehe die Bewegung ein paar tausend Anhänger hatte, fielen die ersten Blutzeugen unter den Pistolen und Messern der roten Banden.

Kütemeyer wurde, völlig verstümmelt, im Landwehrkanal ertränkt, Horst Wessel in seiner Arbeitermansarde niedergeschossen. Sein Lied zog von seinem Grabhügel durch die Straßen hinaus ins Reich und wurde das, was Goebbels ihm voraussagte: Das Lied der ganzen Nation.

Wir gedenken der Toten!

Grau lastet ein schwerer Novembertag über deutschem Land. Die Sonne des Sommers ist verblaßt. Der Herbst hat angefangen, und hinter ihm steht schon unerbittlich grausam der Winter. Nacht im deutschen Volk! Das geschäftige Schwätzen von Frieden, Freiheit und Brot macht einem betretenen Schweigen Platz, und hinter diesem Schweigen verbirgt sich die nackte, feige Angst vor den kommenden Dingen. Vor neun Jahren hob man die sozialste Republik der Welt aus der Taufe.

Zum neuntenmal feiern wir den Geburtstag der Republik. Selbst die eigentlichen Väter dieses sogenannten Staates können an ihrem Kinde keine rechte Freude mehr finden. Sie streiten sich um die Vaterschaft. Nicht als wenn jeder von ihnen sich drängte, als Erzeuger und Schutzpatron dieses allerheiligsten Staates zu gelten, sondern keiner von ihnen will es heute gewesen sein. Sie lehnen es alle einmütig ab, für den Wahnsinn des 9. November 1918 verantwortlich gemacht zu werden, und begnügen sich damit, auf dem bequemen goldenen Boden der Tatsachen zu stehen.

Ein ausgeplündertes, ausgeblutetes Volk, hungernde, frierende Kinder, Mütter, die das Weinen längst verlernt haben, Söhne, die in ohnmächtigem Grimm die Fäuste ballen, und Väter, die sich vor dumpfem Groll verzehren: Das ist das Leben in Schönheit und Würde, von dem ihr so oft und so beredt gesprochen habt.

Im kreischenden Totentanz eines verlumpten Volkes klingt eine Fanfare. Trommeln schlagen hinein. Dumpf und schwer. Die Mützen ab! Wir denken der Toten!

Wir denken der zwei Millionen, die in den Gräbern von Flandern und Polen verbleichen. Wir denken der tausend und tausend Soldaten, denen das Weltmeer in seiner Unendlichkeit ein ewiges, ruhlosbewegtes Grab bettete. Wir denken aller, die aus den Lüften stürzten, die in den Löchern der Erde starben, die unter dem Meeresspiegel ihr letztes Amen beteten, und die bei den versengenden Gluten der Tropensonne verkamen in Durst und Qual.

Wir denken der Soldaten der *deutschen* Revolution und all derer, die für die Aufrichtung des Vaterlandes ihr dreimal heiliges Leben auf den Altar der Zukunft legten. Wir denken der Märtyrer für ein anderes Reich, die den Glauben, den unerschütterbaren, mit

ihrem Herzblut besiegelten. Wir denken der tollkühnen Männer, die in der Zeit der größten Schmach unseres Volkes wissend dem Feind in die Gewehrläufe liefen und zusammenbrachen unter dem Ruf: Es lebe das Vaterland!

Die Fahnen nieder! Und senkt die Knie! Gebe Gott Euch Kraft zum Hassen und Trotzen!

Unter flatternden Standarten marschiert eine neue Jugend mit lichten Stirnen einem anderen Morgen entgegen. An der Spitze geht der kommende Adel des Mutes und der Tapferkeit Sieg oder Tod entgegen. Die Würfel fallen auf Tod. Sechzehn deutsche Arbeiter und Studenten, von den höchsten Höhen und aus den tiefsten Tiefen des Volkes von Gott zum Symbol herausgenommen, werden von den Kugeln der Reaktion rechts und links niederkartätscht und röten für eine bessere Zukunft mit ihrem Blut das Pflaster. Wehrt der Tränen nicht! Aber sagt ihnen, daß sie den Händen gebieten, zu geballten Fäusten zu werden, und hebt die Fäuste, diese Arbeitsfäuste hoch und schwört bei Gott und allem, was euch heilig ist:

Wir werden Euch nicht vergessen!

Unser Dank sei die Rache!

Auf den Tag!

Wir denken der Toten, die uns jedes Jahr das Schicksal als Unterpfand unseres Sieges nimmt. Der unbekannte braune Soldat hebt die Fahne mit dem schwarzen Kreuz auf Blutigrot und weist schweigend den Weg der Pflicht. Opfer und Blut waren immer noch Triebkräfte zum endlichen Triumph.

Kameraden! Ein Jahr ist um; ein neues Jahr beginnt. Wir denken der Toten! Mit Schmerz und Freude: Schweres und nie Gekanntes hat das Schicksal über uns bestimmt. Wir werden den Kelch des Leidens auskosten müssen bis zur Neige. Wer weiß: morgen trifft's dich, übermorgen mich. Die ewige Richterin Geschichte holt aus unseren Reihen heraus, des sie zu unserem Ruhm, zu unserem Ansporn, zu unserem Willen zur Tat bedarf.

Wir trauern nicht; wir stehen auf und schwören:

Vergeltung! Vergeltung! Der Tag bricht an!

Wir grüßen Euch, Ihr Toten. Deutschland beginnt neu zu glänzen im Morgenrot Eures Blutes. Wir schlagen den Scharlachmantel Eurer Hingabe um dieses geknechtete Volk, das selbst im tiefsten

Unglück in seinen besten Söhnen, in Euch, seinen königlichen Adel bewahrt.

Soldaten der deutschen Revolution! Bindet den Helm fester! Im Totentanz klingt eine Fanfare. Trommeln schlagen hinein. Dumpf und schwer. Aus den Lüften klingt und schlägt es wieder. Die Armee der Toten gibt Antwort.

Laßt dröhnen den Marschrhythmus der braunen Bataillone: Zur Freiheit!

Das Heer der Toten marschiert mit Euch, Ihr Sturmsoldaten, in eine bessere Zukunft hinein.

7. November 1927.

Fahnen über der Stadt

Nürnberg! In diesem Namen liegt ein Zauber ohnegleichen. Nürnberg bedeutet das Deutsche schlechthin. Unter den Mauern dieser Stadt wurden Kulturtaten von weltgeschichtlichem Range getan. Wenn man von Nürnberg spricht, dann meint man beste deutsche Tradition, die zukunftsträchtig nach vorne weist.

In dieser Stadt marschierten schon einmal deutsche Männer in schicksalsschwangerer Zeit auf zu Zehntausenden, begrüßt und umjubelt von deutschen Patrioten, die nun meinten, das neue Reich sei erstanden. Was damals so gewaltig aufwuchs, versank in sich selbst, da es noch nicht bis zum Letzten gefügt und gestaltet war, da ein großes Erbe in unglücklichen Monaten verwaltet wurde von Menschen, die sich dieser Aufgabe nicht gewachsen zeigten.

Nun blickt das nationale Deutschland wieder einmal nach Nürnberg, wo heute die nationalsozialistischen Braunhemden zu Zehntausenden aufmarschieren, um gegen die Kolonie und für den Staat zu demonstrieren. Glaube und Hoffnung vieler Hunderttausende geleiten diesen Siegesmarsch von jungen Aktivisten, die in nunmehr achtjährigem Ringen um die politische Gestaltung bewiesen haben, daß weder Tod noch Teufel sie zu vernichten vermag.

Am 9. November 1923 brach das erste Werk zusammen. Es hatte seine historische Aufgabe erfüllt und mußte einem vorläufigen Chaos Platz machen. Nach Zeiten tiefsten Zusammenbruchs begann im Februar 1925 der Wiederaufbau der Bewegung, und heute zeigte sie

zum ersten Male in einem Massenaufgebot, daß der Stand von 1923 bereits weit überholt ist und die Bewegung heute an der Spitze der revolutionären Zukunftsgestaltung steht.

Braunhemden! Wieder einmal schaut ganz Deutschland auf Euch, wenige voll Glauben und Vertrauen, viele, viele voll Haß und Verachtung. Seid Euch dessen bewußt! Wieder seid Ihr die eherne Spitze am bleiernen Keil, und Ihr verdankt das allein Eurer Tapferkeit, Eurem Mut und Eurer zähen Ausdauer. Heute ist ein Tag, wo Ihr stolz darauf sein dürft. Ihr habt wieder einmal vor der Geschichte bewiesen, daß Gott zuletzt doch nur dem hilft, der sich selber hilft. Als alle verzweifelten, da habt Ihr die sinkende Fahne aufgegriffen und sie in Nacht und Finsternis vorangetragen. Nun steht das Banner fest! Allüberall, in jeder Stadt, in jedem Dorf kennt man Euch, und wo man Euch nicht lieben lernen wollte, da hat man doch zum mindesten Euch hassen und fürchten gelernt.

Heute ist Euer Tag! Ihr strömt aus allen deutschen Gauen zusammen in der alten ehrwürdigen Stadt, aus den Fabriken kommt Ihr, aus Gruben und Kontoren, von Pflug und Egge. Und mitten unter Euch steht der Führer, der einzige Führer, der wegeweisend zum neuen Deutschland voranschreitet. Ihm dankt Ihr es, daß Ihr bis heute noch nicht einen Zentimeter vom geraden Kurs abgewichen seid. Er ist Euch Gewähr dafür, daß das auch in der Zukunft so sein wird.

Braunhemden! Nun lichtet die Stirnen und geht aufrecht und stolz durch die Straßen dieser Stadt. Zeigt, daß Ihr Euch mehr dünkt als die anderen. Heute schaut ganz Deutschland auf Euch. Heute bist Du nicht Schreiber und Du nicht Prolet, Du nicht Bauernknecht und Du nicht kleiner Beamter. Heute seid Ihr alle mehr: Ihr seid die letzten Deutschen, die nie verzweifelten. Ihr seid die Träger der Zukunft, die Gewährsmänner, daß Deutschland nicht zum Untergang, sondern zur Freiheit bestimmt ist. Ihr seid heute schon Symbol einer neuen Glaubensstärke für Hunderttausende und Millionen. Wenn Ihr nicht wäret, dann müßten wir alle verzweifeln!

Denkt daran, wenn Ihr diese Stadt betretet! Hebt die Banner hoch und hoch die Herzen!

Das junge Deutschland steht auf und fordert seine Rechte!

Fahnen flattern über der Stadt. Ungezählte von Euch haben unter diesen Fahnen geblutet, Ungezählte sind dafür in die Gefängnisse ge-

worfen worden, und manch einer ist darunter gefallen für ein besseres Deutschland.

Vergeßt das nie! Vergeßt das vor allem heute nicht, wo Ihr diese Fahnen unter einer leuchtenden Sonne und umjubelt von Zehntausenden durch die Straßen dieser Stadt tragt.

Ihr und Ihr allein habt ein Recht zu fordern, da Ihr allein auch bereit seid, für dieses Recht zu kämpfen.

Wohlan denn, Ihr von der jungen Garde des Dritten Reiches! Hebt Fahnen und Hände zum Schwur und ruft, daß Ihr nicht lassen wollt vom Recht!

Und fordert: Das neue Dritte Deutschland!

Den freien deutschen Staat!

22. August 1927.

Das heilige Tuch

Vierzig deutsche Proletarier aus Berlin, die im Dawesreich von Schönheit und Würde weder Arbeit noch Brot finden, machen sich an einem Julitag auf den Weg nach Nürnberg, den Tornister vollbepackt mit Flugzetteln, Zeitungen und Büchern. Jeden Tag, ob er Regen oder glutheiße Sonne bringt, marschieren sie fünfundzwanzig Kilometer. Und wenn sie abends ins Quartier kommen, dann haben sie bis in die tiefe Nacht hinein weder Rast noch Ruhe, ihren politischen Glauben zu predigen.

In den Großstädten werden sie bespuckt und niedergeschlagen.

Schadet nichts! Sie pauken sich durch. Vor der Zeit kommen sie in Nürnberg an.

Aus einer von der hohen Polizei im Interesse von Ruhe und Ordnung verbotenen Ortsgruppe Berlin finden sich siebenhundert schaffende Männer und Frauen zusammen, die den Weg nach Nürnberg suchen. Sie sparen sich monatelang das Brot vom Munde ab, verzichten auf Bier und Tabak, ja, mancher hungert sich buchstäblich das Fahrgeld zusammen. Sie verlieren zwei Arbeitstage an Lohn, und der Preis für den Sonderzug allein beträgt fünfundzwanzig Mark. Manch einer von diesen Siebenhundert verdient in der Woche zwanzig Mark.

Er bringt sein Fahrgeld zusammen, und am Samstagmorgen klet-

tert auch er mit klopfendem Herzen neben den anderen aus den Waggons, die von Berlin nach Nürnberg rollten.

Und abends marschiert er mit den Zehntausenden am Führer vorbei, schwingt seine brennende Fackel hoch und grüßt. Die armen, schweren Augen, die soviel Not, ach, soviel Jammer sahen — und wieviel werden sie noch sehen müssen, bis sie sich einst zum letzten Schlummer schließen — fangen plötzlich an zu glänzen. Er weiß gar nicht, ob er glauben darf, daß das alles wahr sei. Zu Hause hat man ihn nur bespuckt und begeifert, niedergeknüppelt und ins Gefängnis gesteckt. Und jetzt stehen an den Straßenrändern Tausende und Tausende von Menschen, die grüßen ihn und rufen Heil!

Über der alten Reichsstadt wölbt sich ein tiefer, blauer Himmel. Die Luft ist klar wie Glas, und die Sonne lacht, als hätte sie nie einen solchen Tag gesehen.

Fanfaren schmettern! Der Zug setzt sich in Marsch. Endlos, endlos! Man möchte fast glauben, es sollte das ewig so fortgehen. Und an den Straßen warten schwarze Menschenmauern. Keiner ruft Pfui, bewahre, sie alle winken und lachen und jubeln, als kämen die Zehntausende aus siegreicher Schlacht; und werfen Blumen, Blumen.

Die Siebenhundert marschieren an der Spitze, weil sie ein Jahr den schwersten Kampf durchfochten, darum werden sie nun mit Blumen überschüttet. Sie stecken sie in den Gürtel, immer mehr, immer mehr! Die Mützen sind bald nur noch blühende Blumensträuße, und die Mädchen winken und lachen ihnen zu. Daheim spuckt man sie an.

Und nun marschieren sie am Führer vorbei. Tausende, Zehntausende rufen Heil! Sie hören's kaum. Aus den Gürteln reißen sie die Blumen und werfen sie den jubelnden Menschen zu.

Vorbeimarsch! Die Beine fliegen, während die Musik den Parademarsch der langen Kerls schmettert.

Und dann kommt der Abend. Müde und schwer. Es beginnt zu regnen. Noch ein einziger Jubelschrei: Auf Wiedersehen! Der Zug keucht aus der Halle.

Vor Berlin! Es beginnt zu dämmern! Aussteigen! Blitzende Bajonette. Der Gummiknüppel winkt. Hämisch, neidisch, gemein. Berliner Polizei. Aussteigen! Man reibt sich die Augen. Ja, gewiß, das mit Blumen haben wir ja nur geträumt.

Kamerad, die Fahne! Das Tuch heruntergerissen! Hemd auf! Du, schau, daß der Grüne nichts sieht. Lege das liebe rote Tuch um die Brust; da ruht es gut auf klopfendem Herzen.

„Was haben Sie da unter Ihrem Hemd? Aufmachen!"

Der blonde Junge erbleicht. Rasch reißt eine schmutzige Hand das braune Hemdtuch auf, und dann beginnt der Junge zu glühen. Er tobt, er kratzt, er spuckt und geifert. Mit acht Mann muß man ihn überwältigen. Das heilige Tuch reißt man ihm in Fetzen von der Brust herunter.

Ich frage euch: ist das eine Heldentat? Du blonder Junge, wenn dir die Tränen in die Augen steigen, schluck' sie hinunter.

Und plötzlich steht er hoch und beginnt zu singen. Dann stimmt sein Nebenmann ein, und dann mehr und mehr, bis schließlich alle, alle singen. Ist das ein Gefangenentransport? Ist das nicht vielmehr ein Zug von Helden?

Deutschland, Deutschland über alles!

Als sie in der großen Halle als Gefangene stehen, werden sie einzeln vor den Kadi gerufen. Jeder von ihnen macht die Augen trotzig und groß auf und sagt fest und unbeirrbar: „Ich verweigere jede Auskunft!" Von draußen bricht Gesang der Kameraden herein:

„Noch ist die Freiheit nicht verloren!"

Ihr lieben, tapferen Jungens! Mit euch marschieren wir gegen den Teufel.

Bindet die Fahnen um die Herzen, ihr alle, alle!

Das heilige Tuch ruht in guter Hut. Ich weiß, es wird einmal wieder leuchten! Kameraden! Kameraden!

29. August 1927

Kütemeyer

Eines Tages kommt er auf die Geschäftsstelle und fragt, ob er etwas mitarbeiten dürfe. Er sei erwerbslos, lebe mit seiner Frau schlecht und recht von der Arbeitslosenunterstützung und stelle gern Zeit und Kraft der Partei zur Verfügung. Man nimmt ihn an, still und bescheiden setzt er sich an den ihm zugewiesenen Platz, redet kaum, macht nicht ein kleines Aufsehen von sich und seinem freiwilligen Dienst, und nach vier Monaten hat er in emsigen Fleiß die

durch Verbot und Verfolgung vollkommen durcheinandergeratene Kartothek wieder in Ordnung gebracht.

Morgens kommt er als erster, abends geht er als letzter. Der Gruß beim Kommen und Gehen ist fast das einzige, was er am Tage sagt. Gerate ich durch einen Zufall in seine Abteilung hinein, dann springt er von seinem Platz auf, steht stramm, schüttelt mir die Hand und ist gerührt und schüchtern wie ein Kind.

Er diente draußen an der Front als tapferer Feldsoldat. Nach dem Kriege wurde er Kaufmann, die Inflation warf ihn aus Brot und Beruf; er ging aufs Land als Arbeiter, verlor dann durch seine politische Aufklärung Dach und Nahrung, kam zurück in die Stadt und reihte sich schweigend ein in die Armee der drei Millionen, die heute schon in Deutschland zu viel sind.

Am Abend vor der Hitlerversammlung: er geht mit Kameraden los zum Plakatkleben. Bis zum Morgengrauen ist er auf den Beinen. Todmüde kehrt er heim. Seine treusorgende Frau zwingt ihm drei Stunden Schlaf ab, dann steht er wieder zum Dienst bereit.

Heute klopft das Herz zum Zerspringen. Das bleiche, abgehärmte Gesicht überfliegt eine jähe Röte, wenn er daran denkt, daß er am Abend zum ersten Male seinen Führer sehen und hören soll. Um fünf Uhr tritt er an zum Kassendienst im Sportpalast. Als er sich von der Geschäftsstelle verabschiedet, fragt er in einer dumpfen Ahnung einen Kameraden: „Wer wird wohl der nächste sein, den wir beerdigen?"

Als ich gegen halb sieben Uhr zu kurzer Kontrolle in den Sportpalast komme, sehe ich ihn am Schalter hantieren. Ich kann mich nicht erinnern, ihn vorher einmal lachen gehört zu haben. Jetzt lacht er. Das ganze Gesicht verklärt eine einzige große Freude. Er ruft mir noch etwas nach, das ich im Trubel nicht verstehe.

Um 8.15 Uhr sagt ihm der Kassenverwalter: „Kütemeyer, Sie haben Hitler noch nicht gehört, rechnen Sie schnell ab, und dann marsch in den Saal." Er rechnet ab. Auf den Pfennig genau. 420,40 Mark. Nun noch die Quittung, und dann weg In die hinterste Reihe klemmt er sich, denn alles, alles ist drückend voll. Da steht er zwischen Tür und Angel, erlebt den Jubelsturm, als Hitler den Saal betritt, hört mit klopfendem Herzen dieses aufpeitschende Evangelium des jungen Deutschlands, und am Ende erhebt er sich mit den sechzehntausend anderen und singt mit Tränen in den Augen: „Deutschland, Deutschland über alles, und im Unglück nun erst recht."

Wer wollte es ihm verargen, daß er in dieser Hochspannung der ergriffenen Gefühle noch nicht in die Dürftigkeit seines kargen Lebens zurückkann. Zwei Stunden sitzt er mit den Kameraden in freudig erregten Debatten zusammen. Dann will er heim zu seiner Frau, die gleich nach Schluß der Versammlung nach Hause gegangen ist.

An einer Straßenecke wird er angepöbelt. Er wehrt sich. Mit zwanzigfacher Übermacht schlägt man ihn nieder. Das Gesicht wird ihm im Nu zu einem blutigen Ecce-Homo zerquetscht; das Nasenbein gebrochen, die Augen blutunterlaufen, die Lippen zerrissen, so wankt er langsam, von seinen Kameraden nunmehr endgültig abgedrängt, dem stillen Ufer zu. Dort hofft er, in der Dunkelheit der blutrünstigen Meute zu entkommen, vielleicht auch einen seiner Kameraden, die man wie ihn, gleich gehetztem Wild, einzeln durch die Straßen treibt, wieder zu treffen.

Durch die Regennacht stößt das Fauchen einer Autotaxe. Vollbesetzt mit rotem Blutgesindel. Hämisch grinst der Fahrer und gibt Vollgas. Unten am Ufer pürschen sie ihn auf, wie ein angeschossenes Wild. Dort lehnt ein bleicher Mann am Geländer, das Gesicht zu blutigem Brei zerquetscht. Los auf den Hund! Ein paar Schläge mit Eisenstangen auf den Kopf, daß er ganz bewußtlos wird, angepackt, übers Geländer mit der Kanaille, hinein in den Kanal! Ist er schon tot, oder stirbt er jetzt?

Man hört laute Hilferufe, während die Autotaxe davonrast. In den kalten, kalten Wellen geht ein Deutscher unter. Es ist nur ein Arbeiter. Was gilt das? Einer von den drei Millionen.

Morgens um sechs Uhr wird die Leiche geländet. In seiner Tasche findet man eine Mitgliedskarte und Propagandazettel der Partei. Sonst nichts. Kein Geld, keinen Dolch, keine Pistole. Nur Zettel, auf denen der Name Hitler steht. Der Beamte der Partei, der ihn zuerst im Schauhaus sieht, kennt ihn kaum wieder, so zerquetscht ist sein Gesicht.

Um vier Uhr nachts wacht seine Frau auf. Es ist ihr, als hörte sie ihren Mann „Mama, Mama!" rufen. Das war die Stunde, in der er starb.

„Selbstmord! Unfall! Betrunken! Ertrunken!" stammelt die Journaille.

Die Polizei faselt von einem bedauerlichen Fehltritt am Ufer. Ein todwunder Mensch ist über ein meterhohes Geländer gefallen. An der Spitze dieser Polizei steht ein Mann jüdischen Volkstums. Der Tote ist nur ein deutscher Arbeiter.

Die Mützen ab und die Fahnen in Trauer gesenkt! Aber nur einen Augenblick! Dann schnallt die Sturmriemen herunter und beginnt im Werk der Rache an den Vernichtern unseres Volkes. Arbeiten, Kameraden, arbeiten!

Auch dieser Tote hat ein Recht zu fordern.

26. November 1928.

Nur ein deutscher Arbeiter

In einer Nacht wird ein deutscher Arbeiter auf dem Nachhausewege aus einer politischen Versammlung von rotem Straßenmob überfallen und blutig geschlagen. Man zertrümmert ihm mit einem Pflasterstein das Nasenbein, haut ihm die Stirne auseinander und treibt ihn dann wie ein angeschossenes Wild durch die menschenleeren Straßen der schlafenden Großstadt. Er wird wieder eingeholt, wieder, obschon bereits schwer verwundet und kaum noch am Leben, zu Boden geschlagen, harte Arbeitsstiefel trampeln auf seinem wunden Gesicht herum und zerquetschen es zu einem einzigen blutigen, schmutz- und lehmbedeckten Brei. Zeugen beobachten, wie hinter dem kraftlos Davonwankenden nach einiger Zeit eine Autodroschke rast, in der brutale Männer aufeinander hocken, vielleicht dieselben, die ihn zuerst ohne Grund mißhandelten und dann beim zweiten Überfall auf den Tod verletzten. Am Lützowufer des Landwehrkanals muß auf der gegenüberliegenden Seite ein auf Posten stehender Reichswehrsoldat zusehen, wie ein dunkles Etwas von einigen nicht erkennbaren Personen in den Kanal geworfen wird. Er glaubt, es sei eine Hundeleiche, hört aber dann vom Wasser her ein, zwei Hilferufe und alarmiert die Wache. Eine Putzfrau, die in dieser Stunde zu ihrer gewohnten Arbeit geht, versichert auf das bestimmteste, daß sie die Gruppe von Männern ganz aus der Nähe gesehen hat, von der ein lebloser Gegenstand ins Wasser geworfen wurde. Ein Portier sagt unter seinem Eid aus, daß der Schwerverletzte gegen seine Haustür getaumelt und dann auf die andere Straßenseite gegangen sei, und daß dann in sein Blickfeld eine Menschengruppe kam, die zu

beobachten er keine Gelegenheit mehr hatte, da zwischen ihn und sie sich eine Reihe von Fuhrwerken und Autodroschken hineinschob.

Am andern Morgen findet man den Leichnam des Arbeiters am Kanalrand angeschwemmt. Der Kopf weist die schwersten Verletzungen auf. Das Nasenbein ist zertrümmert, die Nase hängt nur noch lose an einem Fetzen Haut, die Stirne ist weit aufgerissen und die Schädeldecke eingeschlagen.

Das nennt man Mord!

In diesem Falle aber ist alles anders. Der Mann, den die mitleidigen Wellen ans Ufer tragen, ist ein Arbeiter, und er hat in seinem dürftigen Leben dazu noch den anderen Fehler gehabt, daß er deutsch war, daß er aus dieser für ihn selbstverständlichen Gesinnung kein Hehl machte und deshalb politisch unterm Hakenkreuz marschierte.

Und nun kommt das Unglaubliche: Die Partei nimmt sich der Sache des Ermordeten an. Auf ihre Anfrage beim zuständigen Polizeidezernat, ob auf die Ergreifung der Mörder eine Belohnung ausgesetzt sei, wird ihr zur Antwort, daß man das nicht könne, da der Tote nicht ermordet worden, sondern einem Unglücksfall zum Opfer gefallen sei. Die Polizei nimmt also hier das Ergebnis einer Sache vorweg, die zu untersuchen ihre Aufgabe ist. Die Partei entschließt sich, von sich aus eine Belohnung von tausend Mark auszusetzen. Die Parteizentrale in München erhöht diese Summe auf zweitausend Mark. Die Polizei verbietet die öffentliche Plakatierung der Belohnung. Sie beauftragt mit der Untersuchung des Mordfalles einen Kriminalbeamten, dessen bisherige jahrelang geübte Tätigkeit darin bestand, die Bewegung, der der Tote angehörte, zu bespitzeln und zu denunzieren. Es stellt sich heraus, daß bei der Untersuchung der Leiche nach ihrer Ländung kein Arzt zugegen war, daß sie von einem Kriminalbeamten vorgenommen wurde, der auch nicht die blasseste Ahnung von medizinischen Dingen hatte, und dem gleich bei den ersten Feststellungen so große Fehler unterliefen, daß man sich unter dem Druck der Öffentlichkeit gezwungen sah, von Polizeiseite aus einen Sachverständigen mit der Untersuchung zu beauftragen. Dieser Sachverständige ist ein Jude. Er stellt das fest, was festgestellt werden muß, und was das Polizeipräsidium festgestellt haben will.

Der ermordete Arbeiter wird beerdigt. Das Polizeipräsidium, an dessen Spitze ein Jude steht, verbietet seinen Kameraden, dem Toten die letzte Ehre zu geben. Dem Leichenwagen folgen nur die drei

nächsten Anverwandten des Ermordeten, und gleich dahinter fährt ein offenes Auto, in dem mit verschränkten Armen der Jude Dr. Bernhard Weiß, Polizeivizepräsident von Berlin, sitzt.

Die Partei bombardiert die Öffentlichkeit. Nichts geschieht! Das Polizeipräsidium schickt an die Presse erlogene Berichte und erfundene, von dreisten Verdrehungen strotzende Dementis. Aus einem nichtigen Anlaß bricht eines Tage eine Horde von Kriminalbeamten in die Räume der nationalsozialistischen Abgeordneten. Man versucht, das privat gesammelte Material in diesem Mordfall aufzustöbern und verhaftet den mit den Recherchen beauftragten Beamten der Partei, um ihn aus nichtigstem Anlaß auf vier Monate einzusperren. Damit ist die letzte Spur, die zur Aufdeckung des Verbrechens führen konnte, endgültig verwischt.

Am Mittwoch standen die Mörder und ihre Helfershelfer vor Gericht. Sie erhielten wegen Körperverletzung vier, drei, zwei und einen Monat Gefängnis, allen wurde Bewährungsfrist zugebilligt gegen eine Buße von fünfzig bzw. hundert Mark, zahlbar in Monatsraten von zehn Mark.

Kameraden, merkt es euch! Fünfzig und hundert Mark, zahlbar in Monatsraten zu zehn Mark. Soviel sind wir wert, wenn man uns bei Nacht und Dunkel niederschlägt wie tollgewordene Hunde.

Wir protestieren nicht!

Wir heben die Hände und schwören: wir werden euch das nie vergessen!

Auf den Tag des Gerichts! 24. Juni 1929

Einsatz des Lebens

Die Größe eines Zieles steht immer in direktem Verhältnis zu der Größe dessen, was man dafür einzusetzen bereit ist. Je höher das Gewollte, desto höher das, was man dafür wagen muß. Das Letzte kann immer nur durch Einsatz von Leben gewonnen werden.

Darin unterscheidet sich eine revolutionäre Bewegung bestimmend von einer bloßen parlamentarischen Partei: der Parlamentarier erstrebt nur Mitbeteiligung am System und wagt dabei höchstens den Ruf und die Konsequenz seiner Partei. Der Revolutionär will alles oder nichts. Er will nicht Mitbeteiligung, sondern die absolute Macht und das alleinige Bestimmungsrecht. Er glaubt nicht, daß er

auch recht hat, sondern er ist unerschütterlich von der Erkenntnis durchdrungen, daß er und er allein recht hat. Er will nicht seinen Ideen auch Geltung verschaffen, er will sie zum allein ausschlaggebenden Prinzip des staatlichen Lebens machen. Und dafür wagt er den höchsten Preis, den Menschen überhaupt auf dieser Erde in die Waagschale der Entscheidung hineinwerfen können: er setzt dafür sein Leben ein.

Der Einsatz an Leben ist auch der einzige und untrügliche Wertmesser für die Ehrlichkeit einer revolutionären Gesinnung und für die Wahrhaftigkeit ihrer Träger. Das eigene Leben einsetzen, dazu ist auch der heldisch gesonnene Mann nur dann bereit, wenn er an die Größe des gesteckten Ziels glaubt und von der Notwendigkeit seiner Durchfechtung blind überzeugt ist. Es ist nicht wahr, daß der Mann überhaupt und ohne Grund willig sein Leben läßt. Niemand stirbt gern, auch nicht der Held. Die Phrase vom süßen Tod für eine Sache, die wollen wir den bürgerlichen Barden überlassen. Der Tod ist immer bitter, und man nimmt ihn nur dann getrost und ohne Widerspruch auf sich, wenn man für ein Ziel sterben geht, für das es sich lohnt, ein Leben hinzugeben.

Ideen und Staaten existieren nur aus der Todesbereitschaft ihrer Träger. Ein System, dessen Repräsentanten nicht mehr bereit sind, auf seinen Stufen fechtend zu sterben, ist dem Untergang geweiht. Der Repräsentant kann niemals eigene Bereitschaft zum Einsatz an Leben ersetzen durch eine bezahlte Todesbereitschaft gemieteter Bravos. Wer eine Sache verantwortlich trägt, der hat ihr sein eigenes Leben voranzustellen. Nur dann wird sie von Bestand sein, wenn ihre Repräsentanten jederzeit bereit sind, dafür mit ihrem Leben sich einzusetzen.

Die wilhelminische Monarchie ging nicht deshalb zugrunde, weil sie als Idee alt und überlebt war — die Republik von heute ist weder jünger noch zugkräftiger als das System war, das 1918 von ihr abgelöst wurde. Die Monarchie stürzte, als sich niemand mehr fand, der für sie zu fechten und, wenn's not tat, auch zu sterben bereit war. Wilhelm II. verlor nicht deshalb seinen Thron, weil dieser Thron im 20. Jahrhundert nur noch ein Anachronismus war; das war er nicht mehr und vielleicht weniger als die Weimarer Republik. Er ging des Letzten verlustig, weil er nicht mehr das Letzte dafür einsetzen wollte. Die Krone des deutschen Kaisertums rollte in den

Staub, weil ihr jüngster Träger nicht mehr nach dem Gesetz, nach dem seine Ahnen die Krone eroberten, die Krone auch zu verteidigen entschlossen war. Das Letzte fordert auch Anwendung der letzten Mittel. Jeder große Mann ist im entscheidenden Augenblick auch immer ein kühner Hasardeur. Ob die Geschichte ihn berufen hat, darüber entscheidet nur der Erfolg. Wer nichts wagt, der gewinnt auch nichts. Darin hat die Politik Ähnlichkeit aufzuweisen mit dem Glücksspiel. Wer viel setzt, kann viel verlieren, aber auch viel gewinnen. Zwar sichert der Einsatz an sich noch nicht den Gewinn. Hinzukommen muß noch eine gute Portion Glück. Die hat man, oder die hat man nicht. Aber das Glück ist immer bei dem, der das Glück versucht. Es liegt der tiefe Sinn aller menschlichen Größe und jedes irdischen Erfolges in dem so oft trivialisierten Wort: „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein!"

Als Cäsar den Rubikon überschritt, als Friedrich in Schlesien einbrach, als Bismarck Österreich den Krieg erklärte, als Mussolini nach Rom marschierte, hat jeder von ihnen alles gewagt, um alles zu gewinnen. Sie setzten Kopf und Kragen an die Durchfechtung ihres Zieles, und die Geschichte segnete sie.

Ein System, dessen Repräsentanten nicht mehr bereit sind, auf seinen Stufen fechtend zu sterben, ist dem Untergang geweiht. Es wird dann fallen, wenn sich ihm eine Idee entgegenstellt, die, weil sie größer, hinreißender und lebendiger ist, ihre Träger in Todbereitschaft zu Kampf und Durchbruch bestimmt.

Das Programm des Nationalsozialismus schließt mit den Worten: „Die Führer der Partei versprechen, wenn nötig unter Einsatz des eigenen Lebens für die Durchführung der vorstehenden Punkte rücksichtslos einzutreten."

19. August 1929.

Helden!

Nachts klingelt das Telephon. Ich fahre auf aus halbem Schlaf und greife fast mechanisch nach dem Hörer. Anruf von irgendeiner Stelle aus der Stadt, aus einer Privatwohnung, einer Fernsprechzelle, einem Café oder einer Kneipe. „Wir hatten soeben einen schweren Überfall von Rotfront abzuwehren. Drei SA.-Leute sind bedenklich verwundet. Einer Lungenstich, einer Bauchschuß." Das Gespräch geht im Telegrammstil vor sich, in Sekunden ist die ganze Situation um-

rissen; Anordnungen, Ratschläge, Verhaltungsmaßregeln, dann legt man resigniert den Hörer wieder auf die Gabel. Für diesmal ist es aus mit der Nachtruhe.

Ich komme an einem Abend noch spät auf die Geschäftsstelle. Unten am Wilhelmplatz herrscht eine nervöse Unruhe; ein halbwüchsiger Bursche stürmt im Laufschritt an mir vorbei, hinter ihm her zwei, drei stämmige Kerle, die sich wie selbstverständlich neben mir aufbauen. SA.-Leute! Ich erkenne sie gleich an Gesicht und Gruß. Sie haben soeben im Charlottenburger Kommunistenviertel einen Kameraden herausgepaukt. Er war durch eine rote Niedertracht in arge Bedrängnis geraten. Oben sitzt er in der Küche, wo ihm seine Kameraden bis zur Ankunft des Arztes die Wunden auswaschen. Fünf Kopfstiche! Rotes Blut rieselt ihm in dicken Streifen den Nacken herunter. Das braune Hemd ist heruntergeklappt, es ist steif von Blut. Der Verletzte ist ein kleiner Arbeiter aus Siemensstadt. Er wehrt dankbar und bescheiden alle Hilfe und Sorge seiner Kameraden ab. Es ist nicht allzu große Mühe dabei. Man macht hier nicht viel Worte darum, es sind alles Arbeiter, die um ihn herumstehen. Sie marschieren zum Teil schon seit drei Jahren in unseren Reihen mit, sind stark und zäh geworden im Kampf um ein deutsches Berlin. Blut ist hier schon zur Alltäglichkeit geworden. Jeder von ihnen trägt seine Narben. Sie denken wohl, das muß so sein.

Manchmal an einem Sonnabend- oder Sonntagnachmittag stiehlt man sich ein paar Stunden ab und fährt in die Krankenhäuser. Da gibt es dann aufleuchtende Augen. Im Norbert-Krankenhaus liegt einer mit schwerem Kopfschuß. Er ist noch nicht lange bei uns. Aber jetzt gilt er unter seinen Kameraden als Vollbürger. Um sein Bett herum stehen seine junge Frau und ein halbes Dutzend SA.-Leute. Sie haben ihm Blumen gebracht und Obst. Es herrscht hier ein Ton herber Männerkameradschaft. Man sagt nur du, aber nicht gemacht und ohne peinlichen Unterton. Sie sind alle Brüder wie die Soldaten im Kriege. Ich freue mich immer, wenn ich in einem solchen Kreise zu Hause bin und mitreden kann. Der SA.-Mann ist die immer sich erneuernde Kraft der Bewegung. Nur wer mitten in diesem männlichen Bunde steht, bleibt lebendig in der Idee.

Als ich mich verabschiede, winkt mich der Schwerverletzte beiseite: „Sie fahren doch sicher nächsten Sonntag nach Neukölln zum Aufmarsch. Ich kann noch nicht mitmachen. Aber der Arzt wird mir er-

lauben, aufzustehen. Würden Sie mich im Wagen mitnehmen?" Das klingt ganz echt, und es ist in diesen leisen Worten, als zittere darunter ein heller, schmetternder Fanfarenton.

In Schöneberg besuche ich einen, dem die rote Meute den Arm dreimal durchstochen hat. Er ist schon wieder wohlauf. Die ganze Familie ist nationalsozialistisch, die Mutter, drei Söhne; einer Arbeiter, einer Lehrling und einer Straßenbahnschaffner. Söldlinge des Kapitals! sagen die dicken Juden der „Roten Fahne".

Im Krankenhaus am Friedrichshain. Dort liegt einer mit schwerem Bauchschuß. Sechs Tage schwebte er in Lebensgefahr. Nun ist die Krise überwunden. Wir suchen lange nach ihm in einem großen Krankensaal und finden ihn mitten in einer Gruppe von Kameraden. Es ist Sonnabendnachmittag. Sie kommen eben von der Arbeit. Sie haben ihm von ihren kargen Groschen Blumen gekauft. Essen darf er noch nichts. Männer schenken einem todwunden Kameraden Blumen. Das sind keine Bürgersöhne. Lauter Arbeiter, hart, streng, mit dicken Fäusten und mit Kinderherzen. Der Kampf um ein Ideal macht nicht roh, sondern gütig.

Seine Mutter steht dabei. Eine Arbeiterfrau aus dem Volke. Sie erzählt von der furchtbaren Nacht, da man sie an das Bett ihres todwunden Sohnes holte. Die Mütter tragen doch immer am schwersten.

Was er sich wünscht? Bücher! Programmatische Schriften der Bewegung. Der da liegt, mitten unter seinen Kameraden, umgeben von bescheidenen Asternsträußen, ist kein Student, kein Bürgerssohn, er ist ein einfacher Arbeiter. Einer, der einem nie auffallen würde in Reih und Glied, schösse ihm nicht eine rote Kanaille in den Leib.

So sind sie! Nicht alle! Aber viele, viele! Hunderte und Tausende!

Helden des Mutes und der Hingabe. Sie haben nichts mehr zu verlieren als das bißchen Leben. Aber sie setzen es verbissen und trotzig ein.

Was tun wir alle diesen tapferen Soldaten gegenüber?

Wir wollen es uns fragen jeden Tag und jede Stunde.

Und arbeiten! Arbeiten! 20. Oktober 1929.

Unvergängliche Worte

Draußen, fast vor der Stadt. Ein Wagen würgt sich durch die abendlich belebten Straßen der Asphaltwüste. Schmutz und Kot spritzt bis an die Spitze herauf. Langsam geht es durch die City, und dann gewinnt er freie Fahrt. Grau und kalt rieselt ein feiner Regen vom sternenlosen Himmel herunter.

Wedding! Der rote Proletariervorort von Berlin. Pharus-Säle! Draußen stehen schwarze Menschenmauern. Johlen, Pfeifen, Geschrei und Drohungen. Ein SA.-Mann meldet: „Der Saal ist polizeilich gesperrt." Herein!

Qualm, Gejohle, es riecht nach Bier und Fusel. Reden? Phantastischer Versuch. Es dauert keine fünf Minuten, da hallt der Saal wider vom Gekrach zersplitternder Stuhlbeine, von niederklatschenden Gläsern und Flaschen: ein wüstes Tohuwabohu. In sechs Minuten ist der rote Mob hinausgefegt. Die Versammlung nimmt ihren Fortgang.

Auf der Bühne liegen sechs Schwerverletzte. In Abständen von zehn Minuten werden sie auf schwankenden Bahren hinausgetragen. Kleine bescheidene Menschen: Arbeiter, Soldaten der deutschen Revolution.

Hier entstand das Wort vom „Unbekannten SA.-Mann".

卐

Vor einem Vorort-Bahnhof stehen Menschen in losen Gruppen zusammen. Oben auf dem Bahnsteig rollt ein Zug ein. Man hört Singen und Rufen. Signale ertönen. Plötzlich ein Schuß. Ein zweiter. Und nun trommelt aus den Revolvern eine wahre Kanonade. Unten stürzt einer durch die Sperre mit blutendem Kopf. „Wir sind überfallen", und bricht ohnmächtig zusammen.

Dann trägt man sie heraus. Verwundete, Verwundete! Einer Bauchschuß, einer Kopfschuß. Als die roten Wegelagerer, von Polizei eskortiert, den Bahnhof verlassen, da ist die Menge kaum noch zu halten.

Lichterfelde-Ost! Hier entstand das Wort: „Denkt an uns! SA. Berlin!"

卐

An den Plakatsäulen stehen die Massen gestaut. Erregte Dispute, für und wider. Manch einer geht nachdenklich weiter. Wer weiß,

schon viele fingen klein an und endeten groß. Warum verbietet man ihnen das Reden? Ist es nur Verachtung oder auch etwas Angst?

Von den Plakaten schreien die stummen Buchstaben: „Heil Kaiser dir!" Ein paar wenige Sätze, aber die Leute bleiben stehen, lesen, immer wieder, schütteln die Köpfe und gehen. Andere kommen. Und gehen und machen anderen Platz. Zum ersten Male in Berlin ein Name: „Parker Gilbert, der Kaiser der Republik." Was ist Wahrheit, was ist Lüge?

Abends stauen sich die Massen in zwei großen Sälen. Glücklich, wer einen Platz erwischte. Draußen stehen mehr, als drinnen sitzen. Um Mitternacht bewegt sich ein schwarzer Zug durch die stillen, dunklen Straßen. Haß auf den Lippen, Rache in den Fäusten. So marschierten tausend und tausend. Der Posten am Polizeipräsidium macht ein erstauntes Gesicht. Es bleibt ihm wenig Zeit dazu. „Du willst wohl ‚Bernhard' beschützen!" Schon flutet die Menge über ihn hinweg. Dunkel, drohend und formlos steht sie vor diesem steinernen Kasten. Da ein Pfiff, ein Ruf und ohne Kommando ein vieltausendstimmiger Ausbruch von Haß und Empörung!

Hier entstand das Wort: „Das Banner steht!"

卐

Trotz Verbot nicht tot! Sie mußten's erfahren und nahmen zurück, was seine scharfe Spitze gegen sie selbst zu richten begann. Und wie nach einem Dammbruch ergoß sich der Strom einer neuen deutschen Bewußtheit in die Großstadt. Der Aufbruch begann.

Tausende legten Bekenntnis ab. Es war eine hinreißende Willensgestaltung, ungemacht und echt. Quellend aus den tiefsten Brunnen deutscher Volksseele.

In der Nacht schlugen sie ihn tot und warfen seinen noch blutenden Leichnam in den Kanal. Am anderen Morgen trugen ihn die mitleidigen Wellen ans Land.

Wir standen an seinem Grab. Wie Diebe und Räuber mußten wir uns zusammenschleichen, um ihm die letzte Ehre zu geben. Einer trat an die offene Gruft, die Fahne umklammert von zitternder Faust, und schrie seinen Zorn und seinen Vergeltungswillen dem toten Kameraden in seine dunkle, kalte, enge Wohnung nach. Dann gingen wir alle schweigend heim.

Hier entstand das Wort:

„Er war unser Kamerad. Wir vergessen nichts!"

Irgendwo liegt einer von ihnen im Siechtum: sie schlugen ihm in den Pharussälen den Schädel auf. Er verlor die Besinnung und bald den Verstand. Gute Hände umhegen und umpflegen ihn. Er kann nicht mehr gehen und kaum noch reden. Hört er eine bekannte Stimme, dann geistert über seine verfallenen Züge ein irres Lächeln, als erinnerte er sich dumpf und dunkel: „Auch ich war einmal dabei." Verläßt einen die Kraft und will der Wille kapitulieren, dann geht man zum siechen Kameraden, gibt ihm die Hand und lernt wieder hassen.

Die andern marschieren, marschieren. Hinter klingendem Spiel und dröhnendem Trommelwirbel tragen sie ihre roten Fahnen der Freiheit, die Hand am Gurt, den Kopf hochgereckt, aufrecht und tapfer. So tun sie ihre Pflicht. Einem Gesetz gehorchend, das ihnen das ewige Blut vorschreibt. Soldaten des Aufbruchs. Wacker leben sie, tapfer streiten sie, und, wenn es sein muß, gehen sie lachend in den Tod.

Einmal im Jahr kommt der Tag, da denken sie der toten Kameraden. Dann binden sie Trauerbänder um die leuchtenden Fahnen und legen grüne Kränze des Glaubens und der Hoffnung auf die einsamen Gräber. Sie nehmen die Mützen ab und heben die Hand zum Schwur. Sie sagen es nicht, was sie schwören, aber alle wissen sie es.

Und dann schmettern die Trompeten, und im gleichen Schritt und Tritt marschieren sie wieder ins Leben hinein. Ins große, leuchtende Leben. In jenes Leben, das sie meistern und gewinnen wollen, indem sie es einsetzen.

SA. marschiert!

Fahne hoch! 10. November 1929.

Die Fahne hoch!

An einem späten Abend: der seltene Genuß der ungestörten Lektüre eines guten Buches. Voll Beseligung atmet man Frieden und Entspanntheit in sich hinein. Da klingelt mitten in der Stille das Telephon. Voll banger Ahnung nimmt man den Hörer von der Gabel. Es ist furchtbarer, als man erwarten konnte: „Horst Wessel ist soeben niedergeschossen worden." Zitternd vor innerem Grauen die

bange Frage: „Tot?“ „Nein, aber wohl hoffnungslos!“ Nun werden die Wände eng, und die Decke droht niederzustürzen. Aber dann bäumt sich alles auf gegen das Unfaßbare. Das kann nicht sein!

卐

Ein paar Tage später. Ich trete in dieses schmale Krankenzimmer zu ebener Erde und schrecke zurück vor diesem unerträglichen Anblick. Wie hat die Kugel in dem feinen Kopf dieses heldenhaften Jungen gewütet. Sein Gesicht ist entstellt. Ich kenne ihn kaum wieder. Er aber ist eitel Freude und Glück. Seine hellen, klaren Augen leuchten auf; wir können nicht viel reden. Der Arzt hat ihm jede Aufregung verboten. Er sagt nur immer wieder die paar Worte: „Ich freue mich.“ Er brauchte das gar nicht zu sagen. Denn man sieht es ihm gleich an. Unter Blut und Wunden ein junges, leuchtendes Lächeln. Er glaubt noch.

卐

Ich saß dann einen Sonntagnachmittag an seinem Bett, als der Schwarm der Besucher sich verlaufen hatte und die weiche Dämmerung langsam durch die hohen Fenster kam. Man durfte wieder hoffen. Es ging aufwärts; das Fieber war gesunken, die Wunden heilten. Er saß halb aufrecht und erzählte. Wovon? Dumme Frage! Von uns, von der Bewegung, von seinen Kameraden. Sie waren am Nachmittag draußen vor der Tür gestanden und dann einer nach dem anderen vorbeigegangen, mit erhobenem Arm, um ihren jungen Sturmführer einen Augenblick zu sehen und zu grüßen. „Ohne das wäre es nicht zu ertragen!“

Ich schaue auf seine Hände, die nun ganz schmal und weiß geworden sind. Mitten in diesem hageren Gesicht steht scharf und gebieterisch die Nase, darüber funkeln zwei helle Augen. Schon im Fieber? Er kann nichts essen; seine Kräfte nehmen zusehends ab, aber der Geist ist frisch und regsam. Lesen darf er nicht. Nur erzählen, erzählen. Es fällt schwer, dem mahnenden Wink der Schwester Folge zu leisten. Werde ich ihn noch einmal sehen? Wer weiß! Wenn keine Blutvergiftung hinzukommt, wird alles gut gehen.

Draußen im Garten steht eine einsame Mutter. Ihr Blick ist eine einzige große Frage. „Wird er's schaffen?“ Was soll man anders sagen als ja. Man redet es sich selbst und anderen ein.

Die Blutvergiftung kam. Am Donnerstag ist man sich klar, daß nur noch geringe Hoffnung besteht. Er möchte mich sprechen.

Auf einen Augenblick erlaubt es der Arzt. Wie schwer geht der Schritt über diese schmale Schwelle, vor der schon der Tod Wache hält! Er weiß noch nichts vom Ernst seines Zustandes. Aber als ahnte er dumpf, daß es das letztemal sei: „Gehen Sie nicht weg!" bettelt er. Und die Schwester gibt nach; es beruhigt ihn. „Sie dürfen nicht den Mut verlieren. Das Fieber geht auf und ab. Auch die Bewegung lag zwei Jahre im Fieber, und trotzdem ist sie heute stark und gesund." Das tröstet ihn. „Wiederkommen!" flehen seine Augen, seine Hände, seine heißen, trockenen Lippen, als ich schweren Herzens gehen muß. Eine dumpfe Ahnung sagt mir, daß es ein Abschied für immer ist.

卐

Sonnabend früh. Sein Zustand ist hoffnungslos. Der Arzt gestattet keinen Besuch mehr. Der Todwunde rast in Fieberphantasien. Er erkennt schon seine eigene Mutter nicht mehr.

卐

Sonntag früh um halb sieben Uhr gibt er nach schwerem Kampf seinen Geist auf. Als ich nach zwei Stunden an seinem Totenbett stehe, kann ich gar nicht glauben, daß das Horst Wessel ist. Sein Gesicht ist wachsgelb, die Wunden sind noch verdeckt mit weißem Verband. Schwarz stehen auf dem schmalen Kinn die Stoppeln. Die Augen sind halb offen und starren gläsern ins Leere: in die Unendlichkeit, die noch vor uns allen droht. Mitten unter Blumen, weißen, roten Tulpen und Veilchen, liegen schmal und kalt die müden Hände.

Horst Wessel ist hinübergegangen. Nach Kampf und Streit liegt hier stumm und regungslos das, was sterblich an ihm war. Aber, ich fühle es fast körperlich sicher, sein Geist stieg auf, um mit uns allen weiterzuleben. Er hat es selbst geglaubt und gewußt; er gab dem hinreißenden Ausdruck: er „marschiert in unseren Reihen mit!"

卐

Wenn später einmal in einem deutschen Deutschland Arbeiter und Studenten zusammenmarschieren, dann werden sie sein Lied singen, und er wird mitten unter ihnen sein. Er schrieb es hin in einem Rausch, in einer Eingebung, wie aus einem Guß, dieses Lied, das aus dem Leben geboren ward und dazu, wieder Leben zu zeugen. Schon singen es landauf, landab die braunen Soldaten. In zehn Jahren werden es die Kinder in den Schulen, die Arbeiter in den

Fabriken, die Soldaten auf den Landstraßen singen. Sein Lied macht ihn unsterblich! So hat er gelebt, so ist er dahingegangen. Ein Wanderer zwischen zwei Welten; zwischen dem Gestern und dem Morgen, dem Gewesenen und dem Kommenden. Ein Soldat der deutschen Revolution! Wie er so manchmal, die Hand am Gurt, stolz und aufrecht, mit dem Lachen der Jugend auf den roten Lippen seinen Kameraden voranschritt, immer bereit, sein Leben einzusetzen, so wird er mitten unter uns bleiben.

Ich sehe im Geiste Kolonnen marschieren, endlos, endlos. Ein gedemütigtes Volk steht auf und setzt sich in Bewegung. Das erwachende Deutschland fordert sein Recht: Freiheit und Brot!

Hinter den Standarten marschiert er mit, in Schritt und Tritt. Vielleicht kennen ihn dann die Kameraden nicht mehr wieder. Viele gingen dahin, wo er jetzt ist. Neue kamen und kamen.

Er aber schreitet stumm und wissend mit. Die Banner wehen, die Trommeln dröhnen, die Pfeifen jubilieren; und aus Millionen Kehlen klingt es auf, das Lied der deutschen Revolution:

„Die Fahne hoch!"

27. Februar 1930.

Bis zur Neige

Eine deutsche Mutter hat ihn unter Schmerzen geboren. Sie zog ihn auf in Sorge und Not, und er war mit seinem Bruder ihr ein und alles. Keine Gedanken dachte sie, sie waren es. Sie waren ihre Augäpfel, ihre einzigen Besitztümer, die Kleinodien ihres Herzens. Der Vater starb früh, und dann stand sie mit ihren Kindern ganz allein und hatte nur einen Wunsch: aus ihnen deutsche Männer zu machen.

卐

Die Jahre kommen und gehen. Aus Kindern werden Jünglinge, und einer reift schon heran zum Mann. Noch ist sein Körper zart und kaum den harten Forderungen des Lebens gewachsen. Aber sein Geist, sein Wille reift über die junge Blüte hinaus, stößt vor ins Leben und will in seinen Stürmen aufrecht stehen. Die ganze furchtbare Gewalt einer Volkstragödie bricht mit revolutionärer Wucht über ihn herein. Wie sollte er sich ihr entziehen können, in deren Luft und Dichtigkeit er lebt und atmet!

Er geht als Prediger in die Wüste, schreit seine Qual und Gewissensnot hinein in den starrenden Unverstand seines Volkes, das nicht mehr hören kann und nicht mehr sehen will. Und erntet nur Haß als Dank, nur Verfolgung als Anerkennung, nur Schläge als Gegengabe. Seine vorwärtsstürmende Jugend zerreibt sich an der Wand des Mißtrauens, die sich vor ihm auftut und seinem schicksalhaften Gang den Weg versperrt. Man glaubt ihm nicht. Sie lachen ihn aus, verhöhnen ihn, speien ihn an, wo er unter sie tritt, und wenden ihm verachtungsvoll den Rücken. Er muß tragen, was ein vor ihm verschuldetes Geschlecht sündigte und fehlte. Er weiß darum und nimmt es schweigend auf sich.

卐

Er ist zum Letzten bereit. Still und ganz ohne Pathos legt er Band und Mütze zur Seite. Sie m ü s s e n mir glauben! Verläßt Mutter und Elternhaus, stellt sich mitten unter sie, die ihn aushöhnen und anspucken. Ich bin einer von euch! So ruft sein ganzes Denken und Handeln. Draußen in einem Proletarierviertel, hoch oben in einer Mansardenstube einer Mietskaserne baut er sich ein junges, schmales Dasein auf. Ein Christussozialist! Einer, der durch Taten ruft: „Kommt her zu mir, ich will euch erlösen!" Nur eine blühende Blume erinnert ihn manchmal noch an das, was er verließ.

Was treibt ihn? Ein Dämon, den er selbst nicht versteht. Ein Göttliches ist wirksam in ihm, das ihn s o und nicht anders sein und handeln läßt. Einer muß Beispiel werden und sich selbst zum Opfer bringen! Wohlan denn, ich bin bereit!

卐

Er steht am Grabe des durch ein sinnloses Unglück dahingerafften jüngeren Bruders. Als die anderen sich zu verlaufen beginnen, als die Musik zu Ende ist und die Gebete verstummen. Zitternd steht da am offenen Grabe dieser tapfere Junge, im Denken und Handeln schon ein reifer Mann, vergißt auf einen Augenblick, daß um ihn noch die Reihen der Kameraden sind, denen er Führer, Vorbild, Zeichen der Kraft und der herben und tränenlosen Männlichkeit sein soll. Und über seine Wangen rinnen zwei Ströme heißen Weinens.

Die Erschütterung wirft ihn ins Fieber. In Phantasien bricht alle niedergedrückte Hingabe auf. Er schreit nach Mutter und Freunden.

Aus Not und Qual schluchzt in ihm die Jugend. Das Kind, das verlassen und einsam geworden ist.

In einer Rotte von Straßenarbeitern findet man ihn wieder. Dort steht er mitten unter diesen Hünen der Arbeit, lang, schmal, aufgeschossen und mit großen Augen und fleht: Glaubt an mich!

Sie haben es nicht gekonnt und nicht gewollt. Er mußte seinen Weg zu Ende gehen. An einem späten Abend drangen sie in seine hohe Mansarde und schossen ihm heimtückisches Blei in seinen heißen Kopf. „Du Hund!" Das war der Dank. Das war die Anerkennung. Das war die Quittung unter einer Rechnung, auf der ein geopfertes Leben stand.

卐

Fünf Wochen lag er in Qualen und Todesnot. Wachte er aus dem Fieber auf, dann schrie es selbst in die Einsamkeit seiner Sterbestunde hinein: „Zuhälter! Arbeiterfeind! Mörder!" Nicht der Mörder, der Ermordete war schuldig. Er klagte nicht. Er schaute nur mit großen fragenden Augen in dieses sinnlose Rätsel hinein und duldete und rang, kämpfte einen ungleichen Kampf, den er verlieren mußte, weil er ihn verlieren sollte: mit dem Tod. Und gab dann am Ende, müde und in quälender Pein, seinen Geist auf.

卐

Sie trugen ihn zu Grabe und mußten sich zwingen lassen, seine geliebte Fahne vom Sarge zu nehmen. Die er erlösen wollte, warfen den Toten mit Steinen und schrieben ihm noch auf die Friedhofsmauer ihren schwelenden Haß und ihre entmenschte Niedertracht zum letzten Gruß hin. Als sein Sarg in die kühle Erde glitt, da grölten sie draußen vor den Toren den wüsten Aufschrei des Untermenschen. Kameraden mußten sein Grab bewachen, daß der Mob sich nicht noch an dem Leichnam vergriffe.

卐

Er hat den Kelch der Schmerzen bis zur Neige ausgetrunken. Er ließ ihn nicht an sich vorübergehen, er nahm ihn willig und voll Hingabe. Dies Leiden trinke ich meinem Vaterland!

Hebt ihn hoch, den Toten, und zeigt ihn allem Volk. Und ruft und ruft: Sehet, welch ein Mensch! Werdet nicht müde, auf ihn zu zeigen! Tragt ihn, wo ihr geht und steht, über euren Häuptern, und

fragt man euch, wer dieser Tote sei, dann gebt nur zur Antwort: Deutschland!

Deutschland hat gekämpft und gelitten, geduldet und gedarbt und ist dann, geschmäht und angespuckt, den schweren Tod gestorben.

Es steht ein anderes Deutschland auf. Ein junges, ein neues! Wir tragen es schon in uns und über uns. Der Tote, der mit uns ist, hebt seine müde Hand und weist in die dämmernde Ferne:

Über Gräber vorwärts! Am Ende liegt Deutschland!

6. März 1930

Ein Toter spricht

Wo ist das Reich, für das wir gestorben sind?

Am 3. August 1914 zogen wir aus. Arbeiter und Studenten, Proletarier und Bürger. Ein Volk in Waffen. Aus Grube und Werkstatt, aus Hörsaal und Büro strömten wir zu den Fahnen, die stolz über einem freien Vaterlande flatterten. Wir kämpften und opferten nicht um Aktien und Börsenwerte, wir sahen ein Volk bedroht, dem auch wir angehörten durch unseren Glauben. Vier Jahre standen wir draußen in Schmutz und Hunger, starrend vor Lehm und Blut. Nie hat ein Geschlecht so Furchtbares zu ertragen gehabt wie wir. Aber auch niemals wurde ein so großes Schicksal verteidigt wie das, für das wir unser heiliges Leben einsetzten. Neben uns fielen Freunde und Kameraden. Der Tod hielt furchtbare Ernte unter uns, aber wir verzagten nicht. Bei jedem Schuß, den wir schossen, bei jedem Schlag, den wir schlugen, bei jedem Schrei, den wir schrien, schoß und schlug und schrie ein großes Neues mit. Ein Neues, das wir ahnten und fühlten, aber noch nicht sahen und erkannten: ein anderes Deutschland! Das Vaterland war in Gefahr, innen und außen. Für das Vaterland waren wir das Letzte zu opfern bereit.

Es kam ein Tag, an dem alles zu Ende ging. Glaube, Hoffnung, Furcht und Gefahr. Nur die Not blieb, die graue Not. Sie marschierte mit uns, als wir die Gewehre schulterten und den Zug der Verzweiflung antraten in eine Heimat, die wir bis zum Letzten verteidigt hatten und nun doch verlieren mußten. Draußen an den Fronten ließen wir unsere Toten, deren Gebeine in den Gräbern verblichen. Gott nur allein weiß, warum es so sein mußte. Warum am

Ende von vier Jahren Opfertum das große Unglück kam. Die Läufe unserer Gewehre wurden kalt. Wir schmückten sie nicht mit Blumen, denn die anderen hatten gesiegt, und wir waren in die Knie gezwungen. Aber die Herzen blieben heiß, so heiß wie das rote Meer, das um uns geflossen war in den blutüberströmten Schlachten des großen Krieges.

Was hattet ihr aus der Heimat gemacht? Not und Jammer und Sünde und Schmach, wo wir Glück und Leben und Stärke und Ehre zurückließen, als wir auszogen, das Reich zu schützen.

Grau lastete ein kalter Herbst über Deutschland. Kein Lachen klang uns entgegen. Dumpf standen die Menschen an den Straßen und grüßten uns kaum. Eine geschlagene Armee kam betrogen in eine betrogene Heimat zurück.

Jahre steigen auf und steigen ab. Die kalten Gewehrläufe werden abgeliefert und eingestampft, aber die Herzen bleiben heiß und schlagen weiter. Wetter ziehen hoch, und Wetter ziehen ab. Aber kein Blitzstrahl zuckt über den dunklen Himmel des Vaterlandes. Verzweiflung! Wo ist die Kraft dieses Volkes geblieben? Haben wir uns ausgeblutet in Polen und Flandern? Liegen denn alle Männer dieses Reiches begraben?

Eine Fahne steigt hoch. Jung und alt. Siegreiche Farben in neuem Dreiklang. Der unbekannte Soldat faßt diese Fahne am Schaft und trägt sie einem erwachenden Volk voran. Langsam stehen die alten Soldaten auf und ballen die Fäuste, die vier Jahre heiße Gewehrläufe umklammerten.

Ein grausamer Tag wieder. Die Fahne weht. Wohl dem, der zu ihr steht. Auf ihrem roten Tuch brennt ein Wort, das wir vergessen hatten: Ehre! Für die Ehre marschierten wir noch einmal, die wir so oft vier Jahre durch dafür geblutet und geopfert hatten. O Deutschland hoch in Ehren!

Eine Kugel traf mich mitten ins Herz. Kein Franzose zielte so sicher wie der Bruder aus eigenem Volk. Gott nur allein weiß, warum es so sein mußte.

Größer kann die Liebe nicht sein, als wenn einer sein Leben gibt für die Seinen. Denkt immer daran! Nicht für Vergänglichkeit stiegen wir hinauf zu den Toten, sondern für das Unvergängliche, für Deutschland!

Wir grüßen euch, die ihr auf unserem Blute steht und fechtet. Der Himmel gibt einem Volk die Freiheit, wenn es die Freiheit verdient. Gott wird ein Einsehen haben, wenn ihr selbst mit euch ein Einsehen habt.

Steht auf und fordert! Ihr habt das Recht, das wir für euch erwarben: das Recht der Toten an die Lebendigen.

Wenige, aber edle Geschlechter gründen aufs neue das Reich.

Wir haben die Bahn gebrochen. Ihr sollt sie vollenden!

Die Toten marschieren vorwärts, niemals zurück. Die Straßen frei!

Das junge Deutschland ist im Aufbruch! Hinter den Toten! Vorwärts!

5. November 1928.

Die Vorgestrigen

Obwohl sie damals schon von gestern waren, leben sie heute noch: Spießer, Reaktionär und Literat.

Der Spießer: er war damals noch um einige Grade selbstgerechter. Was waren denn schon die Nationalsozialisten? Diese jungen, unreifen Leute werden uns doch nicht sagen wollen, was Politik heißt?

Der Reaktionär: ihm war zu viel Rot in der Hakenkreuzfahne. Dahinter konnte nur verkappter Bolschewismus stecken. Immerhin, revolutionäre Parolen schienen nicht ohne Erfolg zu bleiben. Also proklamierte der Stahlhelm im Herbst 1928 ein schwarzweißrotes Volksbegehren. Er hatte schon einmal gerufen: Hinein in den Staat! Jetzt hoffte er auf eine bequeme Verfassungsänderung. Aber wie wollte er das ohne NSDAP. anfangen? Die Partei dachte nicht daran, mitzumachen.

Der Literat: er ist immer zur Stelle, wenn eine Bewegung radikale Forderungen erhebt. Dann, glaubt er, warte sie auf ihn, auf daß er seine wertvollen Gedanken zum besten gebe. Die Praxis ist nicht sein Fall, auch nicht, den Kopf hinzuhalten. Lieber schlägt er sein Wissen auf wie ein Pfau sein schillerndes Rad. Wo bei anderen die Tat beginnt, fängt bei ihm die Eitelkeit an.

Die Kommunisten haben sich mit Literaten verseucht. In der NSDAP. haben sie sich nie lange wohlfühlen können, denn die Partei hatte nichts für Worte übrig, wenn dahinter kein Charakter stand.

Der Spießer
Fünf Minuten Edelquatsch

„Die Frage ist nämlich die: was macht England? Und nebenbei sind wir ja auch noch da. So leicht kann man uns doch nicht. Wir werden die Sache schon machen. Nur festbleiben, das ist der springende Pol. Bei Amerika haben wir einen Stein im Kreuz, und dann nicht zu vergessen, der Stresemann! Noch zwei Jahre, dann sind wir auf dem Berge. Es geht langsam, aber sicher wieder vorwärts. Das ist es ja: den Fehler hat Bismarck gemacht, daß er, statt mit Amerika zu gehen, Schutzzölle einführte. Hätte er ökonomisch gehandelt, dann wäre alles anders gekommen. Wir hätten die Marneschlacht nicht verloren und den Krieg gewonnen. Überhaupt der Krieg: es hat an der Artillerie gelegen. Mein Vetter war Ordonnanz im großen Hauptquartier. Was der Sachen erzählt! Den müßten Sie mal hören. Der Ludendorff soll schön stillschweigen; da auf Verdun loszurennen ohne Reserven. Den U-Boot-Krieg hätte er ansetzen müssen. Aber so sind wir Deutschen ja, bei uns kommt die Einsicht immer zu spät. Es fehlten damals Männer aus dem Volk. Die haben gefehlt. Dann wäre gar keine Revolution gekommen. Aber so! Das mußte ja schief gehen. Das konnte ja gar nicht ausbleiben. Und immer die Juden! Ich bin auch gegen die Juden. Aber mit dem ganzen Antisemitismus, das ist ja Quatsch! Die Hakenkreuzler haben gut reden. Besser machen! Die ändern auch nichts daran. Und dann immer dieser Krach. Die Hauptsache ist, daß wir Kredite kriegen. Valuta! Was heißt Valuta? Wir brauchen überhaupt keine Valuta! Was wir brauchen, das sind Rohstoffe.

Und mit dem Kaiser. Ich bin auch monarchisch bis auf die Knochen. Aber was haben wir einen Kaiser nötig! Frankreich hat auch keinen Kaiser. Es geht auch so. Wir sollten nur still sein und abwarten. Die werden das da oben schon machen. Immer diese blöde Wählerei! Das untere Volk ist ja gar nicht reif zur Politik. Ich wähle überhaupt nicht mehr. Laß sie machen, was sie wollen. Wenn ich mein Essen und abends mein Glas Bier habe, dann bin ich vollständig zufrieden. Politik? Das ist ja alles Quatsch. Arbeiten müssen wir, sonst bekommen wir plötzlich eine neue Inflation, und dann sitzen wir wieder mitten im Dreck. Warum streiken die Leute? Glauben die vielleicht, das könnte uns helfen? Warum wird dagegen nicht eingeschritten?

Wofür haben wir eine Polizei? Da muß ein Ende gemacht werden. Wenn wir die ökonomische Grundlage nicht steigern, dann hat alles Reden keinen Zweck. Uns fehlen die Zölle. Da liegt die Frage. Entweder — oder ... In der Beziehung kenne ich keine Kompromittierung. Das Brot muß billiger werden. Sonst haben wir in einem Jahr wieder Krieg. Ja, die Sache ist nicht so einfach. Man darf das Kind nicht in den Brunnen werfen. Wenn die Massen keine Vernunft annehmen, dann wird aus Deutschland nichts mehr. Politik allein macht es auch nicht. Steuern erhöhen kann jeder. Aber bezahlen, das müssen wir. Und da frage ich Sie, wo sind die zwei Milliarden geblieben? Auch futsch! Ist das nun eine Inflation oder nicht? Wohnungen werden auch keine gebaut. Wer hat den Vorteil davon? Die Kommunisten! Oder wir vielleicht?

Was uns noch retten kann, das ist ein Mussolini. In Deutschland muß mit starkem Besen gehandelt werden. Sonst läuft die Schweinerei nie zu Ende. Wenn jeder mitquatschen darf, dann soll der Teufel die Wirtschaft retten können. Frankreich, Italien und Belgien, das sind unsere natürlichen Bundesgenossen! Warum fährt der Stresemann nach Dawes und unterschreibt? Der sollte man lieber die Steuern heruntersetzen. Aber für das Volk, da denken die nicht daran. Das ist die Sache! Da kann auch der Hitler nichts dabei machen. Wenn der oben säße, dann würde es auch genau so bleiben wie jetzt. Wir sind doch immer die Dummen. Und gibt man gute Ratschläge, dann soll man die Schnauze halten. Die Karre in den Dreck fahren, das kann jeder. Aber für das Volk sorgen, das ist die Kunst. Das beste ist, man hält sich ganz draus.

Grand mit Vieren! Schneider angesagt!

Prost!"

12. November 1928.

Der politische Bürger

Es geht nicht um jenen Bürger, der morgens zur rechten Zeit aufsteht, in Krieg und Frieden schimpfend seine Zeitung liest, im Büro oder Laden etwas unlustig seine Arbeit tut, abends seinen ewigen Dämmerschoppen baut, sonst aber harmlos ist und den lieben Gott einen guten Mann sein läßt. Um jenen Bürger, der sowohl als Einzelwesen wie in Massen ebenso harmlos wie ungefährlich ist und

sich jederzeit bereit finden läßt, auf den Boden der Tatsachen zu hüpfen und heute das zu verbrennen, was er gestern angebetet hat. Es geht vielmehr um jenen Typ des politischen Bürgers, der sich mit unzulänglichen Mitteln, halben Charakterkräften, unvollständigem Wissen und erstorbenem geschichtlichem Instinkt in die Bezirke der staatlichen Machtbildung hineindrängt, mitredet und mithandelt, Resolutionen faßt und Taten versäumt, lobt und verdammt, droht und kuscht, erhaben tut und feige sich drückt, wenn es darauf ankommt: es handelt sich um den politischen Bürger.

Was ist das für ein Lebewesen? Er ist der Vertreter und Repräsentant einer historischen Volksschicht, die, innerlich bereits tot, nur noch aus den letzten Zuckungen früherer Lebendigkeiten ihr Scheindasein fristet. Er hat die Auseinandersetzung um die zukünftigen Dinge so undurchsichtig und verwirrend gemacht, weil er aus Mangel an eigenen Ideen und Idealen Ideen und Ideale von neuaufbrechenden Willensbewegungen nimmt, sie zerreißt, zerfetzt, durch falschen Gebrauch abnutzt und dann hohnlachend zum alten Eisen wirft. Der politische Bürger handelt nicht nur nicht — das wäre erträglich und für ihn empfehlenswert —, er hindert auch die Handelnden am Handeln. Er steht überall, wo er auftritt, im Wege, mischt sich ungerufen in die Auseinandersetzungen werdender Jugend hinein, fängt ihre Parolen auf wie fliegende Bälle, entkleidet sie ihrer zukunftbildenden Kraft und gibt sie dann wie entwertete Münze an die Dummen weiter. Er hat den Nationalismus zum Schlagwort des Patriotismus degradiert und bietet ihn heute als Qualitätsware an. Er machte aus dem Sozialismus der Gerechtigkeit eine billige Lehre des Mitleids und der Sentimentalität und hält sie nun auf dem Markte der Jugend schreierisch feil. Er stiehlt unsere Paradoxe und macht sie zu Trivialitäten.

Der politische Bürger ist ein Hindernis auf dem Wege der Zukunft, und deshalb muß er überwunden werden. Je klarer und eindeutiger das ausgesprochen wird und geschieht, um so besser für uns. Der Gegenbeweis des guten Willens ist auf die Dauer nicht stichhaltig, denn erstens werden mit gutem Willen keine Völkerschicksale gemeistert, und zweitens hat er den guten Willen meistens gar nicht, sondern tut nur so, als hätte er ihn, damit man ihn schone.

Der politische Bürger schmeißt sich an jede neue Machtbildung

heran, weil er aus sich allein nichts vermag. Er benutzt jeden aussichtsreichen Versuch zur Zukunft als Krücke, um an ihr in die politische Arena hineinzuhumpeln. Aus eigenem kann er das nicht mehr, um so lieber nimmt er anderen die Kraft weg, um aus gestohlenen Energien weiter seinen politischen Tod zu galvanisieren.

Wir müssen die Augen aufmachen, denn der politische Bürger geht um. Er, der Deutschland tausendmal verriet, verkaufte und verpfändete, ist um den Lohn seines Betruges geprellt worden. Er sucht breite Rücken, über denen er zur Macht kriechen kann. Er kleidet sich in unser Gewand, um uns um so besser übertölpeln zu können. Er sagt, er wolle dasselbe wie wir, um mit uns dasselbe zu wollen, was er bisher mit allen vollbrachte, die sich von ihm mißbrauchen ließen. Aber wir glauben ihm nicht. Wir haben ihm niemals getraut. Er geht wie ein sanftes Schaf. Aber unter dem weißen Pelz steckt ein beißender, machthungriger Wolf.

Wer 1918 kampflos die Throne verließ, hat das Anrecht auf diese Throne verloren. Wer 1923 die deutsche Revolution niederknallte, mit dem kennt die werdende Jugend keine Versöhnung. Wer 1924 zu Dawes ja sagte, dem klopfen wir auf die Finger, wenn er gegen Dawes maulficht. Wer die Fememänner in den Kerkern der Republik verderben läßt, der hat von uns nicht Gnade, sondern ein Gottesgericht zu gewärtigen.

Wir fühlen uns stark genug, allein zu gehen. Wenn der politische Bürger heute noch schneller läuft als wir, so ist das wie bei Kind und Greis; auch der Greis ist behender und flinker als das Kind, aber es dauert nicht lange, dann legt der Greis seine dürren Beine in eine hölzerne Kiste, und dann beginnt das Kind erst auf eigenen Füßen zu stehen.

Wir wollen nicht mit in diese Totenkiste hinein. Wir wollen aus dem Untergang des politischen Bürgertums Kräfte zu zukünftigen Aufgaben finden.

Der politische Bürger muß sterben, damit der politische Deutsche auferstehe!

22. Oktober 1928.

Die Aufgeregten

Jetzt haben wir's. Nun kommt's aber knüppeldick. Die Exzellenzen schlagen auf den Tisch der Republik, und Graf Westarp fängt an, Fraktur zu reden. Das ist ein Tönchen! Den Damen im Kränzchen läuft es eiskalt den Rücken herunter, wenn sie nachmittags beim Kaffee die schwungvollen Reden dieser nationalen Herkulesse lesen. Nun aber wird der Augiasstall ausgemistet. Lange genug haben wir geschwiegen und zu allem ja und amen gesagt. Was zuviel ist, ist zuviel. Man kann uns zwingen, zu Dawes einundfünfzig unserer stolzen Knappen auf ja zu delegieren, man darf uns auf Locarno festlegen und auf Weimar vereidigen, wir sind bereit, unbeschadet unserer monarchistischen Weltanschauung das Republikschutzgesetz anzunehmen, der Verrat an der Aufwertung ist uns eine Messe wert, aber aus den Regierungssesseln herausschmeißen, daß es nur so knallt, lieblos und ohne Entschuldigung, mit einem Hohngelächter obendrein — das darf man uns nicht. Das ist niederträchtig sozusagen. Das brauchen wir uns nicht gefallen zu lassen. Das ist Verrat an unseren heiligsten Idealen. Das, Bürger, muß gerochen werden. Auf, schließt die Reihen!

Volksbegehren!

Was die andern können, das können wir schon längst. Aufstehen und eine Rede halten, voll Schwertgeklirr und Wogenprall! Zwar, die anderen machen ein Volksbegehren und wissen, was sie wollen. Sie haben ein Ziel, und dieses Ziel verfechten sie mit der raffinierten Zähigkeit des Juden. Pardon, Kamerad, der Jude, im Vertrauen gesagt. Ja, ja, die Judenfrage, natürlich im positiven Sinne. Und schließlich muß man doch auch eine Parole haben.

Volksbegehren gegen die Verfassung, die es zuläßt, daß unsere Partei in dieser jammervollen Verfassung ist. Fahneneinmarsch gegen Weimar. Tusch! Hurra! Die nationale Opposition ist in Bildung begriffen. Schon donnert es hinter den Kulissen. Wir haben nun lange genug darauf gewartet, daß die Herren Republikaner auch für uns ein warmes Plätzchen an der Futterkrippe frei machten. Jetzt ist's genug, übergenug. Trompeter, blaset zum Wecken!

Schon wetzen die Schreiblinge in den schwarzweißroten Redaktionsstuben ihre Federn, um das Vaterland zu retten. Parteien und Verbände, von denen bereits der Verwesungsgeruch eines sterbenden

Liberalismus ausströmt, erheben sich noch einmal mühsam vom Sterbelager und flüstern, wie weiland der alte Attinghausen: „Seid einig, einig, einig!"

Noch einmal werden die verstaubten Theaterrequisiten des bürgerlichen Patriotismus aus der Rumpelkammer hervorgeholt. Die ältesten Exzellenzen takeln sich auf wie zerschlissene Fregatten zur letzten Fahrt und schleppen ihre Kalkhaufen noch einmal zu Deutschlands Ruhm vor eine staunende Öffentlichkeit. Und das Sonderbare, das Merkwürdige, das Überraschende, das Unverständliche, das kaum zu Glaubende: es geht, es geht!

Der Spießer wird aufgeregt und rast in patriotischem Rachedurst. Die geschickten Regisseure des Hurrakitsches haben wieder einmal recht gehabt in ihrer Einschätzung des Wahlpöbels und Stimmviehs. Man kann ihm alles, alles, alles zumuten. Sag heute zu Dawes ja und mach morgen einen Verein gegen Dawes auf: der Bürger glaubt dir. Versprich heute hundertprozentige Aufwertung und sag morgen, es wäre leider ein Irrtum gewesen, der Bürger ist dir darum nicht gram. Schick heute ein Ergebenheitstelegramm nach Doorn und laß morgen dem ehemaligen Kaiser durch deine Minister den Aufenthalt in Deutschland verbieten: der Bürger findet das ganz in der Ordnung.

Heute hinein in den Staat, morgen Haß und Kampf gegen diesen Unstaat. Der Bürger schluckt das alles, wie morgens seine Stulle, wenn er sie in den Kaffee gestippt hat. Der Bürger nimmt das nicht so genau. Er hat für Feigheit und quallenhafte Heuchelei Verständnis — wenn es in der Familie bleibt. Er sagt ja auf Kommando und sagt nein auf Kommando. Er regt sich auf und regt sich ab, je nachdem es die Parteipäpste wollen. Er ist für Dawes und gegen Dawes, für Locarno und gegen Locarno, Monarchist und Republikaner, schwarzweißrot und schwarzrotgold, je nach der Konjunktur. Als Beweis genügt ein Fahneneinmarsch und ein schneidiger Tusch.

Angetreten, ihr Bürger!

Kitzeln Sie mich, ich habe die Absicht, wild zu werden.

8. Oktober 1928.

Hinein in den Staat!

So schreibt der nationale Spießer und watet bis an die Knie im Dreck. Merkt es nicht und will es gar nicht merken, daß das, wo er hinein will, alles andere, nur kein Staat ist.

Der Staat ist die umfassende Form einer Volksgemeinschaft, die auf einem festumgrenzten Raum sitzt und sich im freien Verfügungsrecht über ihre Hoheiten befindet. All diese Merkmale treffen bei der gegenwärtigen deutschen Republik nicht zu. Wir bilden weder eine Volksgemeinschaft, noch leben wir auf einem festumgrenzten Raum, noch genießen wir irgendein Souveränitätsrecht, weder das des Territoriums noch das der Wirtschaft, der Münze und des Verkehrs. Wir sind praktisch auf die unterste Stufe der kolonialen Versklavung herabgesunken, und die Parole des nationalen Bürgers lautete treffender und folgerichtiger: Hinein in die Geldprovinz!

Was wollt ihr da? Wir haben eingesehen, daß es so nicht mehr weitergehen kann. Aber man bessert nicht, wenn man draußen bleibt, sondern nur, wenn man hineingeht und mit Hand anlegt. Kritisieren kann jeder. Aber positiv mitarbeiten, das ist schwer.

Mit Verlaub: Ihr geht also in einen Zustand hinein, von dem ihr wißt, daß er faul ist! Jawohl! Und wollt ihn durch eure eigene persönliche Qualität bessern. Jawohl! Werden sechs faule Eier dadurch genießbar, daß man ein frisches dazuschlägt? Wird ein Glas Essig dadurch zum Burgunder Wein, daß man einen Tropfen roten Rebensaftes hinzugießt? Wird ein fauler Staat dadurch zum Ideal, daß sich ein paar anständige Kerle daran die Finger schmutzig machen?

Kritisieren kann jeder. O nein, noch lange nicht. Schimpfen kann jeder. Kritisieren ist eine Kunst. Kritik ist etwas Aufbauendes, etwas Schöpferisches, wenn sie im rechten Geist gepflegt wird. Positiv mitarbeiten? Das könnte den Herren so passen, damit später, wenn sie die Suppe vollgebrockt haben, wir sie unter ihrem Hohngelächter auslöffeln müssen. Wie viele schon schlitterten auf die schiefe Ebene unter dem Ruf der positiven Mitarbeit? Und alle, alle brachen sie dabei Hals und Beine!

Es gibt keinen Frieden zwischen Verbrechern und Ehrenmännern. Ein Verbrechen bleibt ein Verbrechen, auch wenn es vor zehn Jahren begangen wurde. Helden und Lumpe setzen sich im Kampf auseinander, nicht in loyaler Zusammenarbeit.

Dann geht aber das Volk zugrunde. Das ist noch gar nicht gesagt. Und zudem: Das geht auch so zugrunde; nur folgerichtiger und endgültiger als im andern Fall. Es gibt hier nur ein Entweder-Oder, kein Teils-Teils und kein Sowohl-Als-Auch. Der neue Staatsgedanke duldet nur ein Für oder Wider. Was dazwischen ist, wird zerdrückt werden.

Dann seid ihr also Revolutionäre? Jawohl, das sind wir! Revolution ist ein schöpferischer Akt. Sie ist manchmal nötig, um Luft und Platz zu machen. Was sie zerstört, das wird hundertfältig wieder eingeholt durch die neubelebte Gestaltungskraft eines jungen Staatswesens. Wenn ein Baumeister eine Villa bauen soll an einem Platz, an dem eine alte Scheune steht, dann baut er das Neue nicht über das verfallende Alte. Er reißt die Scheune nieder, und dann beginnt er mit dem Neubau. Die Kolonie muß verschwinden, wollen wir mit dem Staat anfangen.

Dann stimmt das also doch, wenn man euch staatsgefährlich nennt? Man kann nicht staatsgefährlich sein, wenn es keinen Staat gibt. Zeige mir den Staat, dem wir gefährlich werden. Meinst du dieses Jammergebilde? Jawohl, dem sind wir gefährlich. Die Kolonie muß beseitigt werden, um dem kommenden Staat Platz zu machen. Wir sind also nicht staats-, sondern koloniegefährlich. Staatsgefährlich bist du, der du dich schützend vor diesen kolonialen Versklavungszustand stellst und uns daran hinderst, ihm ein Ende zu machen und Raum zu schaffen für einen völkischen Zustand, den man mit Recht Staat nennen kann.

Du bist nicht staatserhaltend, sondern staatsgefährdend. Ich kann nichts erhalten, was gar nicht da ist. Und euer Staat existiert ja nur in der Phantasie von Feiglingen und Schwätzern. Die Parole: „Hinein in den Staat!" ist, wird sie richtig verstanden, eine Kampfparole. Sie sagt nichts weniger als das:

Weg mit der Kolonie! Weg mit den Nutznießern unseres Versklavungselends! Weg mit den Korruptionserscheinungen dieses Zustandes! Her mit deutschen Führern! Her mit dem deutschen Arbeiterstaat! Hinein in ihn! Kampf bis aufs Messer gegen seine Widersacher! Staat oder Kolonie! Das ist der Schlachtruf. Wer für heute ist, der ist für die Kolonie. Wer für morgen kämpft, der will, wie wir, den Staat!

Ist das eure Route, dann marschiert mit uns Seite an Seite.

Ist aber euer Ruf der Ausdruck sklavischer Unterwerfung unter eine Entwicklung, von der ihr meint, daß sie stärker sei als wir, dann werdet ihr uns als unerbittlichen Gegner finden!

23. April 1928.

Der Kampf beginnt?

In Berlin erscheint ein Blatt, „Die Wache am Brandenburger Tor". Dieses Blatt gilt, wie auch sein Untertitel sagt, als „Berliner Stahlhelm-Zeitung". Darin schreibt in Folge 9 der Führer des Berliner Stahlhelms, Major Franz von Stephani, einen Leitaufsatz unter der diesen Zeilen vorangeschickten Überschrift, ohne Fragezeichen. Und unter dieser Überschrift versucht besagter Stahlhelmführer, sich mit dem Nationalsozialismus kritisch auseinanderzusetzen; in einer Weise, die als unzulänglich zu bezeichnen für Herrn Major von Stephani eine unverdiente Schmeichelei bedeutet. Wenn wir ihm darauf eine Antwort geben, so der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe. Es gilt hier, falsche, verdrehte und schiefe Begriffe über unsere Bewegung richtigzustellen, damit sich in Berliner Stahlhelmkreisen nicht ein verzerrtes Bild über unser Wollen und Wirken festsetzt. Wir nehmen diese Richtigstellung vor mit der Achtung, die wir einem alten preußischen Offizier, der seinem Vaterlande in Ehren gedient hat, schulden, aber auch mit der Deutlichkeit, die wir Menschen gegenüber anzuwenden pflegen, die sich in der Öffentlichkeit ein Urteil anmaßen über Dinge, von denen sie nichts verstehen. Und vom Nationalsozialismus versteht Herr Major von Stephani nicht die Bohne, unter Brüdern gesagt. Das beweist der in Frage stehende Aufsatz.

ad 1. Wenn er behauptet, die Einigung der nationalen Front sei „gerade auf Grund des Stahlhelm-Volksbegehrens auf Änderung der Verfassung erfolgt", so ist einfach das genaue Gegenteil der Fall. Die sogenannte nationale Front ist über das Stahlhelm-Volksbegehren mit ein paar nichtssagenden Redensarten zur Tagesordnung übergegangen und hat sich zur Durchfechtung des Young-Volksbegehrens zusammengeschlossen. Adolf Hitler hat sich dabei offiziell und ausdrücklich, wie auch in seiner Denkschrift, von dem sogenannten Stahlhelm-Volksbegehren absentiert.

ad 2. Wenn der Stahlhelm nicht „auf sein Volksbegehren verzichtet", so ist das seine Sache. Jedenfalls kann er auf Waffenbrüderschaft der NSDAP. dabei nicht rechnen.

ad 3. Auch wir sind davon überzeugt, „daß die Änderung unseres Regierungssystems die Vorbedingung für jeden innen- und außenpolitischen Erfolg ist". Jedoch glauben wir, daß diese Änderung durch ein Aufbessern der Weimarer Fassade — und das bedeutet das Stahlhelm-Volksbegehren im Effekt — eher verhindert als gefördert wird.

ad 4. Herr Major von Stephani meint, man dürfe nicht übersehen, „daß es sich hier (bei der NSDAP.) um eine Partei handelt, die notgedrungen parlamentarisch denken muß und für die der Stimmenzuwachs zur Erlangung möglichst vieler Mandate eine Lebensnotwendigkeit ist". Das ist eine Unterstellung, die wir in angeborener Sachlichkeit nicht näher charakterisieren und kommentieren wollen. Die ganze Geschichte der NSDAP. ist ein einziger grandioser Kampf gegen den Parlamentarismus. Parlamentarisch denken, das heißt sein Fähnchen nach dem Winde drehen, zum Beispiel heute sagen: „Hinein in den Staat!" und morgen: „Wir hassen diesen Staat!" und übermorgen: „Es war nicht so bös gemeint!" Das hat die NSDAP. unseres Wissens nie getan.

ad 5. „Zu den Grundsätzen der Partei, wenigstens wie sie sich in Berlin äußern, wäre allerhand zu sagen." (Allerdings!) „Leider scheint hier der von ehemaligen Anhängern der Sozialdemokratie mitgebrachte Klassenkampf- und Klassenhaßgedanke eine große Rolle zu spielen, und man liebäugelt mit einer Diktatur des Proletariats."

Siehe oben, Sachlichkeit! Wo kann Herr Major von Stephani uns nachweisen, daß wir den Klassenkampf proklamiert haben? Weiß er nicht, wie jedes politische Kind, daß die NSDAP. der aktivste Vortrupp im Kampf gegen den Klassenkampf ist? Wo hat je einer von uns die Diktatur des Proletariats gefordert? Wenn er allerdings unter Klassenkampf die nun einmal notwendige Auseinandersetzung zwischen Geld und Arbeit versteht, den Kampf um die Eingliederung des Arbeitertums in den Bestand der Nation, und zwar auch in wirtschaftlicher Beziehung, dann hat er vollauf recht; dann sind wir eine „Klassenkampf-Partei". Eine Partei, die die entrechtete Klasse schaffendes deutsches Volk befreien will von der Geißel einer kleinen Clique kapitalistischer Parasiten, die sich teils unter roter,

teils unter schwarzrotgoldener, aber teils auch — Gott sei's geklagt — unter schwarzweißroter Flagge geschickt zu verbergen verstehen.

ad 6. „Warum also der Neid auf ein Parteiprogramm? Noch dazu auf ein sozialistisches mit scharfer Einstellung gegen das Privateigentum, wenn es sich einschränkend auch national nennt?" Wir schreiben zitternd vor Wut: siehe oben, Sachlichkeit! Ein sozialistisches! Jawohl! Eins, das in seiner Formulierung scharf antibürgerlich und scharf antimarxistisch ist. Sozialistisch, weil es die soziale Frage nach den Gesetzen der staatlichen Notwendigkeit und Gerechtigkeit und nicht nach den Phrasen bürgerlicher Sentimentalität und Almosengesinnung lösen will. Scharfe Einstellung gegen das Privateigentum? Wo, wann, wie? Beweise? Eigentum ist heilig, wenn es heilig erworben und zum Wohl des Volksganzen verwaltet wird. Ist das bei Börsengaunern, Warenhausramschern, Trustschiebern und Bodenspekulanten der Fall? Scharfe Einstellung! Jawohl! Gegen die Verzerrung des Eigentumsbegriffs, der, wenn heute dem Bürger der letzte Pfennig aus der Tasche gestohlen wird, morgen die Heiligkeit dieses Raubes als Eigentum anbetet.

ad 7. „Und der Kampf gegen die überstaatlichen Mächte? Vor Rom macht er schon halt." Fahr wohl, Burgfriede und Einigkeit. Woher, Herr Major, nehmen sie den Mut, diese ungeheuerliche Unterstellung, die wir bisher nur bei anderen Pfuschern gewohnt waren, beweislos zu wiederholen?

ad 8. „Es wird überall mit Wasser gekocht." Jawohl! Aber es handelt sich darum, ob unter dem Wasser eine Ölfunzel oder eine steile Flamme brennt.

Das war nur eine kleine Blütenlese. Sie rundete nicht das typische Bild dieses — man muß wohl sagen Aufsatzes — wenn sich ihr nicht der Satz anschlösse: „Aber die Kameraden mögen beruhigt sein. Die Führer des Stahlhelms haben durchaus nicht die Absicht, auf ihre eigene Meinung zu verzichten." Worauf alle Kameraden in der Tat beruhigt sind. Es ist wirklich zum Davonlaufen!

Wir setzten hinter die Überschrift dieser Zeilen ein Fragezeichen. Herr Major von Stephani hat die Entscheidung darüber, ob dieses Fragezeichen zu Recht an seinem Platz steht. Er kann ja oder nein sagen. Wir wollen keinen Streit um Nichtigkeiten, aber wenn man unsere Prinzipien angreift, unser Wollen entstellt, unser Programm

verklittert, dann soll er Rede und Antwort haben. Ein Burgfrieden ist gut und angesichts einer historischen Aufgabe vielleicht auch temporär notwendig. Aber wenn uns einer im Zeichen des Burgfriedens in die Flanke fällt, dann tut er das nur einmal ungestraft.

Wir schreiben diesmal mit stumpfer Feder; es ist uns schwergefallen, darüber zu wachen, daß sie nicht ausrutschte. Herr Major von Stephani täte gut daran, von seinen Ausflügen in die Politik, wenigstens was den Nationalsozialismus anbetrifft, künftig Abstand zu nehmen; wo nicht, sich doch mindestens nur auf Wege zu begeben, auf denen er sich auskennt.

Es täte uns leid, wenn er sich das nächste Mal verliefe und Räubern in die Hände fiele.

27. Oktober 1929.

Einheitsfront

Mit Staunen nehmen wir wahr, wie sich innerhalb des bürgerlichen Patriotismus der Spießer zu mausern beginnt. Aus dem Jasager von gestern ist über Nacht ein wilder, aufgeregter Krakeeler geworden, der sein eisernes Nein ungefragt in die politische Arena hineinschmettert. Er tut so, als sei er seit je für das Radikale gewesen, begrüßt uns mit Augenzwinkern und treudeutschem Händedruck und fragt beiläufig hinter vorgehaltener Hand lächelnd und wie selbstverständlich, wann es losginge. Er schmeißt sich an uns heran, drängt sich ungerufen in die Front der Opposition, gaunert sich in das erste Glied vor und macht eben Anstalten, dem Fahnenträger die Fahne zu entwinden.

Einen Augenblick, Herr Nachbar! Wo kommen Sie her? Von rechts? Schon faul. Sie waren immer schon Patriot? Das ist zwar sehr beachtlich und interessant, spielt aber bei dem, was hier zur Debatte steht, gar keine Rolle. Wir wollen doch alle dasselbe, meinen Sie? Das ist richtig, wenn Sie meinen, daß Sie dasselbe wollen wie wir. Wissen Sie auch, was wir wollen? Wir wollen aus Deutschland einen sozialistischen Nationalstaat machen. Grinsen Sie nicht, als wenn das ein schlechter Witz wäre. Sie sind auch sozial? Das ist allerdings sehr bedenklich. Wir sind beispielsweise als Sozialisten die krassesten Gegner dessen, was ihr sozial nennt. Wir wollen Gerechtigkeit. Wir sind kein Almosenverein, sondern eine revolutionäre So-

zialistenpartei. Darüber läßt sich reden, meinen Sie? Allerdings, aber nicht mit uns. Für uns steht das alles schon fest. Wir wollen mit der Arbeiterfrage und durch sie Deutschland frei machen. Nicht mehr und nicht weniger. Und wenn Sie das auch wollen, dann sind Sie uns herzlich willkommen. Hier haben Sie eine Aufnahmeerklärung, eine Mark Eintrittsgeld und pro Monat eine Mark Beitrag. Anmeldungen zur SA. werden beim Standartenführer entgegengenommen, Führerposten nach Leistung verteilt. Der Wettlauf kann beginnen.

Im Interesse der Einheit der nationalen Opposition? Mit Verlaub, diese Phrase ist zu alt und abgedroschen, als daß Sie glauben dürften, wir fielen noch darauf herein. Die Einheit der nationalen Opposition ist längst im Werden. Sie heißt NSDAP. Ihre Basis ist zu eng? Weil sie so eng ist, deshalb gerade ist diese Partei und sie allein von einer so hinreißenden Stoßkraft. Sie ist einheitlich organisiert und geführt, hat ein festes, unveränderliches Programm, an das ihre Anhänger wie an das Evangelium glauben. Was wollen Sie noch mehr? Wir sind zu wenige? Aus wenigen werden viele, aber nur dann, wenn sie konsequent ihren Weg gehen und in der Unbedingtheit und Kompromißlosigkeit das einzige auf die Dauer wirksame Mittel zum Erfolg sehen. Wie weit wären wir, wenn wir zusammenhielten? Jawohl, aber das ist kein Beweis gegen uns, sondern gegen Sie. Und merkwürdig, daß Ihnen das nicht eingefallen ist, als Sie sich selbst in zwei Teile auflösten und zu dem furchtbarsten Versklavungsdiktat zur einen Hälfte ja und zur anderen Hälfte nein sagten. Wie weit wären wir, hätten Sie nicht in Ihrer grenzenlosen Feigheit und Ihrem hemmungslosen Opportunismus das Republikschutzgesetz angenommen und damit der nationalen Ehrlichkeit den Todesstoß versetzt. Wir sollen nicht in der Vergangenheit herumwühlen? Das sagen immer nur die, die Dreck am Stecken haben. In der unseren mögen Sie getrost schnüffeln. Sie werden da viel Sorge, viel Not, Verfolgung und Blut finden. Aber nicht ein einziges Mal, daß wir nachgaben, nicht eine einzige Entscheidung, vor der wir versagten, nicht eine einzige Handlung, deren wir uns heute schämen müßten.

Einheitsfronten werden geschaffen, indem einer sich durchsetzt und die anderen sich seinem souveränen Willen beugen. Wenn Ihnen das schwerfällt, wir haben Zeit. Sie meinen, wir sollten uns gegenseitig nicht die Mitglieder wegstehlen? Erstens haben wir niemals Mit-

glieder gestohlen, sondern immer nur erkämpft, und zweitens möchte ich den sehen, der sich uns von euch stehlen ließe. Wenn man einen Gegner in die Knie gezwungen hat, dann hat er kein Anrecht auf einen Frieden der Gleichberechtigung, sondern er muß kapitulieren. So ist das mit euch. Es wird euch wohl trostlos zumute, wenn ihr an die nächste Zukunft denkt. Das große Wandern hat begonnen, nicht von uns zu euch, sondern von euch zu uns. Die politische Willensbildung des deutschen Volkes ist im Werden, und zwar vollzieht sie sich zwangsläufig und organisch in unserer Bewegung. Es gibt heute in Deutschland keine andere Partei, die so wie die unsere, einheitlich organisiert und schlagkräftig gerichtet, ein scharfes Instrument in der Hand ihres politischen Führers wäre. Es gibt keine Gefolgschaft, weder im Lager der Linken noch der Rechten, die so blindlings an ihre politische Mission glaubt wie die unsere.

Der Ruf nach Einheitsfronten wirkt heute schal und fade. Diese Illusionen sind dahin, Gott sei Dank, und endgültig. Wir gehen unseren Weg, unbeirrt und folgerichtig. Wir wurden mit eurem Hohn fertig. Wir werden auch mit eurer Sympathie fertig werden. Wer einmal vor großen Entscheidungen versagte, den stellt das Schicksal nicht ein zweites Mal vor die letzte Probe. Wer das Reich kampflos aufgab, der wird es niemals wiedererobern. Wer Dawes annahm, kann Dawes nicht zertrümmern. Eine neue Front ist im Marsch. Der bewußte Deutsche, der ehedem rechts und links falschen Phantomen nachjagte, reiht sich dieser Front ein. Er hat den Proletarier und Bürger abgeworfen: Er will nur noch Deutscher sein.

Diese neue Front wird die Einheitsfront der Zukunft sein. Und vor ihr flattern unsere Fahnen!

27. Mai 1929.

Gegen die Reaktion

Noch niemals in den vergangenen fünf Jahren war die politische Konstellation für uns so günstig und erfolgversprechend wie im gegenwärtigen Augenblick. Die Idole und Illusionen des bürgerlich-republikanischen Deutschlands sind zerfallen und zerstoben, und es beginnt nun allenthalben der große Katzenjammer. Innenpolitisch sowohl wie außenpolitisch steht dieses System vor entscheidenden Katastrophen. Wenn das Tempo des Verfalls weiter nur so anhält,

wie es in den letzten vier Monaten verlief, dann mag der Zusammenbruch wohl näher sein, als wir heute alle glauben wollen. So furchtbar auch die Auswirkungen dieses Zusammenbruchs auf die Gesamtheit des deutschen Volkes sein werden, wir begrüßen ihn, weil wir in ihm allein die Möglichkeit sehen, Deutschland zur Besinnung zu bringen. Erst in der letzten größten Not wird das deutsche Volk sich aufraffen und ein System abschütteln, das durch seine Existenz schon die ewige deutsche Sklaverei verbürgt. Das, was wir Nationalsozialisten nun bereits seit zehn Jahren voraussagten, und zwar in einer Zeit, als das noch unpopulär war und unpopulär machte, da das amtliche Deutschland an den Silberstreifen glaubte, beginnt sich nun zu erfüllen. Immer mehr erkennt das erwachende deutsche Volk in uns jene Bewegung, die, unbeirrt und ohne Rücksicht auf die Augenblickserfolge, diese Entwicklung voraussah, und die deshalb auch allein für beginnende große Entscheidungen in Frage kommen wird.

Was ist da natürlicher, als daß die geschickten Routiniers aus dem bürgerlichen Lager Morgenluft wittern. Sie stellen sich mit der bei ihnen seit jeher gewohnten affenmäßigen Geschwindigkeit auf den Boden sich neubildender Tatsachen und sind bereit, heute das anzubeten, was sie gestern noch verbrannten. Der Konjunkturritter geht um. Wieder einmal, wie so oft schon in der Vergangenheit, stoßen wir in der Öffentlichkeit auf jenen Typ, der „das immer gesagt hat", der „ganz unserer Meinung ist", der auch laut schreiend seine revolutionäre Gesinnung verkündet und in Opposition macht. Schon knallen die Schlagworte des wilden Bürgers durch die Parlamente, die feilen Gazetten schwarzweißroter Geldsacküberzeugung werden rebellisch und fordern einstimmig und unbeirrt, daß nun endlich einmal der Schweinerei ein Ende gemacht werde. Gewiß und einverstanden! Jener Schweinerei muß ein Ende gemacht werden, die mit Hilfe des sogenannten nationalen Bürgertums aus Deutschland ein Ruinenfeld gemacht hat. Zum Protest gegen die derzeitigen chaotischen Zustände ist nur der berechtigt, der an ihnen niemals Anteil hatte, und gegen die Tribute darf nur der demonstrieren, der seit je zu ihnen nein gesagt hat.

Man rede uns nicht von Volksgemeinschaft, und daß wir alle dasselbe wollten. Wir wollen durchaus nicht dasselbe, weder in der

Methode noch im Ziel. Wir fühlen uns durch eine Welt getrennt von jener Art bürgerlichen Patriotismus, der immer und überall, wo er in die Erscheinung trat, nur Aushängeschild einer feigen Geldgesinnung war, und der deshalb Ursache und Anfang unseres nationalen Verfalls wurde. Wer mit uns dasselbe will, der soll sich hinten anschließen. Es ist noch Platz genug. Wer das nicht tut, bei dem glauben wir nicht daran, daß er mit uns dasselbe will, sondern nur, daß er so tut, um uns um die wohlverdiente Ernte unserer Saat zu prellen. Dazu sind wir nicht dumm genug. Es ist aussichtslos, den Versuch zu unternehmen, durch Vorspiegelung irgendwelcher phantastischer Einheitsutopien uns vom geraden Weg abzudrängen. National sein, das ist ein weiter Begriff. Für uns hat diese Gesinnung einen ganz bestimmten, festumrissenen Inhalt. Wir sind keine Hurrapatrioten. Wir sind Nationalsozialisten.

Das könnte den Herren so passen: wir haben unter Mühe und Opfer und Blut die Saat gesät, und nun möchten sie ernten. Wir waren die Trommler, und sie sind die Politiker. Wir stellen die Avantgarde und sie die Nachhut. Fein erdacht! Aber so dumm, wie wir 1919/20 waren, sind wir heute nicht mehr. Auch wir haben die Entwicklung der letzten zehn Jahre nicht mit verschlossenen Augen durchgemacht. Wie oft haben wir in diesem Dezennium die Wahrheit des Wortes erfahren müssen, der Herr möge uns vor unseren Freunden beschützen, mit unseren Feinden wollen wir schon allein fertig werden.

Eine revolutionäre Idee — und die nationalsozialistische ist eine solche — duldet keine Kompromisse. Für sich allein ist sie richtig, mit fremden Zutaten falsch. Einer kann nur recht haben. Dann aber haben alle anderen unrecht.

Wir Nationalsozialisten haben instinkthaft erkannt, daß das große Unglück des deutschen Volkes nicht allein seine Ursache hat im Verrat des Marxismus am Sozialismus, sondern ebensosehr im Verrat des bürgerlichen Patriotismus am Nationalismus. Darum ist unsere Frontstellung gegen beide Mächte des Verfalls gleich scharf und gleich unbedingt. Die Konsequenz allein, mit der wir uns in dieser Frontstellung durchsetzen, bietet die Gewähr für einen endgültigen Sieg. Es gibt keinen Frieden, bis der Gegner in die Knie gezwungen ist. Es ist gar nicht von Belang, ob er das Gute will, wenn er das Böse tut. Auch Dummheit wird in der Politik bestraft. Wir ver-

spüren nicht im mindesten Lust, uns an einen lebenden Leichnam binden zu lassen, damit er auch uns allmählich mit dem Tode anstecke.

Erkennt eure wahren Feinde rechts und links!

Und seid um so bewußtere und konsequentere Nationalsozialisten!

13. Mai 1929.

Literaten

Es gibt in der deutschen Politik Männer — Gott sei Dank fristen sie ihr lichtvolles, geistiges Dasein nur in kleinen, unbedeutenden literarischen Zirkeln unter vollständigem Ausschluß der Öffentlichkeit — die seit Jahren den fertigen Plan des kommenden Deutschlands in der Schreibtischschublade liegen haben. Sie wissen ganz genau, wie man den Zukunftsstaat einzurichten hat, wie die Wirtschaft und die Kultur des deutschen Volkes beschaffen sein müssen. Womit man später Bündnisse schließt und womit nicht. Sie sind, weil sie soviel wissen und gelesen haben, nicht geizig mit guten Ratschlägen, sondern stehen immer hilfsbereit und voll hingebungsvoller Fürsorge zur Seite, wenn sich irgendwo, ganz ohne ihr Zutun und meistens gegen ihren Willen, ein politisches Kraftzentrum bildet; sie kargen dann nicht mit lautem Lob und Tadel. Im Gegenteil! Sie finden es zwar herrlich, daß die anderen für sie — so meinen sie — Macht sammelten, erklären aber dann mit einer erfrischenden Deutlichkeit und rund heraus, daß nun deren Aufgabe beendet sei und sie, die politischen Köpfe, mit dem eigentlichen Werk beginnen wollten und müßten. Während die anderen draußen in den Vororten in rauchgeschwängerten Wirtschaftsstuben standen und sich gegen eine heulende, tobende Menge die Kehle wundschrien, saßen sie beim politischen Tee und brüteten ihre Kuckuckseier aus. Die anderen sind die Trommler, sie aber sind die staatsmännischen Genies. Die anderen müssen den Dreck wegräumen, und nun kommen die Erleuchteten, schlagen den Purpurmantel seriöser Vornehmheit um die adligen Schultern und klettern gelassen die Stufen zu den Thronen der Macht hinauf.

So wäre das, wenn die Trommler so dumm wären, wie die Erleuchtzten aussehen. Man kann diesem neckischen Schauspiel, bis zu einem gewissen Grade angeregt und belustigt, zuschauen und sich betroffen und voll Verwunderung darüber amüsieren, mit welch einer

dreisten Unbekümmertheit diese nationalen Federfuchser ihr Handwerk betreiben. Aber einmal hat die Gemütlichkeit ein Ende.

Man soll nicht glauben, daß wir Zeit und Lust hätten, uns des öfteren mit einem politisch so weisen Zirkel zu beschäftigen, wie er sich um den Freiherrn Heinrich von Gleichen im ehemaligen „Gewissen" und in der heutigen „Standarte" versammelt. Wir haben weit Besseres zu tun. Wenn Herr von Gleichen Neigung verspürt, sich mit dem „Nationalsozialismus als Weltanschauung" literarisch auseinanderzusetzen, so mag er das tun. Wir harren dabei aus. Es wäre aber irrtümlich von ihm, anzunehmen, daß wir diese Weisheit genau so als päpstliche Unfehlbarkeit hinnehmen wollten, wie er das bei seinem Teekreis gewohnt ist. Wenn wir ihn dabei ohne Antwort lassen, so nicht deshalb, weil wir keine Antwort wüßten. Wir ringen um andere Seelen als um die des Herrn von Gleichen. Was wir uns aber auf das entschiedenste verbitten möchten, das ist, daß Herr Heinrich von Gleichen glaubt, seine politische Weisheit dadurch schmackhafter zu machen, daß er, wo immer er über uns spricht oder mit uns zu sprechen versucht — ein höchst einseitiges und darum außerordentlich belustigendes Unterfangen —, jedesmal einen von uns so von hinterrücks und im Zeichen des Burgfriedens zu maulschellieren versucht. Diesmal bin ich an der Reihe.

Herr Heinrich von Gleichen spricht in seinem Aufsatz in der „Standarte" Nummer vierzehn über das Problem „Kapitalismus und Weltwirtschaft" und meint im Anschluß an die von ihm darüber verzapfte Weisheit: „Unverantwortliche Agitatoren wie Goebbels werden darüber nicht mit sich reden lassen." Das „Agitator" drückt den ganzen gräflichen Abscheu aus gegen jene Sorte von Menschen, die nicht nur philosophieren, sondern auch handeln oder doch versuchen, Möglichkeiten zum Handeln zu schaffen. Und was das „Unverantwortliche" anbelangt, muß ich in aller Bescheidenheit betonen, daß meine Unverantwortlichkeit darin bestand, daß ich in der Zeit, in der Herr Heinrich von Gleichen im gewärmten Salon seine philosophischen Weisheiten ausschwitzte, irgendwo im Wedding oder in Neukölln vor verzweifelten deutschen Menschen stand und Kämpfer suchte und fand. Herr Heinrich von Gleichen wird das suspekt finden. Aber ich möchte ihn auffordern, seine Philosophie einmal zusammenzustapeln, und ich stelle die Menschen daneben, die ich durch „unverantwortliche Agitation" dem Deutschtum, dem zu dienen doch auch er vorgibt,

wiedergewonnen habe, und dann soll er selbst entscheiden, was schwerer wiegt, das Buch oder der Mensch.

Ich bin der letzte, der der geruhsamen Erkenntnis das Recht der politischen Kritik abspricht. Ich lasse die Philosophen in Frieden, aber sie sollen auch mich in Frieden lassen. Ich bin für jede sachliche Kritik zugänglich, auch für die, die aus Kreisen kommt, die mir fernestehen. Aber wo die politische Eigenbrötelei sich paart mit literarischem Hochmut und aristokratischer Arroganz, da bin ich nicht Plebejer genug, für empfangene Ohrfeigen danke schön zu sagen. Herr Heinrich von Gleichen mag sich das für die Zukunft merken. Ich blieb diesmal entgegen meiner sonstigen Gewohnheit in der Verteidigung. Ich tat das im Interesse eines Burgfriedens, von dem ich nichts profitieren kann und nur Herr Heinrich von Gleichen seine Vorteile hat. Ich kann auch anders.

Das nächste Mal wird gehobelt. Vielleicht weiß auch Herr Heinrich von Gleichen, daß da Späne fliegen.

29. April 1929.

Radikalimus am Schreibtisch

Der Literat ist der geborene Feind jeder organischen Bindung. Für ihn ist die Feder nicht Mittel zum Zweck, sondern Selbstzweck. Er ist ewig auf der Suche nach Objekten, an denen er sein feuilletonistisches Mütchen kühlen kann. Er hat leicht radikal sein, denn sein Radikalismus ist nie und nirgend verantwortlich verpflichtet einer Gefolgschaftsgruppe. Und so ist ihm auch die Revolution nicht Übergangsstation zu neuen Dingen, sondern ein Ding an sich.

Er erdenkt sie am Schreibtisch, ohne Rücksichtnahme auf reale Möglichkeiten. Die Größe einer wahren politischen Leidenschaft geht ihm vollkommen ab. Das Gefühl ist ihm nur ein Spiegel, in dem er seine eigene Eitelkeit bespiegelt. Findet er auf Grund seiner schriftstellerischen Begabung keinen ausreichenden Leser- und Zuhörerkreis, dann drängt er sich an eine Organisation heran, die andere geschaffen haben, und von der er anzunehmen scheint, daß sie allein für ihn geschaffen sei. Er denkt nicht daran, seine Feder in den Dienst dieser Organisation zu stellen. Er möchte vielmehr die Organisation in den Dienst seiner Feder stellen.

Stößt er nun nicht gleich auf Gegenliebe und empfangen ihn nicht überall offene Arme, sondern begegnet man ihm mit wacher Skepsis und berechtigtem Mißtrauen, dann beginnt er plötzlich zu entdecken, was alles an der Organisation fehlerhaft ist. Da gefällt ihm der Führer nicht, dort nicht die Idee. Da hat er etwas an der Gefolgschaft auszusetzen und dort an der Form des Aufbaues der Organisation. Niemand hat ihn gerufen, er hat nirgendwo mit Hand angelegt, überall, wo es galt, praktische Arbeit zu leisten, war er nur ein jämmerlicher Versager. Und trotzdem tut er bald so, als sei er eigentlich und allein der geistige Nährvater der Organisation und als könne sie ohne ihn nun und nimmer bestehen.

Vor allem versucht er, die eigentlichen Träger des organischen Gedankens an Radikalismus des Programms und der geistigen Haltung zu übertrumpfen. Er kann das auch zum Schein, denn er trägt ja keine Verantwortung. Ihm sitzen nicht die Staatsanwälte auf den Fersen, ihm spüren nicht die Spitzel der Polizeigewalt nach. Sein Wort wird nirgends und von niemand auf die Goldwaage gelegt. Man nimmt sein Geschreibsel überall als das, was es in Wirklichkeit ist: Wortgeklapper, am Schreibtisch erdacht, aber nicht aus dem blutvollen Leben herausgewachsen. Sagt einer, der auf verantwortlichem Posten steht, ein hartes Wort, gleich hallt es wider im Blätterwald, und die hohe Behörde macht daraus eine Haupt- und Staatsaktion. Man schließt vom Sprecher auf die durch ihn repräsentierte Organisation. Es regnet Verbote, Verfolgungen und Drangsale. Den Schreiber aber läßt man schreiben. Man weiß ja: das ist alles nicht so ernst gemeint, und hinter den Worten stehen keine Männer, die daraus Taten machen.

Und nun überschlägt sich der politische Snob in Radikalismus. Das Chaos ist der Normalstoff, in dem er zu leben gewöhnt ist. Er organisiert Straßenkämpfe und Hungermärsche, führt Armeen an oder erklärt mit großartiger Bescheidenheit, man stünde vorläufig noch Gewehr bei Fuß und was derlei blühender Unsinn mehr ist. Vom Schreibtisch aus deklamiert er, man werde sich dem schamlosen Diktat der Polizei nicht beugen, sondern marschieren; und wenn dann in der Tat ein paar harmlose Verführte Ernst daraus machen, dann ist er selbst beileibe nicht unter ihnen oder gar an ihrer Spitze zu sehen, er sitzt zu Hause, schärft die Feder und wartet auf die ersten Nach-

richten vom Kriegsschauplatz, um daraus hinreißende Schlachtberichte zu fabrizieren.

Wir kennen diesen Typ genugsam aus der kommunistischen Presse. Er hat eigentlich den Kommunismus geistig und organisatorisch korrumpiert. Es ist an der Zeit, die nationalsozialistische Bewegung davor zu warnen. Im benachbarten nationalen Lager treibt sich ein ähnliches Gelichter herum und versucht, durch hyperradikale Amokläuferei den guten revolutionären Namen unserer Partei zu kompromittieren. Diese schreibgewandten, eitlen Gecken werfen der NSDAP. feige Schlappheit vor. Ihre revolutionäre Gesinnung sei kleinbürgerlicher Natur, ihr Sozialismus verkappte bourgeoise Gesinnung. Es ist unter unserer Würde, unsere Partei dagegen zu verteidigen. Daß sie, wenn es darauf ankommt, zu schlagen bereit ist, das braucht sie nicht durch einen schillernden Aufsatz zu beweisen, das hat sie Dutzende Male durch die Tat bewiesen. Wer viel von Revolutionen spricht, macht meistens keine. Und was unseren Sozialismus betrifft, so bereiten wir ihn nicht in bombastischen Papierprogrammen und prahlerischen Tintenmanifesten vor, sondern durch die Bildung einer wahren volksgemeinschaftlichen Gesinnung in unserer Partei selbst. Unser Radikalismus tobt sich nicht bei geistreichelnden Schwätzereien in feudalen Judensalons aus, und wir haben auch nicht den Ehrgeiz, ihn in volksfeindlichen und landesverräterischen Judengazetten abzulagern. Er betätigt sich Tag für Tag und Abend um Abend, wenn wir auf den Tribünen der großen Säle stehen und das Evangelium des kommenden Deutschlands vor den breiten Massen predigen, oder in den Nächten, wo wir, aufgerieben und geschunden durch eine entnervende Tagesarbeit, über dem Schreibtisch gebeugt sitzen und unsere Kampfparolen und Massenplakate zu Papier bringen oder zu schlafloser Fahrt in irgendeinem D-Zug-Abteil hocken.

Wir lassen den Helden der Feder gern den Vortritt im Geschrei. Wenn ein Auto immer hupt, dann hört man am Ende das Hupen nicht mehr. Nur als Ausnahme weckt es den säumigen Passanten aus seiner säumigen Ruhe. Von Menschen, die immer kreischen, nimmt man am Ende keine Notiz mehr. Man gewöhnt sich daran. Die Literaten sollen weiter schreien. Sie sollen ihren Radikalismus in schillernden Sätzen abreagieren. Unterdes formt sich unter unseren Händen jene Armee, die ein neues Deutschland erkämpft. Tapfer, ernst, groß und gemessen tritt sie zum entscheidenden Gang an, und

es kommt einmal der Tag, da wird das hysterische Geschrei der Tintenkleckser übertönt werden von dem leidenschaftlichen Aufschrei eines erwachenden Volkes, das sich unter unserer Führung Freiheit, Ehre und Brot zurückerobert!

11. Mai 1930.

Maulhelden

Es gibt Leute, deren Aufgabe darin zu bestehen scheint, die Tat durch den Rat zu ersetzen, zu schwätzen statt zu arbeiten, ständig auf der Lauer zu stehen, wo es etwas zu nörgeln gibt, und wenn sie nichts finden, an dem sie ihr kritisches Mütchen kühlen können, dann eben etwas zu fabrizieren, um daran herumzustänkern und denen, die es geschaffen haben, die Freude daran zu verderben. Es sind meist bürgerliche Jammergestalten, denen ihre eigene Unfähigkeit an der Nase abzulesen ist, und die sich deshalb auch immer, wo gearbeitet werden muß und jeder zeigen kann, wozu er fähig ist, auf französisch empfehlen, um den anderen Mühe und Plage großmütig zu überlassen, aber mit frecher Arroganz und aufreizender Anmaßung dann wieder in die Erscheinung treten, wenn das Gröbste getan ist und die opfervolle Saat aufzugehen anfängt. Wir haben bisher in unserer eigenen Bewegung mit diesen ewigen Kritikastern kurzen Prozeß gemacht: wir fragten sie nur, was sie bisher für die Partei geleistet hätten, und stellten dann fast immer mit Vergnügen fest, daß ihre großsprecherischen Phrasen im umgekehrten Verhältnis zu ihren Erfolgen standen. Im übrigen aber vermieden sie nach Möglichkeit, bei uns ihre kritischen Komplexe abzureagieren, da es in unserer Bewegung vorerst noch keine Lorbeeren zu holen gab. Nun aber glauben sie ihre Zeit gekommen. Die Partei ist aus dem Stadium des ersten Anfangs heraus. Sie wird größer und größer, und auch der Dümmste beginnt zu begreifen, daß der Erfolg fast vor der Türe steht. Nun wanzen sie sich bei uns an, die Maulhelden und Besserwisser, die Phrasendrescher und Klopffechter, die Ratgeber, die niemand um Rat gefragt hat, die Zeilenschinder und Wortverdreher: darum aufgepaßt!

Die einzige Möglichkeit, in der Partei, wenn auch nur für kurze Zeit, zu einiger Bedeutung zu gelangen, ist für sie die, daß sie die alte Garde, die eigentlich die ganze Bewegung aufgebaut hat und

auch heute noch verantwortlich trägt, zu diskreditieren versuchen. Sie wissen, daß die zu stolz ist, sich gegen das schreiende und radikal tuende Gelichter persönlich zur Wehr zu setzen. Sie vertraut mit Recht auf den gesunden Instinkt der breiten Massen der Anhängerschaft, die sie ja erst zur Partei geholt hat, und meint, daß der Gefolgsmann schon für sich Spreu vom Weizen scheiden wird.

Jeder Sektions- und SA.-Führer kennt diesen Typ des Besserwissers. Er steht in einer Mitgliederversammlung auf, wirft sich in die Brust, schmettert seine radikal aufgewärmten Schlagworte in die aufhorchende Gemeinde und beweist dann umständlich und mit viel Geschrei, was alles in der Sektion oder im Sturm falsch und abbruchreif sei, warum man das sittliche Recht und die sittliche Pflicht habe, den oder den Führer zu stürzen und ihn, den Sprecher — das sagt er zwar nicht, aber das soll ein jeder denken — an seine Stelle zu setzen. Antwortet ihm nicht! Laßt ihn ruhig ausreden und fragt dann nur nach seiner Mitgliedskarte, und ihr werdet in neunundneunzig von hundert Fällen feststellen, er ist entweder überhaupt kein Parteigenosse, oder er gehört erst seit ein paar Wochen zur Partei, oder er hat nicht einmal die primitivste Pflicht eines Parteimitgliedes erfüllt, nämlich seine Beiträge bezahlt. Und dann gebt ihn hohnlächelnd dem Gespött der anderen preis.

Es kam einer zu mir und legte in wohlpräparierter Rede seine kritischen Bedenken vor: das sei eine Sauwirtschaft, die Tendenz unserer Arbeit sei falsch, der Geschäftsgang erstarrt, die Erfolge nur Scheinerfolge, die Geschäftsstelle zu groß und die Versammlungen zu klein, und was derlei Unsinn mehr ist. Ich habe kopfschüttelnd zugehört und ihn am Ende nur gefragt, wie lange er denn bei der Partei sei. Es stellte sich heraus: seit Oktober vorigen Jahres. Und er merkte nicht einmal den eisigen Hohn, als ich ihm den Vorschlag machte, er solle einmal selbst die Partei führen; ich wäre sowieso dringend erholungsbedürftig, und meine feste Überzeugung ginge dahin, daß er in der Tat die Partei in kürzester Frist in einem Zimmer verwalten könne. Und wolle er nur seinen Verstand unterbringen, dann genüge schon eine Zigarrenschachtel.

So müßt ihr's alle machen! Das ist gesünder, als wenn ihr euch über das ewige Querulantentum dieser Berufsnörgler ärgert. Die darf man gar nicht ernst nehmen, denn genau besehen, nehmen sie sich selbst auch nicht ernst. Könnt ihr euch nicht anders gegen sie

wehren, dann gebt ihnen eine verantwortungsvolle Arbeit, etwa als Zellenobmann, Kassierer oder Schriftwart, und ihr werdet mit Vergnügen erleben, wie sie selbst im kleinsten Wirkungskreis nur jämmerliche Versager sind. Und geben sie euch auf euer Anerbieten, was meistens der Fall ist, da sie ja selbst wissen, wie unschöpferisch sie von Natur sind, zur Antwort, zu dieser mechanischen Arbeit seien sie sich zu schade, dann feuert sie zum Tempel hinaus.

Wir haben immer ein offenes Ohr für jeden, der ehrlich Kritik übt und durch eigene Arbeit bemüht ist, die von ihm gerügten Mängel zu seinem Teil mitabzustellen. Niemand wie wir, die wir die Partei aufgebaut haben und sie heute noch verantwortlich tragen, wissen besser, wie viele Fehler sie noch hat. Aber wir wissen auch, wie viele Fehler wir durch gemeinsame Arbeit schon beseitigt haben. Alles in diesem Leben, auch unsere Partei, ist Menschenwerk. Wer uns dabei helfen will, dieses Menschenwerk bis zum letztmöglichen Grad der Vollkommenheit zu verbessern, der ist uns allen herzlich willkommen. Wer aber nur durch ewige Kritikasterei seine eigene Bedeutungslosigkeit in das magische Licht einer anmaßenden Überlegenheit hineinstellen will, mit dem werden wir Fraktur reden!

6. Juli 1930

Kritik

Das Recht zur Kritik ist ein durchaus souveränes Recht; und zwar kann jeder es in Anspruch nehmen, der von den Mängeln und Schäden der zu kritisierenden Sache irgendwie mittelbar oder unmittelbar betroffen wird. Das Recht zur Kritik wird zu einer Pflicht, wenn das, was kritisiert werden muß, eine Angelegenheit des öffentlichen Lebens ist, es also nicht nur einen beschränkten Kreis von Interessierten angeht, sondern sich auf eine ganze Gemeinschaft, auf ein Volk auswirkt. Dann ist jeder Staatsbürger gezwungen, zu diesen Dingen Stellung zu nehmen, sie zu bejahen oder zu verneinen.

Das Recht zur Kritik schließt nicht unmittelbar in sich die Verpflichtung für den Kritiker, es nun seinerseits besser zu machen. Daß er die Fähigkeit oder auch nur die Lust und den Willen dazu habe, hat er ja vorerst noch gar nicht behauptet. Er stellt lediglich fest, daß die anderen es schlecht gemacht haben, und er hat das Recht zu dieser

Feststellung, weil er an diesem Dilettantismus und seinen Folgen mittragen muß.

Niemand wird von einem Theaterkritiker verlangen, daß er ein besseres Drama schreibe als das von ihm kritisierte, und niemand wird einen Kunsthistoriker, der einen Maler scharf ins Gebet nimmt, auffordern, nun seinerseits bessere Bilder zu malen. Das braucht er und kann er auch in den meisten Fällen nicht. Aber mit um so mehr Recht wird er sich gegen diese Unterstellung zur Wehr setzen, wenn er sich zwar bereit erklärt, ein besseres Bild zu malen, der ihn dazu auffordert, aber ihm zum Malen Leinwand, Farbe, Pinsel und Palette verweigert und ihm etwa zur Antwort gibt, mit Farbe könne jeder malen.

Was in der Malerei die Farbe ist, das ist in der Politik die Macht. Wie ich ohne Farbe nicht malen kann, so kann ich ohne Macht keine Politik betreiben. Es ist deshalb heuchlerisch und verlogen, uns Nationalsozialisten, wenn wir den gegenwärtigen politischen Verhältnissen mit kritischer Skepsis gegenübertreten, zur Antwort zu geben: „Kritisieren kann jeder; dann macht ihr es doch besser.“ Denn erstens kann noch lange nicht jeder kritisieren; auch die Kritik ist schöpferisch und im Grunde durchaus etwas Positives. Sie ist eine Kunst und als solche streng zu scheiden von Kritikasterei. Nörgeln kann jeder; schimpfen, Phrasen dreschen, sich aufregen und wild tun, wenn es einem selbst an den Kragen geht, das ist alles nicht schwer. Aber ein politisches System kritisch zu vernichten, und zwar nicht mit Geschrei und Gesinnung, sondern mit stichhaltigen, unwiderlegbaren Beweisgründen, das ist nicht so ganz einfach. Dabei bewahrheitet sich das treffliche Wort, daß es für einen Revolutionär vorerst nicht so sehr darauf ankomme, zu sagen, was er will, sondern vielmehr darauf, zu sagen, was er nicht will.

Und zweitens können wir in der Politik nichts besser machen, solange man uns das zu dieser Arbeit nun einmal unumgänglich notwendige Handwerkszeug vorenthält, und das ist: die Macht!

Wir werden es schon besser machen, laßt uns nur an die Macht! Da ihr das aber nicht tut, könnt ihr auch nicht von uns verlangen, daß wir etwas bessern, sondern das ist einzig und allein eure Aufgabe; und wir haben dabei das souveräne Recht, das, von dem ihr behauptet, daß es gut sei, zu kritisieren und seine Fehlerhaftigkeit aufzudecken.

Wenn wir obendrein noch positive Vorschläge machen, so ist das unser reines Privatvergnügen. Eine Verpflichtung dazu besteht für uns nicht im mindesten. Aber daß wir es tun, und zwar gerne und oft und mit Leidenschaft, das ist ein Beweis dafür, daß wir von Hause aus nicht zur Kritik, sondern zum Aufbau berufen sind. Der Marxismus hat sechzig Jahre lang nur kritisiert, und seine ganze Tätigkeit bestand während dieser Zeit darin, das kaiserliche Deutschland zu unterhöhlen und mit der Lauge seiner Bosheit zu durchätzen, und er hat dabei nicht einen einzigen positiven Besserungsvorschlag gemacht. Gerade in seinem Munde nimmt sich die Forderung sonderbar aus, wir sollten nicht nur schimpfen, sondern auch neue Wege zeigen. Wir tun das; er hat das nie getan. Er hat von dem souveränen Recht der absoluten Kritik immer und ausgiebig Gebrauch gemacht. Wenn wir gelegentlich nach denselben Methoden ihm gegenüber verfahren, dann ist er darin selbst unser großer Lehrmeister gewesen.

Ein starker Staat und eine überragende Persönlichkeit brauchen keine Kritik zu fürchten. Es kümmert den Mond nicht, wenn ihn der Hund anbellt. Friedrich der Einzige gab den Befehl, ein gegen ihn gerichtetes Pamphlet „niedriger zu hängen", damit es jeder lesen könne.

Kritik hat auf die Dauer nur dann Erfolg, wenn das, was kritisiert wird, auch kritikbedürftig ist. Dann hat der Kritisierte auch Veranlassung, nervös zu werden.

Wenn die Republik unsere Kritik nicht vertragen kann und vor ihr nervös wird, dann ist das ein Beweis dafür, daß sie der Kritik auf das dringendste bedarf. Und da diese bei uns kühn, aber sachlich ist, hat sie auch ihre Berechtigung und braucht sich deshalb über ihre Erfolge nicht zu beklagen.

20. Mai 1929.

Halbe Bolschewisten

So rauscht es durch den bürgerlichen Blätterwald. Die Nationalsozialisten, die in einem erschreckenden Maße die Öffentlichkeit für sich zu interessieren und zum Teil gar zu gewinnen sich anschicken, nehmen mit ihrem zahlenmäßigen Wachstum auch zu an Draufgängertum und Radikalismus, und vor allem in sozialen Fragen verlieren sie so jede Vernunft, daß man kaum noch mit ihnen reden

kann. Besonders ihre jüngeren Führer schlagen hier einen Ton an, der für die Zukunft das Allerschlimmste befürchten läßt. Man glaubt manchmal, man habe es mit roten Demagogen zu tun. Das, was sie predigen, ist kaum verhüllter, national angestrichener Marxismus. Sie wiegeln die Arbeiterschaft auf gegen alle geheiligte Ordnung, was um so gefährlicher ist, als sie in der Tat an Anhang und Einfluß in den breiten Massen gewinnen. Sie sind in Wirklichkeit verkappte Marxisten und halbe Bolschewisten.

Und dabei, so doziert der schwarzweißrote Schmock weiter, wäre es doch so schön, wenn die Nationalsozialisten bei ihrer eigentlichen Aufgabe blieben und ihre Wirksamkeit darauf beschränkten, die marxistisch-international mißleitete deutsche Arbeiterschaft wieder zu nationalisieren. Warum aber tasten sie dabei den geheiligten Begriff des Eigentums an und gaukeln dem Arbeiter Ziele vor, die sich nun einmal nicht verwirklichen lassen? Schade, daß es so ist. Aber deshalb muß man sich mit dieser Frage ernsthaft beschäftigen und den Versuch machen, diese unangenehmen Demagogen wieder auf den rechten Weg zu bringen und sie zu einer verantwortungsbewußten Realpolitik zu erziehen. Sonst besteht die Gefahr, daß sie ganz ins marxistische Fahrwasser abrutschen und sich damit für die deutsche Zukunft vollständig ausschalten. Es fehlt bei dieser Beweisführung nur noch die offene, brüske Konsequenz: es lebe der Geldsack und hoch die Tyrannei des Youngpatriotismus über das schaffende deutsche Volk!

Wie man sieht, soviel Worte, soviel Unsinn und Heuchelei. Würde auf diesen durchsichtigen Schwindel nicht so mancher anständige und aufrechte deutsche Patriot hereinfallen, dann verspürten wir nicht im mindesten das Bedürfnis, uns irgendwie damit auseinanderzusetzen. Wir ließen ihn sich, wie so viele andere Lügen und Verleumdungen über uns, selbst totlaufen. So aber ist es notwendig, die Dinge wieder einmal ins rechte Licht zu rücken und dem bürgerlichen Heuchlerpack die Maske von der Fratze herunterzureißen. Was ist hier Wahrheit?

Wir Nationalsozialisten führen den Kampf gegen den Marxismus in jeder Form seit nunmehr zehn Jahren, und zwar nicht in billigen Zeitungsartikeln und ungefährlichen bürgerlichen Ausschüssen, sondern da, wo der Marxismus wirklich zu treffen ist: im Volk selbst. Wir haben für diesen Kampf unerhörte Opfer und Drangsale auf

uns genommen. Unsere Parteigenossen wurden wie Aussätzige von den Arbeitsstellen vertrieben, Einzelmenschen und Familien brotlos gemacht, wir haben Tausende und aber Tausende von Schwerverletzten gehabt, unsere Führer gingen in die Gefängnisse, und über sechzig unserer Besten haben ihre antimarxistische Weltanschauung mit dem Tode besiegelt. Ein Horst Wessel wurde von feigen bolschewistischen Kreaturen gemeuchelt, und zwar nicht, weil er ein Marxist, sondern weil er ein offener Bolschewikenfeind war, der seinen Kampf gegen diese Weltpest nicht vom grünen Aufsichtsratstisch, sondern in Reih und Glied der braunen Freiheitsarmee führte. Das alles geschah und geschieht zu derselben Zeit, in der die bürgerlichen Parteien, die heute die Stirne haben, uns marxistischer Neigungen zu verdächtigen, mit eben demselben Marxismus in der Regierung sitzen und widerspruchslos zuschauen, wie vertierte rote Horden uns auf den Straßen zusammenschlagen, nicht weil wir Marxisten, sondern deren einzig wahre und gefährliche Gegner sind.

Der Marxismus ist eine trügerische Weltanschauung, die in ihrem Effekt jegliche menschliche Kultur und Gesittung vernichtet. Er unterhöhlt die Fundamente des Staates, korrumpiert das öffentliche Leben, zersetzt Schule und Familie, untergräbt Glauben und Ideale, verhöhnt und verachtet jede menschliche Größe und treibt mit dem Heiligsten Spott. All das hat der bürgerliche Patriotismus schweigend hingenommen, ja sich sogar zum willigen Helfershelfer dieser lebenbedrohenden Politik gemacht. Nur wenn der Marxismus ihm an den Geldbeutel geht — das wissen wir: nicht um dem deutschen Arbeiter zu helfen, sondern um die letzten Reste deutschen Besitzes an das jüdische Weltkapital zu verhökern — dann schreit der Youngpatriot auf wie von der Tarantel gestochen, dann sind die höchsten Güter in Gefahr.

Und weil wir uns erlauben, über die augenblickliche Verteilung der Besitztitel an der deutschen Produktion anderer Meinung zu sein, als diese feigen und habgierigen bürgerlichen Jämmerlinge, darum werden wir von ihnen bolschewistischer Tendenzen verdächtigt. Das könnte ihnen so passen: gegen sie durch eigene Kraft und unter namenlosem Bluteinsatz groß geworden, sollen wir uns nun in die Rolle einer Wach- und Schließgesellschaft hineindrängen lassen! Für sie ist jeder ein Bolschewist, der eine neue Beziehung der breiten Massen zum deutschen Nationalbesitz anstrebt. Man darf das Land

in Grund und Boden hineinregieren, man bleibt dann doch ein feiner Mann. Nur wenn man an den Geldsack herangeht, dann wird man verfemt und ausgestoßen.

Wenn wir für den bürgerlichen Kapitalismus als Bolschewiken gelten, weil wir dem schaffenden deutschen Arbeitertum den ihm gebührenden Platz in der kommenden Volksgemeinschaft erkämpfen wollen, dann nehmen wir diesen Vorwurf kalt lächelnd auf uns. Wir machen kein Hehl daraus, daß uns die gegenwärtige wirtschaftliche Ordnung als unsittlich und unerträglich erscheint und wir sie deshalb aus tiefstem Herzen hassen, bekämpfen und auch einmal radikal beseitigen werden. Wir wollen eine ethische Neuordnung des wirtschaftlichen Lebens unter dem Gesichtspunkt des Volkswohles und fordern dafür vom Besitz Opfer und Hingabe. Wer sich nicht freiwillig zu dieser Notwendigkeit bekennt, der wird einmal dazu gezwungen werden müssen. Die Herrschaft des Geldsacks soll und muß ein Ende finden, und an ihre Stelle wird das Prinzip der Leistung treten.

Wir wollen keinen Profitstaat, sondern einen Staat der Arbeit!

Wir wissen, daß bei diesen Forderungen das deutsche Volk auf unserer Seite steht!

27. April 1930.

Isidor

Es ist die Geschichte eines Juden, der nicht so aussehen wollte.
Es ist die Geschichte seiner selbstverschuldeten Blamage.

Er verbot, daß man ihn Isidor Weiß nenne, denn er heiße Bernhard, also Bären-Herz. Das machte alle Lacher mobil.

Er zeigte sich vormittags als Herrenreiter im Tiergarten und jagte abends im Überfallwagen hinter den Nationalsozialisten her, denn er fühlte sich sehr als Vizepolizeipräsident von Berlin.

Er ließ sich um Mitternacht mit Welt- und Halbweltdamen photographieren und wurde am hellichten Tage von seinen eigenen Polizeibeamten mit dem Gummiknüppel verprügelt, weil die nicht glauben wollten, daß ihr Vorgesetzter so aussehen könne.

Er war wegen seiner außergewöhnlichen Nase mit einem Schlage berühmt, aber er hatte trotzdem nicht die geringste Witterung für das, was mit den Nationalsozialisten herannahte.

So war er schließlich doch der Dumme, dem Haß und Hohn nachstellten, wo immer er sich zeigte.

Isidor

Mein Name ist Hase. Ich wohne im Walde und weiß von nichts. Ich halte mich aus allem draus. Ich bin sozusagen politisch neutral. Wenn es mir Vorteile bringt, dann stelle ich mich auf irgendeinen Boden; am liebsten auf den der Tatsachen. Denn Tatsachen sind meistens golden. Ich bin der Meinung, daß ganz rechts und ganz links verboten werden müssen. Denn die Mitte ist ja an und für sich verboten. Wie gesagt, der Meinung bin ich. Ich bin mithin ein Realpolitiker. Das ist bequem und bringt wenig Gefahren, und vor allem ernährt es den Mann.

Angenommen ich wohnte nicht mehr im Walde, sondern in China. Irgendein Glück oder Unglück hätte mich dahin verschlagen. Nehmen wir das einmal an. Das wäre ja furchtbar peinlich. Denn in China sind bekanntlich alle Menschen Chinesen; selbst der Kaiser ist ein Chinese. Ich würde also schwer auffallen. Denn ich heiße ja Hase und sehe aus, als ob ich ein Deutscher wäre. Man würde mich also sofort als solchen erkennen können. Ja, ich glaube, die Kinder würden auf der Straße stehenbleiben und rufen: „Das ist ja Hase!"

Aber auch da wüßte ich mir zu helfen. Ich ließe mir einen langen Zopf wachsen, träte aus dem deutschen Aussehen aus, legte meinen ehrwürdigen Namen Hase ab und nennte mich: „Wukiutschu". So nennte ich mich. Und wenn mich dann noch jemand „Hase!" riefe, dann würde ich sehr böse sein.

Angenommen ich wohnte dann in Schanghai, und mein Vater wohnte noch im Walde, ich würde das vom Walde gar niemandem sagen; im Gegenteil! Ich würde so tun, als hätten wir seit Urväter Zeiten in Schanghai gewohnt, ja, ich würde es als eine Beleidigung empfinden, wollte man das anzweifeln. Und dann, wieder angenommen, müßte es der Zufall wollen, daß in Schanghai der Polizeipräsident stürbe; oder daß er sich moralisch vergiftete an einem geschenkten goldenen Zahnstocher. Und dann, wieder angenommen, riefen alle Chinsen: „Wukiutschu soll unser Führer sein!"

Ich wäre dann Polizeipräsident von Schanghai und wüßte nicht wie. Polizeipräsident sein, ist etwas Schönes. Man hat dann die Macht in der Hand und kann damit schalten und walten, wie man will. Das heißt, wenn die anderen sich das gefallen lassen. Aber das müssen sie ja wohl. Wenn sie so dumm sind und sagen: „Wukiutschu

soll uns führen!", dann müssen sie eben mit Hase zufrieden sein. Und wer nicht zufrieden ist, dem werde ich schon nachhelfen, denn Unzufriedene gibt es bekanntlich immer. Ich werde deshalb dekretieren:

„Es ist verboten, unzufrieden zu sein!

Wukiutschu."

Und dann werde ich regieren. Ich weiß, das ist nicht so einfach, wie es sich anhört. Da werden Leute kommen und sagen:

„Was will Wukiutschu? Er ist ja gar nicht aus unserem Volk! Wukiutschu heißt eigentlich Hase und wohnte im Walde. Er hat sich bei uns dazwischengedrängt. Wir sitzen schon tausend und mehr Jahre auf chinesischem Boden. Unsere Väter haben dieses Land urbar gemacht und, wenn es not tat, seine Scholle mit dem Leben verteidigt. Damals wohnte Wukiutschu noch im Walde, und jetzt tut er so, als sei er immer unter uns gewesen. Herunter mit ihm vom Thron! China den Chinesen!"

Das ist dann für mich natürlich furchtbar peinlich. Denn wenn man mir den Zopf abschnitte, dann würde jedes Kind sehen, daß diese Leute recht haben. Aber das geht doch nicht. Ich bin ja doch Polizeipräsident, und als solcher habe ich Anspruch auf Respekt. Deshalb werde ich dekretieren:

„Wer mir noch einmal ‚Hase!' nachruft, der hetzt zum Klassenkampf auf. Ich verbiete das, und wer mein Gesetz übertritt, den sperre ich ein! Wukiutschu."

Und dann habe ich Ruhe. Dann strahle ich in der Würde meines Amtes, lasse die chinesischen Kulis vor mir strammstehen, empfange Ozeanflieger und bin auf jedem Bankett dabei. Mein Zopf wächst immer länger, und bald denkt keiner mehr daran, daß ich einmal Hase hieß. Und die Unzufriedenen sterben auch einmal aus, und dann ist die Unzufriedenheit aus der Welt.

Dann erst beginnt das Leben in Schönheit und Würde.

Zudem bin ich Wegbereiter. Man muß schon wie ich von nichts wissen, um fest und unerschütterlich daran glauben zu können.

Aber wie gesagt, das ist ja alles nur angenommen.

Denn da wären die Chinesen schön dumm, wenn sie mir das mit dem Wukiutschu glaubten und mich zum Polizeipräsidenten machten.

Nein, so dumme Menschen gibt es nicht.

Das ist ja alles nur ein Märchen.

Ich bin kein Chinese und wohne nicht in Schanghai. Ich heiße nicht Wukiutschu, sondern Hase.

Ich wohne im Walde und weiß von nichts.

15. August 1927.

Angenommen!

Ich heiße Fridolin — beispielsweise. Und spiele eine Rolle in dieser Republik.

Eine Gruppe von Menschen setzt sich nun in den Kopf, ich heiße Max und nicht Fridolin. Wo ich geh' und stehe, da tritt mir einer dieser närrischen Kerle entgegen, lächelt mir dummdreist ins Gesicht und sagt: „Guten Tag, Max!" Oder: „Ei, sieh da, Max!" Oder: „Vorsicht, da kommt Max!" Was soll man dagegen machen? Ich würde es zuerst mit Güte versuchen, würde stehenbleiben, freundlich lächelnd den Hut lüften und erklären: „Mein Herr, Sie befinden sich im Irrgarten. Ich heiße Fridolin und nicht Max." Vielleicht würde er ein Einsehen haben. Vielleicht würde er auch den Hut lüften und mir erwidern: „Siehst du, Fridolin, das mit dem Max war nur so eine Marotte von mir; sei mir nicht böse, ich wollte dir nicht zu nahe treten." Darauf ich: „Aber, aber! Max ist doch auch ein Name. So oder so. Ich sagte dir das nur der Ordnung wegen."

Vielleicht aber träfe ich auch einmal auf einen, der auf meine Korrektur grinsend zur Antwort gäbe: „Fridolin hin, Fridolin her! So wie du aussiehst, so heißt man Max. Was kann ich dafür, daß dein Vater dir nicht den Namen gab, der zu dir paßt?"

Damit würde ich mich wohl oder übel abfinden müssen. Ich würde weder mit dem Gummiknüppel schlagen noch die Gerichte in Bewegung setzen. Ich würde lediglich konstatieren: „Schön, also Max! Einigen wir uns. Was soll das Streiten? Es ist so genug Zank in der Welt!"

Wenn jemand mich Max nennt, dann ist er ein Sonderling — oder er hat seine Gründe dafür. Was scheren mich seine Gründe? Ich bleibe ich, ob Fridolin oder Max.

Warum ruft uns der Berliner Vizepolizeipräsident Dr. Bernhard Weiß vor den Richter, bloß weil wir ihn Isidor nennen? Findet er etwa, daß dieser Name nicht auf ihn paßt? Oder paßt er nur allzu gut auf ihn? Weil Isidor eine Umschreibung für Jude sei? Ja, ist denn Judesein etwas Minderwertiges? Herr Weiß wird doch wohl

nicht bezweifeln wollen, daß er ein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens und jüdischen Aussehens ist, aus dem man gewiß drei machen könnte, ohne dabei Gefahr zu laufen, gegen die gute Sitte des kleinasiatischen Ponims zu verstoßen? Sein Konterfei ist der mit mathematischer Genauigkeit durchgeführte Beweis für unsere Behauptung, daß auf dem Sessel des Berliner Vizepolizeipräsidenten ein Repräsentant alttestamentarischer Tradition sitzt. Darüber kann es keinen Disput mehr geben. Zudem war ja sein Vater, der Synagogenvorsteher Weiß, noch vom Metier. Seit wann ist es eine Schande in der Novemberdemokratie, Jude zu sein? Wenn nicht, warum regt Herr Bernhard Weiß sich darüber auf, daß wir nicht müde werden zu erklären, daß er einer ist? Wer von euch, ihr Männer, würde betroffen nach dem Kadi schreien, sagte man ihm unverblümt: „Du bist ein Deutscher!" Im Gegentum! Im Gegentum! Stolz würden wir alle aufstehen und bekennen: „Jawohl, ein Deutscher vom Scheitel bis zur Sohle!" Warum tut Herr Bernhard Weiß angesichts seines unmißverständlichen Ponims nicht ein Gleiches? „Jawohl, ein Jude vom Scheitel bis zur Sohle?!"

Warum läßt er einem kleinen Zeitungshändler zwei Monate Gefängnis aufbrummen, bloß weil der sein Konterfei rot umrandet durch die Straßen Berlins getragen hat? Kann dieser Zeitungshändler dafür, daß Herr Bernhard Weiß so aussieht, wie er aussieht? Mir wird vor einigen Tagen vom Untersuchungsrichter eine Karikatur des „Angriffs" vorgehalten, auf der Orje einem Esel ein Schild zeigt mit der Aufschrift: „Mit dem Ausnahmezustand kann jeder Esel regieren!" Ich soll Antwort geben auf die Frage: „Und da wollen Sie im Ernst abstreiten, daß dieser Esel Ähnlichkeit mit dem Berliner Vizepolizeipräsidenten Dr. Weiß hat?" Dieses „Angriff"-Exemplar kam direkt aus dem Allerheiligsten des Polizeipräsidiums, die in Frage stehende Karikatur war von IHM selbst rot angekreidet. Haben wir ein Recht zu der Annahme, daß Herr Weiß selbst der Entdecker dieser angeblichen Ähnlichkeit ist?

Und überhaupt, was sollen wir denn machen? Verzichten können und wollen wir nicht darauf, unseren Lesern zu zeigen, wie die Berliner Regierer aussehen. Alle, die Herrn Weiß schon einmal zu besichtigen die Ehre hatten, loben die frappante Ähnlichkeit unserer Darstellung mit dem Original.

Als vor einigen Wochen das „8-Uhr-Abendblatt" eine wüste Kari-

katur von meiner Bescheidenheit brachte, da haben wir sie in unseren Spalten veröffentlicht und daneben ein unverfälschtes Photo. Wir sind bereit, ein gleiches Verfahren Herrn Weiß gegenüber anzuwenden, wenn er uns ein Photo zur Verfügung stellt. Wir werden dann gleich ein Preisausschreiben daraus machen:

„Die Aufgabe ist, herauszufinden, was ist Photo, und was ist Karikatur?"

Den Namen Isidor aber werden wir uns wohl verkneifen müssen. Wenn Herr Weiß behauptet, er hieße gar nicht so und habe auch nie so geheißen, dann machen wir ihn bescheiden auf ein Sprichwort aufmerksam:

„Wenn es nicht wahr ist, dann ist es gut erfunden."

Und ist der Berliner Vizepolizeipräsident denn ein so humorloses Lebewesen, daß er nach den Richtern schreit, um selbst den Volkswitz in Ketten zu legen?

Arme Demokratie! Sie kann schon keinen Isidor mehr verdauen. Und dabei haben wir doch vor, ihr noch ganz anderen Rizinus ins offene Maul zu schütten! 9. April 1928.

Weil es so schön war!

Hochzuverehrender Polizeivizepräsident Dr. Bernhard Weiß!

Mit tiefem Bedauern habe ich in der Zeitung gelesen, daß Sie gelegentlich eines Umzuges der Roten Frontkämpfer in ein Handgemenge der Schupo mit den politischen Kindern Ihres Freundes Severing hineingeraten sind und dabei leider — verzeihen Sie den harten Ausdruck — etwas aufs Dach bekommen haben. Zwar nicht so, daß Sie dabei ernstlich Schaden genommen hätten, gottlob! Aber immerhin doch so, daß Sie, wie Sie selbst im „Berliner Tageblatt" erzählen, „von einem jüngeren Schutzpolizisten mehrmals mit voller Kraft mit dem Gummiknüppel über den Rücken und linken Arm geschlagen wurden. Die Schläge sind mit solcher Roheit ausgeführt worden, daß die ganzen Stellen an meinem (also Ihrem!) Körper stark blutunterlaufen sind". Das alles mußte ich zu meinem Leidwesen vernehmen. Wir hatten in der letzten Nummer des „Angriff" nicht genügend Zeit und Raum, diese bedauerliche Entgleisung in der sonst Ihnen gegenüber gepflegten Breite und mit dem nötigen Ernst entsprechend zu würdigen. Wir mußten uns mit einem Ihrer Rasse-

genossen, der leider noch entgegen der von Ihnen geübten Praxis seinen diffamierenden Vornamen trägt, dem Vorsitzenden des Warenhausverbandes Isidor Bach, des längeren auseinandersetzen. Und Sie kamen dabei zu kurz. Niemand bedauert das mehr als ich. Ein altes Sprichwort sagt, man soll die Feste feiern, wie sie fallen. Aber ein Osterei zu Pfingsten ist auch noch ein Geschenk, wenn es nur mit Hingebung und Liebe dargebracht wird. Sie können und werden uns nicht in Verdacht haben, daß wir der Hingebung und Liebe ermangelten, wenn wir jetzt noch einmal auf dieses peinliche Mißgeschick ausführlich zu sprechen kommen, das Ihnen — Gott sei's geklagt — widerfahren mußte.

Der Gummiknüppel ist nur dann angenehm, wenn er auf dem Rükken des anderen tanzt. Sie werden das bereits seit langem wissen; denn bisher waren ja nur wir Berliner Nationalsozialisten die Gesegneten, und Sie selbst kommandierten. Seit Ihrem Unglück haben nun auch wir dankbar von jener Tatsache Kenntnis genommen. Der gewiß auch Ihnen nicht unbekannte Dichter Christian Morgenstern erzählt in einem seiner neckisch-abstrusen Gedichte, wie der Gaul des Tischlers Bartels die Treppe zur Wohnung des Herrn Professors Stein heraufklappert, bescheiden anklingelt und dem öffnenden Dienstmädchen erklärt, er sei derselbige Gaul, der dazumal die Tür- und Fensterrahmen brachte. Der Herr Professor Stein kann dazu nur lakonisch verzweifelt sagen: „Das war ein unerhörtes Erlebnis." So ungefähr war mir zumute, als ich Ihr blutunterlaufenes Unglück erfahren mußte. Ein unerhörtes Erlebnis!

Ich bin kein Aristophanes, die Satire dieser Karambolage zu schreiben. Aber vor solch überwältigender Macht des Schicksals, da wird der Blinde sehend, da stimmt der Stumme ein Tedeum an, da wird der Amusos zum Homer und der Theaterportier zum Komödienschreiber. Das durfte nicht kommen!

Das hatten wir in unseren kühnsten Träumen nicht zu hoffen gewagt. Hätte uns das einer zwei Tage vor dem Ereignis prophezeit, wir hätten seine blühende, ausschweifende Phantasie, sein krankhaft gesteigertes Vorstellungsvermögen auf das tiefste bewundert oder gar beklagt. Hätte einer von uns den in Frage kommenden Gummiknüppel geschwungen, gut, schön, man hätte seine Vermessenheit notiert, vielleicht auch wäre ein Rohling unter uns festzustellen gewesen, der da erklärt hätte: Schad't ihm nichts: verdient hat er's!

Aber einer von Ihren eigenen Soldaten! Erkennt seinen Präsidenten nicht und knüppelt drauf los, als sei der ein Deutscher; schreit ihm noch dazu wutverzerrt ins lädierte Gesicht: „Was, du Affe? Auch noch Polizeipräsident will er sein, der Jud'? 'rin in die Fresse!"

Das ist ergreifend und tröstlich zugleich. Das ist der Höhepunkt! Drüber geht's nimmer, sagt man in München. Das ist zum Auswachsen, zum Auf-die-Bäume-Klettern. Ein Zeitgenosse schreibt mir — warum wohl mir? — am anderen Tag: „Ihnen hat das Glück gelächelt!" Gelächelt? Arme deutsche Sprache! Geschrien, getobt, um sich geschlagen, gebrüllt hat es vor Lachen!

Jener Polizeimann hat sich ein historisches Verdienst erworben. Er hat die Tragikomödie neudeutscher Demokratie geschrieben mit dem einzigen Schreibinstrument, das dafür in Frage kam: mit dem Gummiknüppel.

Das wollen wir diesem wackeren grünen Soldaten nie vergessen.

Ich bin mit republikanischen Grüßen und mit dem Wunsch auf noch recht lange segensreiche Zusammenarbeit mit Ihnen

voll der gebührenden Hochachtung . . .

18. Juni 1928.

Finden Sie, daß Isidor sich richtig verhält?

Wieso? Isidor? Jawohl, Isidor! Ich wag's mit Sinnen. Ich breche den Bann. Im feigen Schutz der Immunität nenne ich das Kind beim Namen. Isidor! Das O ist ganz lang zu ziehen und das R zu rollen, dann klingt dieser Name wider von unaussprechlicher Süße und Kraft. Das Geschenk des Ostens! Das Angebinde der Sonnengöttin! So ähnlich müßte die Übersetzung ins Deutsche lauten. Man kann diesen Namen gar nicht wortwörtlich übertragen. Dann verliert er mit einem Male seine magische Bedeutung. Um diesen Namen rankt sich eine ganze Welt. Der Name ist Programm sozusagen. Nicht erst von heute, schon seit Hunderten von Jahren. Dieses Programm hat nicht gerade rühmlich abgeschnitten in der Vergangenheit. Kann man es da der Gegenwart verdenken, wenn sie sich nicht damit identifizieren läßt?

Isidor bleibt Isidor! Nase ist Nase. Das kommt weder vom Klima noch von den ökonomischen Verhältnissen. Es gibt lange und kurze Nasen, breite und schmale, geschwungene und stumpfe, spitze und

platte, rote, blaue und grüne; man könnte ein Buch über Nasen schreiben, ein interessantes, lehr- und aufschlußreiches Buch. Darin müßte eine Nase verzeichnet werden, die es nur einmal gibt, eine historische Nase sozusagen, eine Nase mit Geschichte, mit Tradition, eine, die mehr bedeutet als bloßes Riechorgan; eine Nase, die wahrscheinlich vom Verschönerungsbeirat der Natur erdacht und erfunden worden ist; von architektonischem Wert, wenn man so sagen darf. Diese Nase kennt jeder, ohne daß man sie nennt. Finden Sie, daß diese Nase sich richtig verhält? Ich sage ja. Diese Nase ist nicht meine Nase. Aber trotzdem könnte meine Nase es nicht besser mit uns meinen als diese Nase.

Am 5. Mai 1927 wurden wir als Partei verboten. Prost Nase! Das Verbot dauerte ein ganzes Jahr. Als es aufgehoben wurde, waren wir dreimal so stark, wie als es erlassen wurde. Man zerrte uns während des Verbots Dutzende Male vor den Kadi, wir bekamen Geld- und Gefängnisstrafen die Menge. Wir kannten uns kaum noch in unseren eigenen Prozessen aus, unsere Namen wurden durch die Öffentlichkeit gezerrt, jeder Husten von uns wurde peinlich genau in der Journaille registriert. Man verbot uns den Mund und flocht damit einen unverdienten Lorbeerkranz um unsere Stirne. Ergebnis: Berlin begann von uns zu sprechen. Wir machten als Bäckerdutzend mehr von uns reden als die anderen großen Parteien. Die Öffentlichkeit trat uns entgegen mit Haß oder Liebe, niemals aber mit jener stumpfen Gleichgültigkeit, die jeder Entwicklung den Tod bringt.

Einer schwang über uns den Knüppel, wir sagten: „Danke schön, es tat nicht allzu weh!", aber wir wurden unter seinen Schlägen hart und bedingungslos. Als das Maß unserer Sünden voll war, bewilligte der Reichstag eine Amnestie, 68 Verfahren und Strafen wurden gnädigst niedergeschlagen und erlassen. Wir strichen den Ruhm ein und die Nasen die Blamage.

Finden Sie, daß Isidor sich richtig verhalten hat?

Prost Nase! Wir sind nicht so. Wir schwingen nur gegen den die Narrenpeitsche, von dem wir wissen, daß er sich darüber grün und blau ärgert. Und hier glauben wir das zu wissen.

Die Politik, die die roten Kaiser von Berlin bis jetzt gegen uns betrieben haben, ist falsch gewesen. Wir raten den Herren, sie einer ernsten Revision zu unterziehen. Sie war diktiert von persönlichem Haß, nicht von jener eiskalten, nüchternen Logik, die zur rechten Zeit

die rechten Entschlüsse faßt, sachlich, streng und mathematisch sicher. Man wollte aus rassischen Minderwertigkeitskomplexen heraus Rache an uns nehmen, man tat das im Zorn, im Eifer, im Durst nach Blut, im Rausch der Macht. Man bot dabei schwache Stellen, und da haben wir unbarmherzig hineingeschlagen, nüchtern, kalt lächelnd, grausam und berechnend. Mit jener messerscharfen Logik, die der Revolutionär als stetes Unterpfand zum letzten Siege dem Satten voraus hat. Rache ist ein Gericht, das wird kalt genossen. Je leichtsinniger die Nasen das vergaßen, um so tiefer grub es sich in unsere Hirne und Herzen ein. Unsere Rache heißt Erfolg. Er ist verbürgt in unserem Glauben an die gute Sache, im Können unserer Köpfe, im Fanatismus unserer Fäuste, im Opfermut der Gefolgschaft und im draufgängerischen Heroismus derer, die an der Spitze stehen.

Dazu kommt als ausschlaggebender Faktor: die Dummheit unserer Gegner. Nur weiter so!

Ich finde, daß Isidor sich richtig verhält.

29. Oktober 1928.

Rund um den Alexanderplatz

„Isidor: das ist kein Einzelmensch, keine Person im Sinne des Gesetzbuches."

„Isidor: das ist kein Einzelmensch, keine Person im Sinne des Visage. Isidor ist das von Feigheit und Heuchelei entstellte Ponim der sogenannten Demokratie, die am 9. November 1918 leere Throne eroberte und heute über unseren Häuptern den Gummiknüppel der freiesten Republik schwingt.

Isidor heißt zu Deutsch: das Geschenk des Ostens. Kein Name charakterisiert das Deutschland von heute so treffend wie dieser."

So beginnen wir unser „Buch Isidor". Der Berliner Polizeivizepräsident Dr. Bernhard Weiß, der bekanntlich der Sohn eines Synagogenvorstehers ist, hat alle Minen springen lassen, um dieses Buch zu beschlagnahmen. Er fühlte sich nämlich ganz zu Unrecht dadurch betroffen und befand sich dabei in der Rolle jenes Mannes, der in einer großen Menschenmenge den Ruf „Isidor" hörte und laut „hier!" rief, obzwar er Bernhard hieß.

Es ist ihm vorbeigelungen. Das Buch bleibt frei. Es gibt noch Richter in — München.

Was sagt ihr dazu? Und daß ein bayerisches Schwurgericht in

einem Prozeß, den besagter Polizeivizepräsident gegen einen führenden Parteigenossen anstrengte, als wahr unterstellt, daß er die nationalsozialistische Bewegung in Berlin hemmungslos verfolgt? Das sind Sachen! Es hagelt diesem Auserwählten in letzter Zeit derartig krachend ins Kontor, daß man meinen sollte, er und seine Brotgeber hätten bald genug davon.

Das war so eine schwierige Geschichte dazumal, als in der „Berliner Illustrierten" ein schreckliches Bild einer Femegerichtssitzung „der Ritter vom feurigen Kreuz" erschien. Warum mußte es auch so bald und so unwiderleglich herauskommen, daß das Berliner Polizeipräsidium dieses Bild auf Geheiß seines jüdischen Vize von seinen Beamten hatte stellen lassen.

Von da ab wollte ihm nichts mehr gelingen.

Aus diesem Polizeipräsidium kam am 5. Mai 1927 das Verbot der NSDAP. mit einer Begründung, die jedem juristischen Prüfling die Note 5 eingetragen hätte. Wir protestierten; der Einspruch liegt heute noch — es ist fast schon zwei Jahre her — beim Oberverwaltungsgericht. Herr Dr. Bernhard Weiß regiert weiter.

Im Kölling-Hoffmann-Prozeß bekleckerte sich dieser edle Vertreter des novemberlichen Deutschlands seine Weste derartig mit Kaffeeflecken, daß es einen Hund erbarmen konnte. Es war einfach zum Weinen. Die nationalen Blätter schlugen einen Mordslärm, und selbst die Judenpresse wußte nichts Besseres zu tun, als betreten zu schweigen. Der bekannte Sturm der Entrüstung ging durch die deutsche Öffentlichkeit. Hoffmann machte eine freundliche Verbeugung und warf der Demokratie den Bettel vor die Füße. Aber Herr Dr. Bernhard Weiß regiert weiter.

Seine eigene Schupo verprügelt ihn bei einer Kommunisten-Demonstration. Die wackeren grünen Soldaten können unmöglich eine Ahnung davon haben, daß das ihr Polizeipräsident ist. Der Betroffene entblößt vor der Öffentlichkeit seinen striemenüberdeckten Rücken, und die Judenpresse kommentiert schluchzend: „Sehet, welch ein Mensch!" Durch ganz Deutschland dröhnt ein homerisches Gelächter der Schadenfreude.

Die Sage von seinem überentwickelten Nasenprofil dringt nun selbst in die Asphaltpresse. Wir sahen in der „Nachtausgabe" seine Karikatur, handfest und sicher gezeichnet von einem seiner Rassegenossen, daher durchaus authentisch und unverdächtig. Hätten wir

ihn so gebracht, er hätte uns wieder einmal vor den Kadi geschleppt. Wir sahen ihn im „Modespiegel" des „Berliner Tageblatts". So gemein haben selbst wir ihn niemals dargestellt, wie er hier von der Mischpoche gezeichnet wurde. Und dabei so natürlich. Er küßt gerade einer Filmdiva die Hand, das heißt er versucht das, ohne vor lauter Nase dazu zu kommen.

Dieser Mann steht an der Spitze der reichshauptstädtischen Polizei, kommandiert, ich weiß nicht wieviel zehn Regimenter Schupo, ist bei jedem Ball und jedem Empfang als Repräsentant der Reichsmetropole dabei und spricht im Namen von viereinhalb Millionen deutschen Berlinern. Unter seiner Führung ist die Berliner Polizei zur Knüppelgarde geworden.

Wir haben dieses skandalöse System seit drei Jahren auf das erbittertste bekämpft und müssen nun zu unserem innigsten Bedauern erfahren, daß heute selbst in Kreisen, die uns weltweit fernstehen, die Überzeugung sich Bahn bricht, daß Herr Dr. Bernhard Weiß anfängt, fürchterlich zu werden.

Wird man ihm demnächst den Laufpaß geben? Wir hörten davon. Wenn ja, warum? Wer verdirbt uns so das Konzept und erledigt Aufgaben, die wir uns vorbehalten möchten? 11. März 1929

An der Klagemauer

Es geschehen noch Zeichen und Wunder in Deutschland. Das Reichsgericht in Leipzig hat zu Recht entschieden, daß die Bezeichnung Jude für einen Juden — keine Beleidigung darstellen könne, und eine dahingehende Klage des Berliner Polizeivizepräsidenten Dr. Weiß zurückgewiesen. Es könne, so meinte der hohe Gerichtshof, unmöglich angehen, daß ein Jude sich dadurch beleidigt fühle, daß man ihn eben einen Juden nenne, gleich so wie ein Katholik eben ein Katholik und ein Protestant eben ein Protestant sei und sie anstandslos als solche auch bezeichnet werden dürften.

In der Tat, ein geradezu revolutionär anmutender Urteilsspruch, ein Urteilsspruch, der alle geheiligten demokratischen Traditionen einfach über den Haufen wirft. Das war kein Salomon, der da in Leipzig Recht gesprochen hat, und wenn wir gut unterrichtet sind, dann wird es mit seiner Karriere sehr bald getan sein. Wohin sollte das auch führen, wenn man in der Republik alles so benennen darf, wie es aussieht: Barmat einen Schieber, die hohen Würdenträger, die sich von

ihm aushalten und bestechen ließen, pflichtvergessene und ehrlose Lumpen, die Demokratie organisierten Müßiggang und form- und systemgewordene Korruption, das Parlament einen Augiasstall, dessen Mistgeruch geradezu gegen den Himmel stinkt? Welche Perspektiven eröffnen sich da lüsterner und erfolgshungriger Oppositionsdemagogie! Wo ward es je erhört, daß man so und ungestraft mit dem seit dem November 1918 verankerten Recht einer Handvoll gewerbsmäßiger Betrüger Schindluder treiben könnte?

Und doch hat sich dieser hohe Gerichtshof ein Verdienst erworben: er hat die von den Juden selbst zu Beweis erhobene Inferiorität ihres eigenen Daseins kaltlächelnd wegdisputiert. Und wenn die deutsch geschriebene Börsenpresse ob dieses Urteilsspruches in die vorschriftsmäßige republikanische Entrüstung verfiel und in die gesamte Kulturmenschheit hineinschmetterte, diese Begründung sei im höchsten Grade antisemitisch, und, da das ja im Novemberdeutschland damit identisch ist, staatsgefährlich, so meinen wir, das genaue Gegenteil davon feststellen zu können. Wir glauben, daß nicht der Richter antisemitisch sei, der die Klage eines Juden, den man einen Juden nannte, zurückweist, sondern eben dieser Jude selbst. Beleidigen kann mich immer nur jemand, der mir etwas nachsagt, was ich nicht bin oder nicht an mir habe, und selbstverständliche Voraussetzung dabei ist, daß ich, träfe das mir Nachgesagte zu, darin etwas Ehrenrühriges erblickte. Will Herr Dr. Weiß etwa behaupten, er sei kein Jude, und wenn nein, will er dann etwa unterstellen, daß Judesein etwas Minderwertiges bedeutet? Wenn ja, warum schlägt er uns, die wir Antisemiten sind? Er stempelt sich ja durch diese Praktiken selbst zum blindwütigsten Judengegner.

Wie herrlich weit haben wir es schon gebracht: unsere unermüdliche Aufklärungsarbeit über die innere Wesenheit des Juden hat in den breiten Volksmassen schon so erstaunlich gewirkt, daß keiner mehr Jude sein will, nicht einmal der, dem man's ansieht, und so man sich darauf versteht, auch anriecht. Sie alle hängen sich den Mantel der Staatsangehörigkeit um, binden sich die Maske der Mitbürgerschaft vor und singen laut im Chorus: Ich bin ein Deutscher! Unangenehm, wenn dann so ein Rassefanatiker kommt und dem falschen Siegfried die Tarnkappe herunterreißt.

Herr Dr. Weiß ist sichtlich vom Pech verfolgt. Der Fall Kölling-Hoffmann, das striemenüberdeckte Rendezvous mit seiner eigenen

Knüppelgarde, die Sache mit Selma Cohn, das ist ja einfach Puppe, würde der Berliner sagen. Und nun noch diese blamable Abfuhr in Leipzig. Sic transit gloria mundi!

Als wir in Berlin mit der Arbeit anfingen, da war er noch in weitesten Kreisen unbekannt und führte sein griechisches Profil unter Ausschluß der Öffentlichkeit spazieren. Und heute? Jedes Kind kennt ihn. Auf der Straße die Schusterjungen rufen ihm nach: „Ist das nicht der Mann, der es fertigbrachte, sich selbst zum Gespött der Menschheit zu machen?“ Wie könnte es auch anders sein? Der Dr. Weiß gehört zu jenen beneidenswerten Exemplaren menschlicher Spezies, die keinen Spaß vertragen können. Er ist ein gänzlich humorloses Lebewesen. Wenn ihm jemand auf die Hühneraugen tritt, dann wartet er nicht ab, ob dieser jemand freundlich oder höhnisch lächelnd Pardon sagt, sondern er läuft gleich zum Staatsanwalt und petzt. Wir kennen ihn eigentlich nur greinend und flennend an der Klagemauer. Ja, mehr noch, wenn ihn irgendwo der Schuh drückt, dann glaubt er, es habe ihn einer auf die Hühneraugen getreten, und da er von vornherein davon überzeugt ist, daß dafür nur wir in Frage kommen — wer sollte sich auch anders dazu verstehen —, geht er hin und klagt. Er kann sich das leisten. Die Republik bezahlt seine Beleidigungsprozesse.

Dabei bemerkt er gar nicht, wie unsäglich lächerlich die Rolle ist, die er selbst dabei spielt. Er petzt, weil man ihn Jude nennt, obschon er einer ist, er flennt, weil man ihn .... ruft, obschon er so aussieht, als hieße er so, und er sich eigentlich nur pro forma auf seinen amtlich geschützten und staatlich patentierten Namen „Bärenherz“ berufen kann. Und dann steht er an der Klagemauer und weint.

Und umgekehrt ist er selbst gar nicht so zimperlich, wenn er auf die andern einschlägt. Wir verargen ihm das nicht, da wir darin nur einen Beweis dafür sehen, daß unsere Hiebe gesessen haben, und daß der Empfänger wütend ist. Er nannte mich beispielsweise kürzlich in der C.V.-Zeitung „einen der übelsten antisemitischen Hetzapostel“. Danke schön! Ich kann also feststellen, daß er sich geärgert hat.

Nun aber sollte ich mich einmal unterstehen, den Spieß umzudrehen, und etwa behaupten, Herr Dr. Bernhard Weiß sei „einer der übelsten Juden, die in Deutschland Gastfreundschaft mißbrauchen“.

Ich wette tausend gegen eins: morgen stände er wieder an der Klagemauer.

6. Mai 1929.

Die Juden

Sie hatten das Kriegsgeschäft gemacht, um in das größere Geschäft der Revolution hineinzusteigen. Sie wurden die Vertrauensleute, Geldgeber und Gastgeber der sozialdemokratischen Minister. Parvus-Helphand, Kutisker, Sklarz, Sklarek, Barmat — ihre Namen phosphoreszierten von Fäulnis. Alles, was sie anfaßten, wurde faul.

Sie verschenkten goldene Zahnstocher und abgelegte Schlafanzüge an hohe Beamte.

Sie erleichterten Staatsbank und Stadtbank um Millionen.

In den Büchern der Gebrüder Sklarek fand man 15 000 Anzugskonten für Beamte der Stadt Berlin, Konten, die nur zu einem Bruchteil oder niemals beglichen wurden.

Sie brachten Mobilien und Immobilien in ihren Besitz; ganze Stadtviertel gehören ihnen noch heute.

Theater, Ausstellungen, Filmbühnen, Zeitungen und Rundfunk redeten ihre Sprache.

Berlin W wurde ihre Residenz.

Als die Nationalsozialisten vorrückten, erhob sich der jüdische Klageruf: Im Namen der Menschlichkeit!

Aber menschlich und politisch gab der Nationalsozialismus schon damals die Antwort, die ihnen heute das ganze Volk gibt.

Über alle Fragen wird in Deutschland offen diskutiert, und jeder Deutsche nimmt für sich das Recht in Anspruch, sich in allen Fragen so oder so zu entscheiden. Der eine ist Katholik, der andere Protestant, der eine Arbeitnehmer, der andere Arbeitgeber, der Kapitalist, der Sozialist, der Demokrat, der Aristokrat. Eine Festlegung nach dieser oder jener Seite hat für den Zeitgenossen nichts Entehrendes an sich. Sie geschieht in aller Öffentlichkeit, und wo die Gegensätze noch unklar und verworren erscheinen, da reinigt man sie durch Diskussionen in Rede und Gegenrede. Einzig ein Problem ist dieser öffentlichen Behandlung entzogen, und es wirkt schon aufreizend, es nur zu nennen: die Judenfrage. Sie ist tabu in der Republik.

Gegen alle Injurien ist der Jude immunisiert: Lump, Parasit, Betrüger, Schieber, das läuft an ihm herab wie Wasser an der Teerjacke. Nenne ihn Jude, und du wirst mit Erstaunen feststellen, wie er aufzuckt, wie er betroffen wird, wie er plötzlich ganz klein in sich zusammensinkt: „Ich bin erkannt."

Es ist zwecklos, sich gegen den Juden zu verteidigen. Er wird blitzschnell aus seiner Sicherheit zum Angriff vorgehen und mit seiner Rabulistik alle Mittel der Verteidigung beim Gegner zerbrechen.

Schnell macht er aus dem Gegner das, was der eigentlich an ihm bekämpfen wollte: den Lügner, den Unfriedenstifter, den Terroristen. Nichts wäre falscher, als wollte man sich dagegen verteidigen. Das möchte der Jude ja. Er erfindet dann täglich neue Lügen, gegen die sich sein Gegner nunmehr zur Wehr setzen muß, und das Ergebnis ist, er kommt vor lauter Rechtfertigung nicht zu dem, was der Jude eigentlich fürchtet: ihn anzugreifen. Aus dem Angeklagten ist nun der Ankläger geworden, und der drückt mit viel Geschrei den Ankläger in die Anklagebank hinein. So ging es bisher immer, wenn ein Mensch oder eine Bewegung sich unterstand, den Juden zu bekämpfen. So auch würde es uns gehen, wären wir nicht bis ins letzte über seine Wesenheit orientiert, und hätten wir nicht den Mut, aus dieser Erkenntnis unsere radikalen Schlüsse zu ziehen. Und die sind:

1. Man kann den Juden nicht positiv bekämpfen. Er ist ein Negativum, und dieses Negativum muß ausradiert werden aus der deutschen Rechnung, oder es wird ewig die Rechnung verderben.

2. Man kann sich mit dem Juden nicht über die Judenfrage auseinandersetzen. Man kann ja doch niemandem nachweisen, daß man das Recht und die Pflicht habe, ihn unschädlich zu machen.

3. Man darf dem Juden im Kampf nicht die Mittel zubilligen, die man jedem ehrlichen Gegner zubilligt; denn er ist kein ehrlicher Gegner; er wird Großmut und Ritterlichkeit nur dazu ausnutzen, seinen Feind darin zu fangen.

4. Der Jude hat in deutschen Fragen nicht mitzureden. Er ist Ausländer, Volksfremder, der nur Gastrecht unter uns genießt, und zwar ausnahmslos in mißbräuchlicher Weise.

5. Die sogenannte religiöse Moral des Juden ist keine Moral, sondern eine Anleitung zum Betrug. Deshalb hat sie auch kein Anrecht auf Schutz und Schirm der Staatsgewalt.

6. Der Jude ist nicht klüger als wir, sondern nur raffinierter und gerissener. Sein System kann nicht wirtschaftlich — er kämpft ja wirtschaftlich unter ganz anderen Moralgesetzen als wir —, sondern nur politisch gebrochen werden.

7. Ein Jude kann einen Deutschen gar nicht beleidigen. Jüdische Verleumdungen sind nur Ehrennarben für einen deutschen Judengegner.

8. Der Wert eines deutschen Menschen oder einer deutschen Bewegung steigt mit der Gegnerschaft des Juden. Wird jemand vom Juden bekämpft, so spricht das absolut für ihn. Wer nicht vom Juden verfolgt oder gar von ihm gelobt wird, der ist nutzlos und schädlich.

9. Der Jude beurteilt deutsche Fragen immer vom jüdischen Standpunkt aus. Deshalb ist meist das Gegenteil von dem, was er sagt, richtig.

10. Man muß zum Antisemitismus ja oder nein sagen. Wer den Juden schont, der versündigt sich am eigenen Volk. Man kann nur Judenknecht oder Judengegner sein. Die Judengegnerschaft ist eine Sache der persönlichen Sauberkeit.

Mit diesen Grundsätzen hat die judengegnerische Bewegung Aussicht auf Erfolg. Und eine solche Bewegung wird vom Juden deshalb auch nur ernst genommen und gefürchtet.

Daß er dagegen lärmt und aufbegehrt, ist nur ein Beweis dafür, daß sie richtig ist. Wir freuen uns deshalb darauf, umgehend auf diese Zeilen in den jüdischen Gazetten die diesbezügliche Quittung zu finden. Man mag dort Terror schreien. Wir antworten darauf mit dem bekannten Wort Mussolinis: „Terror? Niemals! Es ist Sozialhygiene. Wir nehmen diese Individuen aus dem Umlauf, wie ein Mediziner einen Bazillus aus dem Umlauf nimmt."

21. Januar 1929.

Prozesse

Ein Sechzigmillionenvolk hält geschlossen, Mann und Weib, Greis und Knabe, einer ganzen Welt von Feinden Stand und bietet dem Vernichtungswillen brutalster Gegner bis zum Verbluten Trotz. Dieses Volk wird nicht besiegt durch die Waffen feindlicher Heere, sondern erstochen mit dem Dolch der Zwietracht, der im eigenen Lande geschliffen wurde. Als die zehn Millionen Frontkämpfer nach Hunger, Opfer und namenloser Hingabe ins Vaterland zurückfluten, da finden sie den Dank derer, die zu Hause blieben:

Haß, Verleumdung, Schmach und Verrat.

Neue Gewalthaber setzen sich auf die leeren Throne, die kampflos von denen verlassen wurden, die nicht besser waren als die, die sie nun einnehmen. Betrug und Korruption und eine kapitalistische Ausbeutung legen sich wie ein Alpdruck auf dieses Heldenvolk, und bald ist alles das vertan, was die Väter einst erarbeiteten im Schweiß der Stirne. Tausende und Hunderttausende von ostjüdischen Schiebern schleichen wie eine Landplage über die Grenze: als arme, verlauste Lümpchen kommen sie, und nach zwei Jahren sind sie große Lumpen, avanciert zu Börsenmagnaten, und sie besitzen nunmehr Haus und Hof derer, die sie von Haus und Hof vertrieben, sind Freunde der höchsten Würdenträger und tun so, als wenn sie seit jeher Herren in diesem Lande gewesen wären und die anderen, die Blut und Leben dafür einsetzten, ihre Knechte.

Einer treibt es gar zu toll: Selbst die ihm feile Presse kann nicht mehr umhin, seine Skandale zu nennen: man zitiert ihn vor die Instanz, von der man einmal mit Stolz und Zuversicht sagte: „Es gibt noch Richter in Berlin!" Er jammert und winselt, was

er alles für dieses Volk — besser hätte er gesagt an diesem Volk — getan habe. Man ist milde und verurteilt ihn zu einer lächerlich geringen Strafe. Heute erholt er sich in der Charité von seinen Raubzügen gegen das deutsche Volk.

Iwan Boruch Kutisker! Ein Jude!

Ein anderer versteht sich besser auf den Rummel. Er macht Minister und ehemalige Reichskanzler — der erste Reichskanzler dieses Volkes hieß Otto von Bismarck — zu seinen Busenfreunden, schenkt höchsten Würdenträgern abgelegte Schlafanzüge und gebrauchte goldene Zahnstocher zum Andenken und macht sie sich damit gefügig. Sein System ist so gerissen, daß selbst der Listigste sich nicht mehr auskennt darin. Und als die Sache zum Klappen kommt, da füllen im Handumdrehen seine Heldentaten am deutschen Volk über vierzig Aktenbände. Der Prozeßfilm läuft nun schon über ein halbes Jahr ab. Das Ende wird sein: das Volk hat vergessen, und der Angeklagte wird freigesprochen.

Julius Barmat! Ein Jude!

In einer Nacht legt einer aus Geldsucht Bolzen auf eine Eisenbahnstrecke. Ein internationaler D-Zug findet hier ein kurzes Ende: Dutzende von Menschenleben bleiben dabei. Man macht diesem Burschen den Prozeß. Die kochende Volksseele fordert seinen Tod. Man tut ihr Genüge und spricht auf Tod. Ganz klein berichten die Zeitungen nach einigen Monaten, daß man ihn begnadigte:

Otto Schlesinger! Ein Jude!

Es gibt einige, die nicht so leicht vergessen. Sie tun sich zusammen und schreiben auf ihre Freiheitsfahne das stolze Wort: Arbeit und Brot! Man lacht sie aus. Als das nichts hilft, schickt man den roten Terror gegen sie. Als sie mit den Fäusten zur Abwehr bereitstehen, da schreit die feile Journaille: Terror! Mord! Aufruhr! Verbieten! Verbieten!

Man verbietet sie! Nichts ist leichter als das. Aber diese deutschen Einfaltsmenschen sind der irrigen Meinung, das sei kein Recht, wie es sie die Väter lehrten. Einmal laufen ihnen ein paar von diesen asiatischen Wüstenwanderern in die Quere, und als die ihnen, den deutschen Proleten und Frontkämpfern, zum Hunger und zur Verachtung noch den Hohn ins Gesicht schleudern, da schlagen sie, wie ehedem Michael Kohlhaas, mit der Faust darein.

Die Schieber rufen: Pogrom! in ihren feilen Gazetten. Deutsche Richter sitzen streng thronend zu Gericht. Das Urteil wird diktiert unter dem Gebot der Straße:

Neun Monate Gefängnis! Und die Journaille meint, das sei noch zu niedrig.

Du sollst keine Rache nehmen an deinen Vernichtern!

Max Hennig, Siegfried Zeuner, viele andere!

Deutsche Arbeiter!

Es gibt keine Richter mehr in Berlin!

11. Juli 1927.

Knorke!

Was ist knorke? Knorke ist zweimal so dufte wie schnafte, wird der Berliner zur Antwort geben. Aber was ist dufte und was ist schnafte? fragt der Mann aus der Provinz. Da wird ihm der Berliner sagen, daß man das mit Worten nicht erklären kann, das läßt sich nur durch Beispiele und Situationen illustrieren. Diese kleinen herzigen Adjektiva sind auf Berliner Boden gewachsen und können von dort nirgendwohin verpflanzt werden. Jedes Kind wendet sie hierzulande an, richtig, kernig, ulkig und schlagfertig. Aber was das übersetzt heißt, das vermag niemand zu sagen. Das muß man fühlen. Und wer das nicht fühlt, der ist eben doofer als doof.

Knorke ist die Rede des Grafen Pückler, die er in Berlin kurz vor seiner Internierung in einer Irrenanstalt gehalten hat, und die mir — ich verdanke es einem reinen Zufall — im Wortlaut vorliegt. Dieses seltsame Gemisch von richtigen und falschen Erkenntnissen, diese schneidige Art, mit den Vernichtern des deutschen Volkes Schlitten zu fahren, diese unbekümmerte Methode, die kaiserlichen Behörden auf den Arm zu nehmen und die hohe Polizei zu verkohlen, diese herzliche, dreiste, gottvolle, naive und durch keinerlei Sachkenntnis belastete, draufgängerische und tapfere Abrechnung mit dem Hebräer, der beim Kaiser zu Tisch sitzt und auch im alten Reich, wenn auch noch unerkannt für den geistigen Mittelstand, das Heft in der Hand hatte, und dann die „programmatischen" Maßnahmen, die der im Volksmund als „Dresch-Graf" bekannte rodomontierende Pückler gegen die überhandnehmende Judenpest empfiehlt: das ist

alles so erfrischend, so treu und unbekümmert, so labend und erquikkend, daß man dafür eben nur eine Bezeichnung finden kann: knorke!

Nichts liegt uns ferner, als uns damit zu identifizieren. Aber das ist eine historische Reminiszenz, die den Kenner innig schmunzeln läßt, und darüber hinaus: es ist doch was. Kein Programm, aber ein persönlicher Zornesausbruch, der zwar mittelalterlich anmutet, aber sonst doch nicht so ohne ist. Wir fühlen uns dabei erhaben über bürgerliche Ängste. Es ist ja heute so, daß der Spießer sein eigenes Vaterland, seine Ehre und sein Volkstum jahrzehntelang beschmutzen und verleumden läßt, daß er ruhig zuschaut, wie seine eigenen Volksbrüder durch ein mordendes Staats- und Wirtschaftssystem allmählich abgeschächtet und auf allen Gebieten enteignet werden, daß aber derselbe Spießer in heilige moralische Entrüstung verfällt, wenn sich der in den breiten Massen gesammelte Volkszorn ganz gegen den Willen der verantwortlichen Führer einmal Luft macht und rächende Vergeltung übt an den Urhebern und Nutznießern des großen Unglücks.

„Ich gebe euch zurück das gute Gewissen und den ehrbaren Namen. Ich gebe euch zurück das deutsche Vaterland und die Begeisterung für das Gute und Schöne. Ich gebe euch zurück das deutsche Haus, den deutschen Herd und die deutsche Familie. Ihr seid Sozialisten, aber ihr sollt trotzdem deutsch sein bis auf die Knochen. Ihr kämpft mit aller Energie gegen die Feinde des Vaterlandes. Ihr kämpft gegen die gemeinen Wucherer und Gauner, die jahrein, jahraus Tausende von deutschen Familien ins Elend stürzen. Ihr kämpft aber auch gegen die gewissenlosen Höflinge und gegen den Kaiser, gegen die verbummelte und verkommene Hofgesellschaft! Ihr seid die Retter des Vaterlandes, ihr seid die einzigen, auf die man sich heute noch verlassen kann!"

So spricht Graf Pückler lange vor dem Kriege zu deutschen Arbeitern. Ist das nicht knorke?

„Ich habe mir so ein kleines Schema ausgedacht, wie ich mir ungefähr bei einer kommenden Umgestaltung die Lösung der Judenfrage denke: Dieses Schema lautet folgendermaßen:

Paragraph 1. Jeder Jude darf bei der kommenden Abrechnung durchgehauen werden.

Paragraph 2. Jeder freche und unverschämte Jude wird aus Deutschland herausgeschmissen.

Paragraph 3. Jüdische Rechtsanwälte werden bei der kommenden Abrechnung in die Spree geworfen, dort, wo sie am tiefsten ist, damit die Lümmels von außen so schwarz werden, wie sie von innen sind. Denn schwarz wie der Deibel ist die Seele dieser gottvergessenen Halunken.

Meine Herren, wenn wir nach diesem schneidigen Programm hier in Berlin verfahren, dann sind wir die Bande bald los. Ich gebe Ihnen meine heilige Versicherung, Keile und Dresche sind den Asiaten auf die Dauer scheußlich unangenehm."

Ein Judenprogramm? O nein! Eine falsche, eine unannehmbare, eine barbarisch-mittelalterliche Methode, wogegen wir uns seit Jahren auf das heftigste zur Wehr setzen, und zwar deshalb, weil sie erfolglos ist, weil sie den Antisemitismus diskreditiert. Aber abgesehen von Programm und Methode, Hand aufs Herz und der Wahrheit die Ehre: Ist das nicht knorke? Ist das nicht zweimal schnafte, daß solche Töne vor dem Kriege von einem verrückten Außenseiter in der Reichshauptstadt angeschlagen wurden?

Und da will man uns als brutal und blutrünstig verschreien, die wir so sanft, so demütig, so human und gottesfürchtig sind? Was würdet ihr sagen, wollte einer von uns in diesem Stil gegen den Hebräer zu Felde ziehen? Seid dankbar, daß wir so gebildete, anständige und honette Leute sind.

Aber das lassen wir uns nicht nehmen: an diesem tollen Grafen unsere helle historische Freude zu haben. Er war doch ein Kerl in seiner knochenerweichten Zeit. Ein Kerl, der Mut hatte, der auch gegen das Kaiserhaus zu Felde zog, einer, der Unsinn machte und Blödsinn schwätzte, aber uns doch tausendmal lieber ist als all die Kreaturen, die vor lauter Zartheit das Vaterland verkommen ließen.

Dieser Graf Pückler war übriggeblieben aus dem Mittelalter. Er schlug Methoden vor, die im Dreißigjährigen Krieg angewandt werden konnten, als die Menschen noch roh, gemein, brutal und inhuman waren.

Aber daß so ein Kerl sich noch einmal ins zwanzigste Jahrhundert verirrte, das ist doch knorke: Nehmt alles nur in allem!

28. Januar 1929.

Warum sind wir Judengegner?

Wir sind Judengegner, weil wir Verfechter der Freiheit des deutschen Volkes sind. Der Jude ist Ursache und Nutznießer unserer Sklaverei. Er hat die soziale Notlage der breiten Volksmassen dazu mißbraucht, die unselige Spaltung zwischen rechts und links innerhalb unseres Volkes zu vertiefen, aus Deutschland zwei Hälften gemacht und damit den eigentlichen Grund zum Verlust des großen Krieges auf der einen und zur Verfälschung der Revolution auf der anderen Seite gelegt.

Der Jude hat gar kein Interesse an der Lösung der deutschen Schicksalsfragen. Er kann das gar nicht haben. Denn er lebt ja davon, daß sie ungelöst sind. Macht aus dem deutschen Volke eine einzige Gemeinschaft und gebt ihr die Freiheit vor der Welt, der Jude hätte keinen Platz mehr unter uns. Er hat also die besseren Trümpfe in der Hand, wenn ein Volk in innerer und äußerer Sklaverei lebt, als wenn es frei, tüchtig, selbstbewußt und geschlossen ist. Der Jude hat unsere Not verschuldet, und heute lebt er davon.

Das ist der Grund, warum wir als Nationalisten und Sozialisten Judengegner sind. Der Jude hat unsere Rasse verdorben, unsere Moral angefault, unsere Sitte unterhöhlt und unsere Kraft gebrochen. Ihm verdanken wir's, daß wir heute die Parias der ganzen Welt sind. Solange wir Deutsche waren, war er aussätzig unter uns. Da wir unser Deutschtum vergaßen, triumphierte er über uns und unsere Zukunft.

Der Jude ist der plastische Dämon des Verfalls. Wo er Unrat und Fäulnis wittert, da taucht er aus dem Verborgenen auf und beginnt sein verbrecherisches Schächtwerk an den Völkern. Er kleidet sich in die Maske derer, die er betrügen will, tut gut Freund mit seinen Opfern, und ohne daß der Arglose es merkt, hat er ihm schon das Genick gebrochen.

Der Jude ist unschöpferisch. Er produziert nicht, er handelt nur mit Produkten. Mit Lumpen, Kleidern, Bildern, Edelsteinen, Getreide, Aktien, Kuxen, Völkern und Staaten. Und alles, womit er handelt, hat er irgendwo und irgendwann gestohlen. Solange er gegen einen Staat Sturm läuft, ist er Revolutionär, sobald er im Besitz der Macht ist, predigt er Ruhe und Ordnung, um in Gemächlichkeit seinen Raub verzehren zu können.

Was hat der Antisemitismus mit dem Sozialismus zu tun? Ich frage umgekehrt: was hat der Jude mit dem Sozialismus zu tun? Der Sozialismus ist die Lehre von der Arbeit. Wo sah man ihn denn je arbeiten und nicht vielmehr plündern, stehlen, schmarotzen und von dem Schweiß der anderen leben? Wir sind als Sozialisten Judengegner, weil wir im Hebräer die Inkarnation des Kapitalismus, das heißt des Mißbrauchs mit den Gütern des Volkes sehen.

Was hat der Antisemitismus mit dem Nationalismus zu tun? Ich frage umgekehrt: Was hat der Jude mit dem Nationalismus zu tun? Der Nationalismus ist die Lehre vom Blut, von der Rasse. Der Jude ist der Feind und Zersetzer einer blutsmäßigen Einheit, der bewußte Zerstörer unserer Rasse. Wir sind als Nationalisten Judengegner, weil wir im Hebräer den ewigen Feind unserer nationalen Ehre und unserer völkischen Freiheit sehen.

„Der Jude ist doch auch ein Mensch." Gewiß, und niemand von uns hat das je bezweifelt. Wir bezweifeln nur, daß er ein anständiger Mensch ist. Er paßt nicht zu uns. Er lebt nach anderen inneren und äußeren Gesetzen als wir. Daß er ein Mensch ist, das ist für uns nicht Grund genug, uns von ihm in der unmenschlichsten Weise unterdrücken und kujonieren zu lassen. Er ist ein Mensch, allerdings — aber was für einer. Wenn jemand deine Mutter mit der Peitsche mitten durchs Gesicht schlägt, sagst du dann auch: „Danke schön, er ist auch ein Mensch?" Das ist kein Mensch, das ist ein Unmensch. Wieviel Schlimmeres hat der Jude unserer Mutter Deutschland angetan und tut es ihr heute noch an!

„Es gibt auch weiße Juden." Gewiß, es gibt Schweinehunde genug unter uns, die, obwohl sie Deutsche sind, nach unsittlichen Methoden ihre eigenen Volks- und Blutsgenossen unterdrücken. Aber warum nennst du sie weiße Juden? Du verstehst also unter Judesein etwas Minderwertiges und Verachtenswertes. Genau so wie wir. Warum fragst du uns, warum wir Judengegner sind, der du, ohne es zu wissen, selbst einer bist?

„Der Antisemitismus ist unchristlich." Das heißt also, christlich ist demnach, den Juden weiter schalten und walten zu lassen, zuzuschauen, wie er aus unserer Haut Riemen schneidet, und zum Schaden noch den Spott einzustecken. Christ sein heißt: liebe deinen Nächsten wie dich

selbst! Mein Nächster ist mein Volks- und Blutsgenosse. Liebe ich ihn, dann muß ich seine Feinde hassen. Wer deutsch denkt, muß den Juden verachten. Das eine bedingt das andere.

Auch Christus sah einmal, daß man mit der Liebe nicht auskommt in allen Lebenslagen. Als er im Tempel auf die Jobber und Schieber stieß, da sagte er nicht: Kindlein, liebet einander!, sondern er nahm die Peitsche und trieb das Pack zum Tor hinaus.

Wir sind Judengegner, weil wir uns zum deutschen Volk bekennen. Der Jude ist unser aller großes Unglück.

Das soll anders werden, so wahr wir Deutsche sind.

30. Juli 1928.

Deutsche, kauft nur bei Juden!

Warum? Weil der Jude billig, aber schlecht, der Deutsche preiswert, aber gut verkauft. Weil der Jude euch begaunert, der Deutsche dagegen euch redlich und ehrlich bedient. Beim Juden könnt ihr allen Schund kaufen, beim Deutschen meist nur Spezial- und Qualitätsware.

Der Jude ist euer Blutsbruder, der Deutsche euer Volksfeind. Der Jude schuftet für euch im Schweiße seines Angesichts, der Deutsche ist ein Faulenzer und ein Tunichtgut. Der Jude stand mit euch vier Jahre lang Schulter an Schulter draußen an der Front und setzte sein Leben ein für Deutschlands Ruhm und Größe, der Deutsche drückte sich in der Etappe herum, saß in den Kriegsgesellschaften, schob in der Heimat. Der Jude starb, damit der Deutsche leben kann. Wo wäre ein Jude zu finden, der nicht all sein Hab und Gut durch Krieg und Revolution verloren hätte, und wo ein Deutscher, der nicht in dieser Zeit reich und übermütig geworden wäre? Ist es nicht so: der Deutsche hat Jesus ans Kreuz geschlagen und der Jude hat seine Lehre der Liebe erst in die Wirklichkeit umgesetzt?

Kauft vor allem nur in jüdischen Warenhäusern. Was geht euch der kleine deutsche Kaufmann an! Der soll nach Palästina gehen und da seine Ware feilbieten. Was will er bei uns in Deutschland? Dieses ewige Gejammer vom sterbenden Kleingewerbe haben wir satt. Im jüdischen Warenhaus ist es so bequem und gemütlich; billiger Schund und alles zu haben. An jeder Straßenecke steht so ein Palast, leuchtet in den dunklen Abend hinein, Christbäume funkeln

in den lichtübersäten Schaufenstern, der Weihnachtsengel schwebt herunter aus einer Wolke von Kitsch, die Kinder jubeln und klatschen in die Hände, und im Hintergrunde steht lächelnd der jüdische Menschenfreund und reibt sich die Hände von wegen dem Geschäft. Wo ist der deutsche Kaufmann, der soviel leistet an Gesinnungs- und Geschäftstüchtigkeit? Der Deutsche will auch leben? Wieso? Wie kommt er dazu? Er soll stempeln gehen wie wir alle. Warum soll es Deutsche geben, die es besser haben als wir? Ist das nicht ein Vorrecht der Juden in Deutschland? Warum haben wir denn eine Republik, wenn sie nicht dem Juden gehört?

Sechshundert kleine Existenzen gehen Weihnachten durch die jüdische Warenhauskonkurrenz allein in Berlin zugrunde! Gibt es überhaupt soviel freie Deutsche noch? Sei still, im nächsten Jahre schon werden es wieder weniger sein. In Deutschland ist nicht mehr viel aufzutreiben, was zugrunde gehen kann. So soll es auch sein. Deutschland den Juden! Dafür haben wir gekämpft und geblutet. Dafür setzen wir unseren letzten Groschen ein.

Steckt die Weihnachtsbäume an. Tochter Zion, freue dich! Bei Tietz und Wertheim ist das Christkind eingekehrt. Die guten Deutschen schmieden aus ihren sauer verdienten Groschen die Kette, die der jüdische Geldmann zu ewiger Sklaverei auf ihre geduldigen Schultern legt. Wer sollte nicht mithelfen am großen Liebeswerk der Weltjudenheit! Warum haben wir einen Nacken, wenn er nicht das Joch tragen will? Seit zehn Jahren steht Deutschland im Ausverkauf, wer wollte da nicht mittun? Fragt einer danach, ob du das Spielzeug, das du dem Kind unter den Christbaum legst, beim Juden Tietz oder beim Deutschen Müller gekauft hast? Der Jude wird durch die Groschen, die du ihm zuträgst, fett, und der Deutsche wird durch Groschen, die du ihm entziehst, mager. Was kümmert das uns? Licht soll sein an den Plätzen der Juden, Finsternis in den Gassen der Deutschen. So will es der Herr der Juden und sein Finanzminister Hilferding. Eigentum ist Diebstahl, solange es nicht dem Juden gehört. Keinen Pfennig den Fürsten, alles den Bank- und Börsen- und Warenhausschiebern!

Weihnachten ist das Fest der Liebe. Warum sollen wir da nicht auch die armen Juden lieben und fett machen? Liebet eure Feinde und tuet Gutes denen, die euch hassen! Wo war der Jude je nicht unser Feind und hätte uns nicht gehaßt und verfolgt und verleum-

det und bespuckt? Wer will so unmenschlich sein und von uns verlangen, wir sollten nach dem Gesetz verfahren, das er seit je uns gegenüber zur Anwendung bringt: Auge um Auge und Zahn um Zahn?

Das Kind, dessen Geburtstag wir so bald wieder in Freude begehen, kam in die Welt, um die Liebe zu bringen. Einmal aber mußte Christus, der Mann, einsehen lernen, daß man immer und überall mit der Liebe nicht auskommt. Als er im Tempel auf die jüdischen Börsen- und Warenschieber stieß, da ging er abseits, nahm eine Peitsche, brach hervor, ein rächender Gott, und schlug das Gesindel zum Tempel hinaus.

Deutsche, kauft nur bei Juden! Laßt den Volksgenossen verhungern und geht in die jüdischen Warenhäuser, vor allem zur Weihnachtszeit. Je größer das Unrecht wird, das ihr dem eigenen Volk antut, um so eher kommt der Tag, da auch unter uns ein Mann aufsteht, die Peitsche nimmt und alle Schieber zum Tempel unseres Vaterlandes hinausschlägt.

10. Dezember 1928.

Der Weltfeind

„Dreihundert Männer leiten die wirtschaftlichen Geschicke des Kontinents, von denen jeder jeden kennt. Sie suchen sich ihre Nachfolger aus ihrem Kreise."

So schrieb am 25. Dezember 1909 schon in der Wiener „Neuen Freien Presse" einer dieser Dreihundert, der es also wissen mußte, der Großkapitalist, Republikminister, Bolschewistenfreund und internationale Jude Walter Rathenau, bei dessen Tod in Deutschland Hunderttausende von marxistischen Proletariern gegen den Kapitalismus und gegen die Reaktion, für den Sozialismus und für Rathenau demonstrierten.

Die internationale Welthochfinanz hat Besitz ergriffen von den Souveränitätsrechten des deutschen Volkes und ist nun im Begriff, sich in unseren ehemaligen Machtbereichen wohnlich einzurichten. Getreu dem uralten Gesetz der jüdischen Rasse „Du sollst alle Völker fressen" hat sie bei uns damit angefangen, hat durch Krieg und Revolution die Widerstandskraft unseres Volkstums bis ins Mark erschüttert und sich dann daran gemacht, uns die lebenswich-

tigsten Organe Stück um Stück aus dem Staatskörper herauszuschneiden.

Sie besitzt nun unsere Münze und das Verfügungsrecht über den weitaus größten Teil der deutschen Produktion, unsere Verkehrseinheit und auf Grund ihrer militärischen und diplomatischen Machtmittel die Souveränität der deutschen Grenzen. Die Presse ist fast ausnahmslos in ihren Händen: damit macht sie die öffentliche Meinung, die Parlament und Regierung gestaltet. Mit Hilfe deutscher Regierer hat sie über unser Volk einen Fronvogt gesetzt, den heimlichen Kaiser Parker Gilbert. Der kontrolliert den Kolonialetat und hat Einspruchsrecht bei Einnahmen und Ausgaben; Parlament und Kabinett sind bedingungslos in seine Hand gegeben, und die Knechtsseligkeit der seit dem 9. November 1918 in Deutschland eingeführten Demokratie ist Garant für die Dauer dieses jammervollen Zustandes.

Die marxistischen Parteien sind nur noch willige Werkzeuge in den Händen dieser Freibeuter des Geldes. Mit ihrer Hilfe war es der Weltbörse möglich, das deutsche Volk seines Besitzes zu enteignen. Man nahm ihm in einem welterschütternden militärischen Ringen zwei Millionen seiner besten Söhne; aus deren Blut münzte die Wallstreet Goldbarren, mit denen sie uns heute tributpflichtig macht. Man stahl ihm in der sogenannten Inflation seinen baren Besitz und gab ihm statt dessen eine neue Währung, eine Münze, die nicht mehr uns gehört, sondern unseren Unterdrückern. Nun hat der Weltfeind die lebenswichtigsten Organe unseres Volkskörpers in seiner Hand.

Auf dem Asphalt der modernen Großstädte errichtet der Weltjude die imperialistische Diktatur des roten Goldes; ihre Säulen sind Presse, Arbeiterbewegung, Parlament und Feigheit der bürgerlichen Parteien. Jeder Tag, den wir in Jammer und Sorge hinter uns bringen, ist eine Etappe im Siegesmarsch des Goldes gegen das Blut. Die Dinge vollziehen sich heute bereits zwangsläufig, und man kann mit mathematischer Genauigkeit ausrechnen, wann uns das letzte Deutschtum auf den Gebieten der Politik, der Wirtschaft und der Kultur verlorengehen wird und wir vor dem Ende stehen.

So ist die Lage! Und während wir uns die Köpfe zerspalten und weltfernen Phantomen nachjagen, rüstet das Geld zum letzten Vernichtungsschlag gegen deutsches Arbeitertum, und es kann heute be-

reits keinem Zweifel mehr unterliegen, daß wir bei gleichmäßig fortschreitender Zermürbung des deutschen Widerstandswillens unter dieser Katastrophe, die näher ist, als wir alle glauben wollen, zusammenbrechen werden.

Die großen Parteien nationaler und internationaler Prägung haben längst schon offen oder verhüllt vor dem Machthunger des Weltfeindes ihre schmähliche Kapitulation vollzogen. Sie wirken am Zusammenbruch mit oder leisten ihm doch durch Feigheit und Mangel an Widerstandswillen bewußt und unbewußt Vorschub. Während man in den Parlamenten redet und debattiert und kaum noch ein und aus weiß, marschiert das Geld zielsicher und unbeirrt auf seinem Eroberungsfeldzug gegen die deutsche Arbeit vorwärts, und eines Tages stehen wir wieder wie 1914 und 1918 ungerüstet vor vollendeten Tatsachen, die dann jedoch grausamer und unabänderlicher sein werden als damals, da dieses weltgeschichtliche Ringen erst begann.

Ist es da vermessen, wenn wir das Signal zum Widerstand geben? Haben wir Deutschen verdient, daß man uns Sklavenketten schmiedet aus dem Gold, das man aus unserem Schweiß und dem Blut unserer Brüder prägte?

Die Fürsten des Geldes stehen bereit zum letzten Schlag. Sie haben unserem Volk den Glauben und den Willen geraubt, haben uns geschändet und entehrt und wollen uns nun den Absatz in den Nacken treten. Dagegen nutzt kein Reden und kein Beten; nur Widerstand, Kampf, Angriff! Nicht Gott hilft. Wir müssen uns selbst helfen.

Unser Leben ist in Gefahr. Das deutsche Volk befindet sich in einem Dauerzustand der Notwehr. Da ist jedes Mittel recht, den Feind zur Strecke zu bringen.

Wir sind bereit, das letzte anzuwenden. Wenn wir Deutschland vom Wahn des Goldes frei machen, dann vollbringen wir damit die größte Tat der Weltgeschichte. Blut gegen Gold! Arbeit gegen Geld! Fäuste gegen Paragraphen! Leben gegen tote Formel!

Dafür marschieren wir auf!

19. März 1928.

Menschen, seid menschlich!

Drei deutsche Proleten, Frontkämpfer, gehen abends nach der Arbeit müde heim. Der Weg führt sie von den lieblos leeren Steinwüsten des Ostens über den in tausenderlei Licht und Glanz erstrahlenden Kurfürstendamm. Schwer und grau breitet sich darüber der Abendhimmel, und ihr Schritt geht gleichmäßig und hart über den blanken Asphalt. Verbittert schauen sie in all die Pracht. Juden flanieren herauf und herunter, blonde deutsche Mädchen im Arm. Und als einer der Proleten mit seiner Schulter einen runden, feisten, in Lack und Wohlgeruch einhertänzelnden Sohn des Wüstenvolks zufällig berührt, da haucht ihn der an, als sei er Herr dieser Stadt und der andere, der Prolet, sein Knecht und Sklave. Was ihm einfiele, ob er nicht wüßte, daß er in seinem Habitus hier nur geduldet sei, warum er nicht draußen im Osten bliebe, und wieso er überhaupt dazu komme, den Glanz und die Pracht des Westens allein durch seine Existenz zu stören. Darauf nimmt der Prolet seine Handschrift zur Hand und drückt dem Hebräer seine Visitenkarte in gar nicht mehr mißzuverstehender Weise in die Visage hinein.

Das ist die Vorgeschichte.

Und nun erlebst du was. Auflauf. Beteuerungen, Anklagen, Schupo, Schupo! Der Grüne ist in Bruchteilen von Sekunden zur Stelle. Verhaftung unter dem Beifall der Menge. Zweifelhafte Damen schreien, man verderbe ihnen das ganze Geschäft. Kunden grinsen. Der Prolet wird abgeführt. Landfriedensbruch. Ein Jahr Gefängnis. Harmlose Passanten niederzuschlagen, unglaubliche Terrorakte, Pogrom in Berlin W, Protestversammlungen, Lebensläufe des so schwer Mißhandelten und Photographien seines stillen Heldentums.

Und dann der Aufruf des „Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens". Alle Prominenten und alle Anwärter auf die Prominenz geben ihre Unterschrift mit Handkuß. Flammend brennt es von allen Plakatsäulen:

Menschen, seid menschlich!

Wenn man auf dem Kurfürstendamm einem Hebräer eine verdiente Ohrfeige haut, dann ist das in Nowawes schon ein Pogrom. Sieht der Jude, daß es Ernst wird, dann geht er augenblicklich von einer Tour in die andere, und nützt alles nichts mehr, dann sollen wir Menschen, das heißt wir ausgeplünderten Deutschen, menschlich sein.

Menschen, seid menschlich! Wir nehmen den Ruf auf. Seid menschlich und schaut nicht länger untätig zu, wie eine Horde von asiatischen Freibeutern über ein wehrlos gemachtes Volk herfällt, es auspfändet bis aufs Hemd und dann hohnlächelnd ihre Spucke auf die Betrogenen ablädt! Seid menschlich und duldet es nicht länger, daß eure Peiniger mitten unter euch ihre Paläste aufbauen, während ihr in Löchern und Höhlen haust. Millionen von Kriegskrüppeln, Witwen und Waisen darben, frieren und hungern, und kein Mensch redet von ihnen. Den kleinen Leuten hat man ihre Spargroschen aus der Tasche gestohlen und überläßt sie nun kaltlächelnd dem heimlich schleichenden Ruin. Deutsche Arbeiter finden keine Arbeit in ihrem eigenen Lande. Man bietet ihnen Bettelgroschen, die zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel sind. Und wird man ihrer überdrüssig, dann steuert man sie aus und tut so, als existierten sie nicht mehr. Ihre Kinder verkommen und verelenden; sie haben kein Hemd mehr auf dem Leibe. Die Mutter muß sie weinend ohne Brot morgens in die Schule schicken, und mittags weiß sie noch viel weniger, wie sie die hungrigen Mäuler stopfen soll. Aus herrlichen blonden Jungens werden unterernährte, schwindsüchtige Krüppel, und über ihrem ferneren Leben stehen Krankheit, Siechtum, Elend, Hunger und Verbrechen als Leitsterne. Deutsche Mädchen werden auf die Bahn des Lasters förmlich gezwungen, und der Jude nimmt lächelnd die billige Beute. Kinder schreien um Brot. Väter grollen in dumpfer Verzweiflung, und Mütter haben das Weinen längst verlernt. Unterdes tanzt der Übermut auf dem gärenden Vulkan, und es wird einmal ein grauenvolles Ende werden.

Menschen, seid menschlich! Blast die Lichter des tanzenden Glücks aus und gesteht es euch, daß es so nicht mehr weitergehen kann. Ein ganzes Volk liegt im Sterben. Macht die Augen auf und erkennt, wie nah ihr am Abgrund steht! Euch hilft kein Gott und kein Teufel, wenn ihr euch nicht selbst helft.

Michel, wach auf! Dein Feind leert dir grinsend die Taschen. Nicht lang mehr, und du stehst vor dem Nichts. Wach auf und gib acht, daß du nicht mit dem aneinandergerätst, der es gut mit dir meint. Verprügle nicht den, der dich geweckt hat!

Es ist Zeit! Es ist Zeit!
Notzeichen stehen am Himmel!
Du hast lange genug geschlafen.

Dein Vernichter weiß, was sein wird, wenn du einmal aufwachst.
Darum ruft er im Vorgefühl seiner abgrundtiefen Schuld:
Menschen, seid menschlich!
Ihr alle, die man belogen und betrogen hat:
Wir rufen euch zu:
Deutsche, seid deutsch!

28. November 1927.

Rund um die Gedächtniskirche

Das ist Berlin W:

Tausend und tausend Transparente speien eine Fülle von Licht in den grauen Abend hinein, daß der Kurfürstendamm hell liegt, fast wie bei Tage. Straßenbahnen klingeln, Autobusse rasseln hupend vorbei, vollgepfropft mit Menschen, Menschen; in langen Reihen summen Taxen und vornehme Privatlimousinen über den spiegelglatten Asphalt. Die roten, gelben und grünen Signallichter hemmen und öffnen die Weiterfahrt; mitten in all dem Gewühl steht hochaufgerichtet der Grüne und gibt für die schwarzen Menschenmauern an den Straßenrändern den halsbrecherischen Übergang von einer Seite zur anderen frei. Ein Gequieke und Gequake schlägt ans Ohr, daß der Ungewohnte jeden Augenblick Gefahr läuft, die ruhige Besinnung zu verlieren. Vor den großen Kinos leuchten grellrot die neuesten Schlager der Saison: „Vom Leben getötet", „Das Mädchen vom Tauentzien", „Nur eine Nacht". Duft von schweren Parfüms fliegt vorbei. Kokotten lächeln aus den kunstvollen Pastellgemälden moderner Frauengesichter; sogenannte Männer schlendern auf und ab, Monokel blitzen; falsche und echte Edelsteine leuchten auf. Alle Sprachen der Welt dringen ans Ohr; da geht der gelbe Inder schweigend neben dem gesprächigen Sachsen; ein Engländer bahnt sich fluchend mit den Ellenbogen seinen Weg durch das Gewühl, und all den Lärm übertönend, brüllt ein verfrorener Zeitungshändler die eben aus der Rotation gekommene Journaille des Abends aus.

Mitten in diesem Trubel der Weltstadt reckt die Gedächtniskirche ihre schlanken Spitzen in den grauen Abend hinein. Sie ist fremd in diesem lauten Leben. Wie ein stehengebliebener Anachronismus trauert sie zwischen den Cafés und Kabaretts, läßt die summenden

Autos um ihren Steinleib gleiten und gibt zur Sünde der Fäulnis gelassen und zage die Stunde an.

Es gehen viele Menschen um sie herum, die vielleicht noch nie zu ihren Türmen hinaufschauten. Da flankiert der Snob in Pelzmantel und Lack, die Dame von Welt, von Fuß bis Kopf Garçonne, mit Monokel und qualmender Zigarette, stöckelt an ihren Gehsteigen vorüber und verschwindet in einer der tausend Stätten von Rausch und Gift, die hier ihre schreienden Lichter lockend in den abendlichen Tag hineinsenden.

Das ist Berlin W! Das steingewordene Herz dieser Stadt. Hier hockt in den Nischen und Ecken der Cafés, in den Kabaretts und Bars, in den Sowjettheatern und Beletagen die Geistigkeit der Asphaltdemokratie aufeinander. Hier, hier wird die Politik von sechzig Millionen fleißiger deutscher Menschen gemacht. Hier gibt und holt man die neusten Börsen- und Theatertips. Hier schiebt man in Politik, Bildern, Kuxen, Aktien, Liebe, Film, Theater, Regierung und Wohlfahrt. Die Gedächtniskirche steht nie einsam. Vom Tage taucht sie ohne Übergang in die Nacht, und die Nacht wird zum Tag, ohne daß einen Augenblick um sie die große Stille kam.

Die ewige Wiederholung von Fäulnis und Zersetzung, von Mangel an Genialität und wahrer Schöpferkraft, von innerer Leere und Trostlosigkeit, überfirnißt mit dem Talmiglanz eines zur widerlichsten Scheinkultur herabgesunkenen Zeitgeistes: das ist es, was rund um die Gedächtniskirche sein Wesen und Unwesen treibt. Man möchte hier so gerne wahrhaben, es sei die Elite des Volkes, die auf dem Tauentzien dem lieben Gott den Tag und die Nacht stiehlt. Es ist nur die Israelite.

Hier ist das deutsche Volk fremd und überflüssig. Man fällt beinahe auf, wenn man in der Sprache des Landes spricht. Paneuropa, Internationale, Jazz, Frankreich und Piscator, das ist die Parole.

„Die Freundin, alte Nummer, nur zehn Pfennig!" schreit ein findiger Händler. Es kommt nicht einer von den Vorübergehenden auf den Gedanken, daß das fehl am Ort sei. Es ist gar nicht fehl am Ort. Dieser Mann kennt das Milieu.

Berlin W ist die Eiterbeule an dieser Riesenstadt des Fleißes und der Betriebsamkeit. Was die im Norden erarbeiten, das verjubeln die im Westen. Vier Millionen schaffen in dieser Steinwüste Leben

und Brot, und darüber sitzen hunderttausend Drohnen, die ihren Fleiß verprassen und in Sünde, Laster und Fäulnis umsetzen.

Der Kurfürstendamm schreit lautheulend auf, wenn man einem dieser Blutsauger einmal auf die Hühneraugen tritt; dann ist die Menschheit in Gefahr. Einen kann man dort nicht leiden sehen — wenn er vom Metier ist. Und lachend trägt man ein ganzes Volk zu Grabe.

Das ist nicht das wahre Berlin. Das sitzt anderswo und wartet und hofft und kämpft. Es beginnt, den Judas zu erkennen, der unser Volk für dreißig Silberlinge verkauft und verhandelt.

Das andere Berlin steht auf der Lauer, zum Sprung bereit. Tage und Nächte hindurch arbeiten einige Tausend, daß einmal ein Tag kommt. Und dieser Tag wird die Stätte der Fäulnis rund um die Gedächtniskirche zertrümmern, umgestalten und dann neu eingliedern in ein auferstehendes Volk.

Der Tag des Gerichts! Es wird der Tag der Freiheit sein!

23. Januar 1928.

卐

Verlagsanzeigen